

Geschichten und Sagen

aus

Alt Arn Rhätien

von

Anna Katharina Calvi

Nina Camenisch



D a v o s

Hugo Richter, Verlagsbuchhandlung
1899.

Inhalt.



	Seite
<u>Burg Ehrenfels. Eine Bündner Geschichte aus dem</u>	
<u>14. Jahrhundert</u>	1
<u>Die Garnstrangen</u>	84
<u>Verfam. Eine Bündner Geschichte aus dem vorigen</u>	
<u>Jahrhundert</u>	124
<u>Elisabeth von Marmels</u>	231
<u>Drei Ströme</u>	240
<u>Andres, der Senn</u>	243
<u>Zwei Wildmannli-Sagen aus Graubünden:</u>	
<u>1) Babeli</u>	266
<u>2) Heinz und Maria</u>	275
<u>Das Bergwirthshaus. Eine Graubündner Volksfage</u>	
<u>aus dem 17. Jahrhundert</u>	286
<u>Sieben Schwestern. Einer alten Chronik nacherzählt</u>	319
<u>Der ewige Jude in den Alpen. Eine Graubündner</u>	
<u>Winterabend-Geschichte</u>	443
<u>Der Ring. Eine Graubündner Dorfgeschichte .</u>	460
<u>Eine Graubündner Bauernstube im Winter . .</u>	487

IV

	Seite
<u>Die guten Geschwister. Eine Bündner Sage</u>	<u>534</u>
<u>Des Mädchens Traum vom Todtenvolk. Eine Bündner Sage</u>	<u>544</u>
Zufriedenheit. Eine Sage aus dem Bündner Oberland	548
Freundschaft. Eine Bündner Sage	553
Romanische Volkslieder in deutscher Uebersetzung	558



Burg Ehrenfels.

Eine Bündner Geschichte aus dem 14. Jahrhundert.

Es träumen die Burgen am Rhein,
Sie winken vom grünen Gelände
Und drüber die schneeigen Wände,
Die leuchten im Morgenschein.

Sie leuchten dem menschlichen Blick
In ewigem, herrlichem Schimmer;
Die Burgen sie sanken in Trümmer
Und träumen von früherem Glück.

Sie träumen von Rittern voll Mut,
Von feierlich krieg'rischen Klängen,
Begeisterten Harsengesängen
Und Fräulein so hold und so gut.

Dies alles dahin und kehrt nie;
Verfallen und wehmuthvoll schauen
Du Thale die Thürme, die grauen,
Ein geisterhaft Klüffern um sie.

Ehrenfels ist eine der vielen Burgruinen des dörfen- und bäumereichen, Rhein und Albula durchflossenen, herrlich grünenden Domleschgerthales, in dessen Hintergrunde die majestätischen weißen Berge ragen. An des Thales südlichem Ende liegt Ehrenfels, gelehnt an eine waldbewachsene Halde, den Rhein zu Füßen, die Trümmer der alten berühmten Burg Hoch-Nealt über ihm, das stattliche Thuisis seitwärts und den sanft ansteigenden, sonnenhellen, alpenreichen Heizenberg gegenüber.

Besuchen wir Ehrenfels zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, da sah es recht stattlich und gemütlich aus und gar nicht raubritterlich. War's, weil jene schlimme Zeit schon ziemlich vorüber? Oder kam's vom milden Charakter seiner Bewohner her? Ritter Burkhardt und seine Gemahlin Adelheid waren gütige Leute. Er, ein Held voll Kraft und Ehre, war nie froher, als wenn er seine Freunde oder bedrängte Armut gegen die Ueberreste des Raubrittertums schützen durfte; d'rum trug er auch zahlreiche Wunden davon, deren eine, zur Zeit unserer Erzählung aufgebrochen, sein Leben einem langsamen Tode

entgegenführte. Aber treue, herzliche Liebe verpflegt sein Krankenlager; neben ihm sitzt seine Gemahlin Adelheid, hält seine Hand tröstend in der ihren, bereitet ihm jede Bequemlichkeit, schaut ihn an mit ihren schönen, innigen Augen und betet für ihn, wenn jeder irdische Trost zu schwach, denn Adelheid, die Tochter des Ritter Thomas von Schauenstein, war fromme Novize gewesen, im Frauenkloster zu Ratis (ein Schicksal, welches gewöhnlich die Töchter der Seitenlinien von Schauenstein traf), und so auch sie, das Kind des jüngsten Bruders jener edlen Familie, während Ulrich, der Älteste sein Schloßherrenrecht auf den einzigen gleichnamigen Sohn vererbte.

Mit diesem jungen Vetter Ulrich war Adelheid aufgewachsen, hatte sich in inniger Kinderfreundschaft mit ihm im Schloßpark von Schauenstein getummelt.

Fassen wir im Biede zusammen, was die Sage von Adelheid's Jugend erzählt:

Der Junker und das Fräulein,
Sie pflücken auf der Haid'
Viel rote Alpenröslein,
In süßer Kinderzeit.

Des Schlosses Zinnen leuchten
Wie Gold im Abendschein,
Wo Beiden blüht die Jugend,
Unschuldig, hold und rein.

Der Junfer ist geworden
Ein schlanker Rittersmann.
Mit träumend blauen Augen
Schaut er das Leben an.

Das Fräulein ist geworden
Ein hohes, reines Weib
Mit milder, klarer Seele
Und kraftvoll schönem Leib.

Der strenge Spruch der Väter,
Er trennt der Beiden Bahn:
„Ihr seid Geschwisterkinder —
Nicht Braut und Bräutigam!“

Der Jüngling will verzweifeln
Und sucht in blut'ger Schlacht
Den Tod auf tausend Wegen,
Als jagt' ihn Wahnsinns Nacht!

Das Fräulein schützt und pflegt ihn
Mit frommer Schwestertreu,
Bewacht all' seine Wege
Bis Kampf und Qual vorbei.

Verlobt sich treu dem Kloster —
Zu beten für die Ruh'

Des Herzensallerliebsten,
Das bringt auch Ruh' ihr zu.

Am Vortag ihrer Weihe —
Da tritt sie fromm und mild
Zum Herzensallerliebsten,
Zeigt ihm ein ander Bild.

Das ist das schönste Fräulein
Im ganzen weiten Land,
Die Freundin ihrer Jugend,
Die führt sie an der Hand:

„O Ulrich, mein Geliebter!
Bin Dein Geschwisterkind
Und kann Dein Weib nicht werden!
Nimm d'rum die Rosalind!

„Sie hat ein schönes Antlitz
Und milden, guten Sinn
Und wird Dich treulich lieben,
Wenn ich im Kloster bin!“

Aber die brave, aufopfernde Adelheid wurde nicht Nonne; zum letzten Mal, vor ihrer Klosters-einkleidung, mußte sie auf Vaters Gebot an der Hochzeitsfeier ihres Verwandten Ulrich teilnehmen.

Sie kam mit der edlen, milden Ruhe, die ihr eigen war, und erwarb die hohe Achtung und Freundschaft des tapfern, biedern Ritter Burk-

hardt von Ehrenfels. Burkhardt war nicht so schön, wie Ulrich von Schauenstein, aber männlicher und gutherziger in seinem Wesen.

Charakterfest setzte er seine Werbung bei dem stillen, ernstesten Fräulein fort, und Thomas von Schauenstein, hocheifrig über die Lebensaussicht, welche sich seiner einzigen Tochter bot, drängte Adelheid, bis sie ihm endlich, wenn auch mit leisem Widerstreben, gehorchte. Sie liebte Burkhardt anfangs nicht, aber Achtung und Freundschaft verwandelten sich bald in Gattenliebe, und nun gab es kein treueres, zärtlicheres Paar, als Burkhardt und Adelheid. Mit der Familie Schauenstein unterhielt sie stets den freundschaftlichsten Verkehr und liebte in der Folge vor Allen die kleine Mathilde, das jüngste Kind Ulrich's, des Vaters blauäugiges Ebenbild.

Sie führten ein gemüthliches, schönes Leben, Herr Burkhardt und Frau Adelheid, als ihre Seelen sich endlich innig gefunden hatten; ihre Heimat Ehrenfels war reizend, aber mehr einem wirklichen Landsitz ähnlich, als einer Ritterburg; zwar umgab den geräumigen Schloßhof eine Mauer, jedoch nicht hoch, ließ sie die schönere

Einfriedung schattengebender Waldbäume sehen, deren Königin, eine mächtige Eiche, ihre Nester niedersenkte auf die Steinbank links des Thores. Ein hübscher Rasenplatz lag auf der Hofes Sonnenseite und umgestürzte Steinbilder alter Ritter (auf eine frühere romantische Zeit deutend) dienten nun, im Viereck aufgestellt, zu Pfeilern eines Gartenzaunes, in dessen Schutz mehr nützliche Küchengewächse, als Blumen gepflanzt wurden, und was das Aussehen des Burghofes noch friedlicher machte, der Rasenplatz war zugleich Bleiche sehr fein gesponnener Leinwandstücke, die mit dem reichsprudelnden Wasser des nebenan stehenden Brunnens begossen wurden. Dieser Brunnen war zugleich Sammelplatz der fröhlichen Dienerschaft von Ehrenfels, den kräftigen Knechten, die ihres Herrn glänzende Schlachtrossen tränkten, oder die fetten zutraulichen Künder und Schafe, die so viel süße Milch und Butter und wärmende Wolle lieferten; denn Frau Adelheid galt weit und breit für eine ausgezeichnete Landwirtin; diese Eigenschaft samt ihrer Wohlthätigkeit und Familienliebe haben den Namen Adelheid von Ehrenfels-Schauenstein zu einem sehr beliebten gemacht, in der Chronik jener Zeit und Gegend.

Auch muntere Mägde belebten den Schloßbrunnen, mit Waschen und Plaudern beschäftigt und Adelheid's Lieblingstiere verpflegend. Schöngefiederte Hühner, Tauben, Gänse und Enten schnatterten vergnügt um das klare Wasser im Eichenschatten, und jeden Morgen erschien die Burgfrau selbst und fütterte sie, denn ihr Sinn war kindlich geblieben, trotz des hohen, milden Ernstes in ihrem Wesen.

Man hat ein Bild von ihr; das niedliche Sammetkappchen damaliger Zeit umrahmte eine reine, gedankenreiche Stirn, mit dem Schmucke der freundlichen braunen Augen und gleichfarbigen Haarflechten; ihr Wuchs war hoch, schlank und dennoch kraftvoll; d'rum war Arbeit ihr auch eine Freude und keine Anstrengung, sie stand gerne selber am Kochherde und leitete die Mägde zu vortrefflicher Speisebereitung an — wenn gleich die damalige Kochkunst den jetzigen Tafelansprüchen nicht genügen mochte.

Herrn Burthardt's Freunde kamen gerne und oft zu ihren Gastmahlen und sie mochte ihrem Gemahl nicht die Gemütlichkeit verderben durch Sauersehen, wenn es ihr gleich nicht immer an-

genehm war, als tadelbeherrschende Gebieterin im Kreise dieser oft rohen Ritter zu sitzen, die von wenig anderm sprechen mochten, als von Jagd und Krieg.

Lieber weilte sie in ihrer stillen Halle bei ihrem Stuhlrahmen, denn sie war als ehemalige Klosterschülerin eine geschickte Tapissierestickerin. Nach der Sitte damaliger Zeit verzierte sie ganze Zimmerwände mit reichen Stickereien auf Gold- und Silbergrund. Die Waffenhalle Herrn Burkhardt's prangte mit Schildereien aus den Kreuzzügen, des guten Ritters Lieblingsgeschichten; er schwärmte für's Heldentum im edlen Stile.

Ihr eigenes Stübchen zierte die ländlich erzogene Frau mit Waldesgrün und Feldblumen, wie sie die Fluren von Schauenstein hervorgebracht; mit den Kämmlein und Vögelein, die ihre Kindheit beglückt; und fühlte sich so heimisch in diesem kleinen Zauberreich ihrer fleißigen, kunstfertigen Hand.

So flohen die Tage für Burkhardt und Adelheid in heiterm Sonnenschein, während es auf anderen Burgen oft düster und drohend aus sah.

Ein holder Sohn erfreute das Ehepaar, Adelftan Andreas wurde der Liebling genannt; schön und hoffnungsvoll blühte er empor; sein kindliches Lächeln tröstete die Mutter, als sie am Grabe ihres guten Vaters, Thomas von Schauenstein, trauerte. Aber sie sollte bald mehr Leid erfahren.

Wie schon am Anfange dieser Erzählung angedeutet, Herr Burkhardt hatte sich im Kampfe mit Raubrittern zum Schutze seiner Freunde manche Wunde geholt, eine der schwersten war wieder aufgebrochen und bedrohte sein Leben.

Eines heitern Sommertages sehnte er sich innig in's Freie hinaus und ließ sich von Frau Adelheid auf die breite Altane des Schlosses führen, von welcher weg man das weite schöne Thal überschauen konnte, während die wehenden Zweige der prächtigen Eichen und Linden die blitzenden Sommersonnenstrahlen vom Haupte des Kranken zurückhielten.

Hier saß er im weichen Lehnstuhl gebettet, und wie dankend und Abschied nehmend schaute sein Auge empor zu den herrlichen schneeweißen Heimatbergen; schaute in's wunderschöne Thal mit seinen grünen Fluren, wallenden Bäumen, feierlich

dunklen Wäldern, glänzenden Bergen und friedlichen Dörfern, und der blaue, majestätische Rhein strömte durch dieses irdische Paradies dem Meere zu.

Ein glückliches Lächeln verklärte das Antlitz des bald Sterbenden, wie schön war alles um ihn! Er konnte nicht trauern; und wer saß ihm zur Seite? Adelheid, die treue, anmutige Gemahlin. Innige Liebe, Gottvertrauen und stilles Leiden sprachen ihn an aus diesen holden Augen, und die nimmer müden Hände ordneten seine Kissen, reichten ihm kühlenden Trank und falteten sich zum Gebet, wenn ein Zug von Schmerz um seine bleiche Stirne schwebte. Und wer schmiegte sich kindlich an seine Kniee, und streichelte seine Wangen? Das liebliche Söhnlein Adelstan war es, schön wie die Mutter und ihm ebenso treuinnig ergeben.

Aus den offenen Fenstern aber des großen Rittersaales unter der Altane klangen kraftvoll und meisterhaft gespielte Harfentöne zum Sterbenden empor. Es war Otto Cadory, der also spielte, der treueste Diener Ritter Burkhardt's, sein Waffengefährte in so mancher Schlacht, sein Heldenfänger — wie er ihn nannte — denn be-

geisterte Lieder entquollen seiner Harfe und seinem Munde. Tiefe Narben, schwere Wunden hatte er sich in den Kriegen seines Gebieters geholt, aber sein invalider Körper barg eine feurige Seele, die sich in ritterlichen Gesängen aussprach, zur Freude seines Gebieters, welchen er über alles liebte und verehrte.

Wie die Meisten im Schlosse, glaubte er seines Herrn Sterben noch nicht so nahe und wollte heute auch beitragen, den Kranken droben auf der Altane zu erheitern, er sang zu seiner schönen Harfenbegleitung ein Kreuzfahrerlied, das Ritter Burkhardt in früheren Jahren gern hörte:

„Das purpurrote Banner weht

Im Feld bei Ascalon!

Allwo das Heer des Kreuzes steht

Zum Streit für Gottes Sohn.

Zum Streit! Zum heil'gen Streit!

Bis in den Tod bereit!

Grobert sei des Herrn Gruß!

Wenn die Trompete ruft.

Wir gaben unsere Heimat hin!

Und unsere Lieben all'!

Und hegen nichts als Kriegersinn,

Bei tiefer Trommel Schall.

Der Hunger und der Schmerz,

Nichts schüchtert unser Herz:

Wir dringen vor! Wir dringen vor!
Bis zu Edessa's Thor.

Es rauscht das Meer, es rauscht das Meer,
Das unser Schifflein trägt,
O leidenreiches Kreuzesheer!
Das Sturm und Hunger schlägt,
 Mußt denken, wer Dich rief!
 Dann geht Dir nichts mehr schief,
Du siegst in purpurrotem Blut,
Und alles wird Dir gut.

Also sang Otto Cadory seinem Herrn die alten Lieblingslieder und Erinnerungen aus ihrer Beiden frischen, fröhlichen Heldenzeit, und Ritter Burkhardt auf seiner Altane hatte noch Kraft, das Haupt zu heben und zu lauschen, und ein stolzes Feuer blitzte auf einen Augenblick aus seinen bald brechenden Augen, er träumte sich zurück in seine kraftvollen, thatenreichen Jugendjahre.

Und drunten am sprudelnden Schloßbrunnen standen alte, treue Diener und schauten trauernd zum Erker empor, zum verehrten kranken Herrn, und seine ebenfalls alten Schlachtrosse standen auch dort, der glänzend schwarze Hengst Askalon und die silbergraue Edessa. Man hatte die Pferde vorgeführt, weil man wußte, daß der Herr sie

gerne sah, und sie wieherten freudig empor zum freundlichen Gebieter.

Als die Nachmittagssonne tiefer sank und ein herrliches Goldrot von den Bergen niederstrahlte, da lächelte der Ritter noch einmal und senkte dann sein Haupt auf Adelheid's Schulter, und eh' die erschrockenen Diener Pater Bonifazius, den Burgkaplan, rufen konnten, war er eingeschlummert am treuesten Herzen, das für ihn geschlagen.

Frau Adelheid war nun Witwe.

Schwer war ihr Kummer anfangs, denn sie hatte einen so raschen Tod ihres Gemahls nicht erwartet. Aber innig fromm von Jugend auf und kraftvollen Geistes erholte sie sich nach und nach, zu treuer Ausübung ihrer Pflichten, am treuesten gegen ihren verwaisten, jungen Sohn, welchem sie die beste Erziehung angedeihen ließ, die damals möglich war, so daß der liebliche Knabe zu einem herrlichen Jüngling emporblühte.

Auch sein Erbe Ehrenfels hielt sie in gutem Stand, nie prangten die Fluren des freundlichen Edelsitzes in reicherm Ertrage, als unter ihrer klugen, ernstern Leitung.

Sie selber liebte die Einsamkeit und ließ die Trauerfahne, um ihren verstorbenen Gemahl, jahrelang auf des Schlosses grauem Wartturm wehen, so daß die fröhlichen Rittergesellschaften damaliger Zeit diesem Zeichen stiller Trauer auswichen und die Besitzerin von Ehrenfels ihre Tage ruhig ihrem Sohne und ihren Untergebenen widmen konnte.

Knechte und Mägde fühlten sich glücklich unter ihrer verständigen Leitung und die Arbeiten des Frühlings, Sommers und Herbstes waren eine wahre Freude für alle. In den langen Winterabenden sammelten sie sich in der großen Gesindehalle der Burg; während die Mägde spannen, fertigten die Knechte allerlei Acker- und Stallgeräte und erzählten den horchenden Mägden schauerliche Kriegs- und Spukgeschichten, oder Frau Adelheid erzählte selber, aber nicht schauerliche, sondern belehrende Dinge, und freute sich ihres mütterlich guten Einflusses über diese vom Leben bedrängten Leute. Gaben dann sorgfältig gerichtete Sanduhren die zehnte Stunde an, so wurden auf dem Gute erblühte Äpfel und Nüsse verteilt und Frau Adelheid sprach selbst ein frommes

Nachtgebet in Abwesenheit des Burgkaplans, worauf alle ehrerbietig, doch munter, ihr Arbeitszeug bei Seite stellten und sich zur Ruhe begaben.

~~~~~  
Bertha, des Thorwarts Töchterlein.

Was birgst Du Dich, Du arme Maid,  
Wohl täglich hinterm Thor?  
Und reitet des Herren Sohn vorbei,  
So guckst Du furchtsam vor.

Des Herren Sohn ist wunderschön,  
Drum berg ich mich am Thor,  
Doch wag ich's nicht, zu grüßen ihn,  
Drum guck' ich furchtsam vor.

Oft kommt er auch mit seiner Braut  
Hieher im Abendschein.  
Dann pflückt er ihr ein Blümlein wohl,  
Möcht selber eines sein.

Ich schmückte dann ihr dunkles Haar,  
Gefiel's dem jungen Herrn;  
Und wär ein Druck von seiner Hand  
Mein Tod, wie stürb' ich gern.

Sie ist so schlank und ich bin klein,  
Sie weiß wie Schnee, ich braun.  
Ihre Augen sind wie Sonnenschein  
So glänzend anzuschau'n.

Die meinen sind von Tropfen trüb,  
Die kommen — weiß nicht wie —  
Mir immer d'rin, denk ich an ihn,  
Und anders denk ich nie.

Könnt' ich nur immer sein beim Thor,  
Doch fürcht' ich, endet's bald;  
Ich werde matter Tag für Tag  
Und 's Stänzlein schreit im Wald.

Man sagt, das schreit, wenn jemand stirbt,  
Wenn auch noch jung ich bin,  
Bin müd' genug — begrabt mich hier!  
Hier kommt er täglich hin.

---

Frau Adelheid führte, wie wir gesehen, mit ihrer Dienerschaft ein friedliches, patriarchalisches Leben; aber drei Personen mußte sie in ihrem Haushalte dulden, die sie lieber weit weg gehabt hätte.

Es waren dieß der rohe Thorwart mit Weib und Kind. Der Thorwärter hatte im Kriege Ritter Burkhardt tapfer Dienste geleistet und als Lohn die mühelose, gutbesoldete Thorwärterstelle der kleinen, friedlichen Burg Ehrenfels erhalten und, trotz seiner Fehler, bis zum Tode behalten, da Burkhardt es gewünscht und Adelheid des ver-



storbenen Gemahls Anordnungen immer ehrte und hielt. Weil ihr aber der rohe, träge Thorwächter in des Schlosses Gesindestube (wo sie so gerne als gemüthliche Herrin waltete) gar zu unangenehm war, richtete sie ihm und den Seinen das Häuschen am Thor ein und gab ihnen von der übrigen Dienerschaft abgesonderte Beschäftigung und abgesonderten reichlichen Unterhalt, kümmerte sich weiter aber wenig um die Leute.

Des Thorwarts bleichem, stillem Weibe that Frau Adelheid sehr unrecht mit ihrer Abneigung; sie hatte ein sanftes, gutes Herz, diese Arme, beständig vor ihrem Manne zitternde, sie war auch der eigentliche treue Thorwärter; während ihr Tyrann drinnen in der Hütte schnarchte, saß sie auf der eichenumschatteten Steinbank am Thor, besorgt den furchtsamen Blick auf die Ein- und Ausgehenden geheftet und den Bericht ihrem Manne vor sein Faullenzerlager bringend, und wenn er dann wegen der Störung sie, die Berufstreue, gescholten, aber sie doch wieder hinaus auf die Wache schickte, schlich sie zur Steinbank zurück, lauschte treu und furchtsam den kommenden und gehenden Fremden, drehte dabei mit fleißigen

Händen unermüdlich die Spindel und lehrte diese Kunst ihr zartes Töchterlein Bertha.

Wie liebten sich die arme Mutter und das arme Kind so innig. Wie schön in kindlicher Seligkeit und Liebe aufgelöst war Bertha, wenn sie zu der Mutter Füßen unter der rauschenden Eiche sitzen konnte. Aber wie unscheinbar bleich und geknickt war das arme, kleine Mädchen beim rohen Vater oder bei Fremden, die ihm keine Liebe gaben.

Als nun seine Mutter so früh starb und eine lieblose Stiefmutter bald kam, da saß die arme Kleine wie ein krankes Vögelein auf der Steinbank, wo es sie so lieb und schmerzlich an die Mutter erinnerte, die dunkeln Augen, aus denen rührend ein gebrochenes Kinderherz sprach, eifrig auf die Spindel geheftet, um die harte Stiefmutter zufrieden zu stellen.

Niemand ahnte etwas von den Leiden des stillen Kindes, denn es klagte und weinte ja nie, spann nur still, in seine Bankcke gekauert, vom grauen Thorpfeiler und den herabhängenden Eichenzweigen geborgen, das war sein liebstes Plätzchen;

drinnen in der Hütte war es dem Vater und der Stiefmutter doch nur im Wege.

So saß denn Bertha auch einmal hier, als der Novembersturm schauerlich um die grauen Warttürme kreischte und die Sonne so bleich schien; die arme Kleine zitterte vor Frost, denn der Wind wehte eisig, es war ihr unendlich weh.

Auf des Schlosses Erker stand Frau Adelheid, sich besorgt nach dem Winde umsehend. Da trat der schöne Knabe Adelstan zu ihr, und sie, jeder Sorge vergessend, legte den Arm um den Liebling und drückte seine Wange an die ihrige. „O dort oben ist auch eine Mutter,“ seufzte die arme Bertha, und es zog sie sehnend zum Erker, aber unendlich scheu und furchtsam schwankte sie wieder zur Steinbank zurück und erregte so die Teilnahme des freundlichen Adelstan.

Er sprang hinunter zur Betrübten und wollte ihr sein Vesperbrot geben; das schöne Kind nahm die zitternden Händchen von den Augen, als es die gütigen Worte hörte, und faßte das innigste Vertrauen zum kleinen Freunde; so hatte seit der Mutter Tod niemand mit ihm gesprochen. Auch Adelstan fand Gefallen an seinem Schützling. Als

dessen erstarrtes Herzchen unter seiner liebevollen Behandlung nach und nach auftaute, als er ihr seine Spielsachen brachte und sie zu lächeln begann, erst still und fast unmerklich, dann immer kindlicher, da fand er das blaßbraune, dürftige Kind wunderlieblich, und es war dieses auch mit den rührend schönen Augen, die immer strahlender wurden, als der ritterliche Kleine ihr sein schönes, rabenschwarzes Pferdchen vorführte. Als er sich aber hinaufschwang und davonsauste, daß seine goldbraunen Locken wallten und sein blühendes Antlitz purpurn erglühte, bat Bertha um Gotteswillen, er möge aufhören, er könnte sonst herunterstürzen. Da mäßigte Adelman auf der Stelle den Lauf des Pferdes und ritt nun im Schritt durch das Thor ein und aus, um die kleine Zuschauerin zu vergnügen, der er zulächelte. Und Bertha barg sich halb hinter des Thores mächtigen Steinpfeilern und schaute zu, und wie ehemals, wenn die Mutter sie küßte, sproßten blühende Röslein auf den blaßen Wangen und die dunkeln Augen leuchteten in kindlicher Seligkeit.

So wiederholte es sich noch mehrere Tage, und Bertha war wieder glücklich, bis der heran-

wachsende Adelman zu seinem mächtigen Verwandten, dem Grafen von Montfort, gesandt wurde, um sich in Rittersitte zu üben.

Nun war Bertha wieder das bleiche, scheue Kind und barg ihre herzinnigen Augen unter den langen Wimpern. Und wie sie allgemach heranwuchs und Vater und Stiefmutter starben, wurde sie aufgenommen unter die Zahl der Dienerinnen des Schlosses, und keine that es ihr gleich an treuem, geräuschlosem, geduldigem Fleiß, wenn gleich der zarten Gestalt manche Arbeit schwerer fiel, als ihren derben, munteren Mitmägden.

Wenn dann an festlichen Tagen die Dienerschaft des Schlosses fröhliche Spiele machte, wurde Bertha nie dazu aufgefördert; war's Geringschätzung, war's Ehrerbietung gegen das zarte, schmucklose Kind mit der Unschuldsmiene, das seine braunen Haarflechten so einfach und so rein ums Haupt geschlungen hatte und seine dunkeln Augen so sittsam und so innig senkte? Der seine Mund öffnete sich selten zum Sprechen und noch seltener zum Lachen; aber wenn Bertha sprach, war ihre Rede sanft und verständig und ihr Lächeln lieblich.

Sie hatte als Jungfrau die Eigentümlichkeit



des Kindes beibehalten; wo man ihr kalt oder gleichgültig begegnete, war sie ein unscheinbares, bräunlich blasses Mädchen mit gesenkten Augen, begegnete ihr aber Freundlichkeit und Liebe, da überflog ein feiner Purpur ihr Antlitz und eine schöne Verklärung leuchtete aus ihren herzinnigen Augen.

In den Freistunden festlicher Tage saß Bertha am liebsten einsam auf ihrem alten, traulichen Plätzchen am Thorpfeiler und ließ das Eichenlaub auf sich herniederrascheln und dachte der Zeit, wo sie hier gesessen zu lieb Mütterleins Füßen, und war so weich und wehmütig. Der Eichbaum schien sie zu verstehen und seine Nester herabzubreiten, um die der Welt Tote und nur in Liebe Lebende in seinen Schutz zu nehmen.

Oft auch dachte sie des kleinen Adelstan, und die kindliche Jungfrau erinnerte sich gern des kindlichen Gespielen.

Einmal saß sie wieder am Thor, einsam, still und feierlich war es um sie, der Festabend dämmerte heiter nieder und ein rosiger Glanz, der Widerschein im Sonnenuntergang erglühender Berge, breitete etwas wie Freude über den grauen Schloß-

hof und sanfte Freude und Frieden war auch im Herzen der armen Magd.

Da tönten an ihr ruhiges Ohr ferne, rasche Hufschläge und sie mußte immer lebhafter ihres kleinen Freundes Adelman denken und barg sich erschrocken, wie einst als Kind, hinter des Thores mächtigem Steinpfeiler, denn durchs Thor sprengte auf prächtigem Rappen ein junger, schlanker Ritter, hielt einen Augenblick stille und warf einen entzückten, gerührten Blick aufs Schloß. Die braune, schüchterne Magd am Thorpfeiler beachtete er nicht und kannte sie wohl auch nicht. Bertha aber kannte ihn; die seelenvolle Lieblichkeit ihres kindlichen Gespielen schimmerte weich durch die ritterliche Würde, die sich der Jüngling angeeignet und die ihm so wohl stand.

Bertha wagte es nicht, hervorzutreten und ihn zu begrüßen: wie er so sinnend auf seinem Rosse anhielt und zu den väterlichen Zinnen empor schaute; sie drückte sich tiefer hinter den Pfeiler und hielt den Atem an, sie zitterte und weinte und wußte nicht warum, war ihr Herz ja doch so freudig, so in Liebe und Ruhe aufgelöst.

Es war alles so feierlich ringsum, die Abend-

wolken schienen wie ein goldener Rahmen Adelstans schöne Gestalt zu umfließen. In diesem Augenblick hatte das Leben seine Schönheit vor der armen Magd aufgeschlossen, sie kniete nieder wie im Gebet, denn das reine Gemüt liebt fromm und freut sich fromm.

Diener kamen und begrüßten den freundlichen, heimkehrenden Gebieter; er stürzte in die Arme seiner Mutter und jedes Herz in der Burg jubelte laut.

Am andern Morgen und alle Tage folgten nun Feste über Feste auf Ehrenfels, die Frau Adelheid dem geliebten Sohne gab, ganz ihrer gewöhnlichen, häuslichen Zurückgezogenheit entgegen. Sie war so stolz auf ihn und sah es so gern, wenn bei Tournieren sich sein ritterliches Wesen so leicht und anmutig entfaltete und, wenn der benachbarten Burgen schöne Fräulein die Sieger krönten, sie den Kranz am liebsten auf Adelstans lichtbraunes Lockenhaar drückten.

Frau Adelheid dachte freudig im Stillen des Tages, wo ihr Adelstan eine dieser minnigen Jungfrauen als Tochter heimsühren würde, und sie wählte in ihrem Herzen, welche ihr die Ge-



liebteste sein möge. Die milde, alternde Rittersfrau war glücklich wie ein Kind über ihren einzigen Sohn, der ihr so zärtlich und allen anderen so gütig und schön begegnete und von allen so verehrt, gesucht und geliebt ward.

Bei einem Turnier sollte es sich entscheiden, welches Fräulein die glückliche Braut des allgemeinen Lieblings werde.

Die Ebene im Norden des Schlosses ward zum Festplatz hergerichtet: eine glatte, sandbestreute Rennbahn für die glänzenden Pferde bereitet.

Im Eichenschatten auf der Südseite des weiten Raumes dehnten sich teppichbelegte Sitze für die eingeladenen Edelfrauen und Fräulein.

Im Westen war das große Thor, durch das alle eintreten sollten.

Im Osten ein erhöhter Baldachin für wandernde Sänger, Harfenspieler und die Hornbläser des Festes.

Die Ritter mit ihren Dienern und Pferden reiheten sich den Damen gegenüber.

Außer den Schranken wogten fröhlich die Zuschauer aus dem Volke und labten sich ungeniert an den vielen Speisen und Getränken, welche die

Burgfrau gastfreundlich auf herumgestellten Tischen verteilen ließ.

Wenn jemand heutzutage der ganzen Geschichte zuschauen könnte, würden wohl die prächtigen Rosse, gehalten von hohen, glänzend gekleideten Männergestalten, zuerst die Blicke auf sich gezogen haben.

Dann die erhöhte Bühne im Osten, wo bereits eine laute, rauschende Hörnermusik volltönend im Marschtaft erklang und die wandernden Sänger, Barden und Harfenspieler sich breit machten. Phantastisch in reiche Farben gekleidete Jünglinge, glänzende Harfen und Lauten an hochroten, hellblauen oder goldgelben Schärpen, über den Schultern tragend. Hier der Sohn des Südens, ein schönes Gesicht, die Augen aber glühend und zigeunerartig umherschweifend lassend, sein Instrument fast mit zitternder Hast hervordrängend, damit man ihn zuerst spielen lasse. Dann der gewandte Franzose, in jeder Bewegung zierlich und höflich sich verbeugend vor den Damen. Er trug die Lieblingsfarbe der meisten schönen Ritterfräulein: himmelblau. Dann der blonde Sohn des Nordens mit der ernstesten Harfe. Von seinem sehr anständigen Wesen erwarteten die älteren

Damen die besten Lieder, und Frau Adelheid nickte ihm freundlich zu und ließ ihm den ersten Becher Wein reichen, ein Zeichen, daß auch er zuerst singen solle, was ihn mit hoher Befriedigung und die anderen beiden mit Neid erfüllte, der am hochrot beschärpten Südländer sich am deutlichsten zeigte. Dieser gefiel aber den Rittern am besten und sie reichten ihm abwechselnd ihre Humpen, so daß die alten Ritterdamen sich leise zuflüsterten: „Der wird gewiß betrunken, wir wollen ihn nicht singen lassen, unserer Töchter wegen.“

Und diese Töchter, die jungen Edelfräulein, auf ihren teppichbelegten Sitzen, wir wollen sie auch mustern. Die meisten sind weiß gekleidet, mit Blumen im Haar. (Während die verheirateten Damen schwarz trugen.) Die hellen Kleider schließen dicht am jugendlichen Nacken mit einer Spitzenkrause. Um dem eintönigen Weiß Abwechslung zu geben, wird eine bunte Schärpe getragen von gleicher Farbe wie die Blume im Haar. Und diese Schärpe und ihre Farbe war der wichtigste Schmuck des damaligen Edelfräuleins.

Rosamunde von Zuvalta trägt eine rosafarbene Schärpe und eine Rose in wallendem Goldhaar.

Also muß auch der Ritter, welcher sie bewundert oder um sie freit, die Rosenfarbe an seinem Waffenschmucke tragen. Sonst darf er nie ihr Bewunderer oder ihr Freier werden, darf sich auch auf Tournieren nie von ihr bekränzen lassen. Man nennt sie allgemein nur die Rose von Zuvalta, und sie gleicht auch einer Rose in ihrer fröhlichen Frische.

Die stolze, vornehme Hedwig von Hohenrealt prangt in einer goldenen Schärpe und trägt ein goldenes Diadem im rabenschwarzen, hoch aufgestellten Haar. Sie gilt im Ritterkreise als die Schönste und die meisten Kämpfer des heutigen Tourniers tragen ihren Waffenschmuck in goldenem Zierrat.

Adelstan aber, der liebenswürdigste der jungen Ritter, auf welchen aller Blicke gerichtet sind, fühlt wenig Sympathie für diese beiden leuchtenden Ersten und wendet sich mit seiner herzugewinnenden Artigkeit an zwei bescheidenere Blumen. Dem holden, sittigen Fräulein mit der Silberschärpe und den schneeweißen Waldlilien im blonden Haar. Es ist Emma von Baldenstein, der Liebling der alten Damen; eine jede möchte ihre Tochter so fein und

wohlerzogen sehen. Adelman schaut sie nachdenklich an und sie senkt tieferrötend ihre lieblichen Augen.

Da legt sich eine Hand auf seine Schulter und bittend steht vor ihm sein junger, freundlicher Vetter Rudolf von Schauenstein; Adelman versteht des bescheidenen Freundes stummes, inniges Flehen und wendet sich von Emma ab, seiner Mutter zu, die ihm freundlich lächelnd ihre große Sammttasche hinreicht, Schärpen von allen Farbenschimmern entfaltend. Adelman wählt sich eine blaue und schmückt sich damit. Die Augen der Mutter erglänzten in freudiger Rührung. Nun hat ihr Sohn die Dame seines Herzens gewählt und sie ahnt, welche es ist; eines der vielen blau-beschärpten Fräuleins, die dort in langen Reihen sitzen. (Blau war damals Lieblingsfarbe junger Damen.) Blaugeschmückt, mit Bergisweinnicht und Beilchen im Haar, strahlen und blühen sie hier, die zahlreichen blonden und brünetten Köpfschen; schwarze Augen blitzen stolz oder schalkhaft; blaue senken sich schüchtern lieblich oder lächeln seelenvoll.

Es ist ein kraftvoll schlanker Mädchenschlag, diese rhätischen Töchter damaliger Zeit.



Wenn sich jemand um Namen interessiert, so geben wir hier ein Blatt aus einer Chronik:

„Gertrud und Teresina von Riedtberg, Helena von Marmels, Julia von Belfort, Ida und Hildgard Brunn von Rhäzüns, Elisabeth von Rinkenstein, Lucia von Castellatsch zc. zc.“ Welche von allen diesen schönen Blauen ist Ritter Adelstans Dame?

Ach es ist die Jüngste dort! ein halbes Kind, die noch fröhlich mit Blümlein und Lämmlein spielt und sich aus allen Männern der Welt gar nichts macht, ihren Vater und ihre Brüder ausgenommen.

Wie unbefangen schaut das liebliche, engelfreundliche Kindergeßicht aus den glänzenden blauen Augen, blau wie die Kornblumen im dunkeln Haar und die verhängnisvolle blaue Schärpe. Wie rosig sind die feinen Wangen und der unschuldig lächelnde Mund, wie sanft und heiter jede Bewegung der anmutigen Gestalt. Mathilde von Schauenstein ist sehr jung; niemand sprach bis jetzt von ihr, als von einer Schönheit, kein Ritter trägt noch ihre Farbe, sie war nie auf einem Turnier, ihr Vater hat sie erst heute, auf Frau Adelheids



Wunsch, hieher geführt! und zum ersten Mal sehen die Ritter und Damen das einfache Kind.

Als sie des hochgefeierten Adeltans Blicke und blaue Schärpe gewahren, schaut Bewunderung oder neidischer Spott aus manchen Mädchenaugen und die Ritter wenden sich gleichgültig ab.

Aber Adelstan und seine Mutter sehen in diesen unschuldigen, freundlichen Augen die Morgenröthe der schönsten Seele emporblühen. Mathilde von Schauenstein ist später (wie die Sage erzählt) der beglückende Engel von Ehrenfels geworden; in ebenso hohem Grade, wie ihre Schwiegermutter Adelheid.

Nach dem Tourniere ging's zur Abendtafel, welche im großen Rittersaal von Ehrenfels in einfacher Pracht abgehalten wurde.

Nun rief man die fremden, gutbewirteten Sänger zur Ausübung ihrer Kunst.

Da die vielen Edelräulein der Tafel diesmal auffallend hübsch sind und nett gekleidet und die Sänger junge Leute, ist es kein Wunder, daß alle drei sich in ihrem Liede an die Damen wenden und die Ritter vergessen, die sich aus solchen Vernachlässigungen nichts machen, denn die Herren

damaliger Zeit, und vielleicht auch anderer Zeiten, hatten mehr Begeisterung für den funkelnden Wein in ihren Gläsern oder Humpen, als für das Lied von Sängern (die nach ihrer Meinung tief unter ihnen standen). Und so sang denn der ernste Nordländer mit der Harfe:

Es singt nicht mehr der ritterliche Sänger,  
Seit er gefangen; doch er soll nicht länger  
Im Kerker atmen — macht sich selber frei  
Und schwingt sein Schwert und singt sein Lied dabei:

„Vom Todesschlaf erwachen meine Lieder!  
Und tönen feurig zu den Waffen wieder!  
Ruhm ist der Hauch, der meine Brust durchdringt,  
Die Saite, die in meiner Seele klingt.“

Es raubt der Krieg dem ritterlichen Sänger  
Den Arm. — Nun schweigt sein Lied; doch soll nicht länger  
Er trostlos leiden — seine Wunde pflegt  
Ein Fräulein schön. Nun singt er tief bewegt:

„Vom Todesschlaf erwachen meine Lieder!  
Und tönen innig bei der Holden wieder.  
Lieb' ist der Hauch, der meine Brust durchdringt,  
Die Saite, die in meiner Seele klingt.“

Es raubt der Tod dem ritterlichen Sänger  
Die Braut. — Nun schweigt sein Lied; er will nicht länger  
Die Welt mehr schauen, sucht im Kloster Ruh;  
Dort heilt die schwere Herzenwunde zu.

„Vom Todesschlaf erwachen seine Lieder  
Und tönen betend am Altare wieder.  
Gott ist der Hauch, der seine Brust durchdringt,  
Die Saite, die in seiner Seele klingt.“

Nun wurde der zierliche Franzose aufgefordert,  
der die Laute an himmelblauem Band trug. Er  
sang:

Schöne Damen! schöne Damen!  
Kennet ihr mein Frankreich nicht?  
Seine holden Blumenspiele?  
D'raus die treueste Liebe spricht.  
Dorten wird dem besten Liede  
Einer goldnen Blume Preis;  
O wie glücklich ist der Sänger,  
Der sich so gefeiert weiß.  
Wer das Spiel gestiftet? — sing ich;  
Schöne Damen hört mich an!  
In der Stadt Toulouse, der stolzen,  
Lebt ein junger Rittersmann:  
Raoul Raymond, also heißt er,  
Reitet aus dem Krieg zurück,  
Fällt da, mitts im tiefsten Walde,  
Wohl auf eine Burg sein Blick.  
Altes Schloß, schon halb zerfallen,  
Klafft ein weiter Riß im Thor;  
Raoul kann ins Inn're schauen —  
Und das kommt ihm zaubrisch vor.

An ein rostig Eisengitter  
Tritt er spähend. Tiefe Ruh,  
Sanftes Grün umfängt den Ritter,  
Silbern glänzt ein Quell ihm zu.  
Um die Quelle Blumenfülle  
Seltner, wohlgepflegter Art,  
Eichen rauschen durch die Stille,  
Läubchen spielen weiß und zart.  
Bald zum Quell im Klosterkleide  
(Einfach, wollen, ohne Glanz)  
Kommt ein Kind, trägt als Geschmeide  
Dunkles Kreuz und Rosenkranz.  
Schönstes Kind, von Jungfrau'n Höhe,  
Schuldlos Antlig, lilienhell;  
Mir wird wohl und mir wird wehe,  
Seh' dich, Engel, ich am Quell.  
Deine Blumen zu erziehen,  
Kommst du Blume wunderbar,  
Die im Kloster soll verblühen —  
Dies macht dein Gewand mir klar.  
Raoul, stolzester der Ritter!  
Wo bleibt Kampf und Zeitvertreib?  
Weg von diesem Zaubergitter!  
Werde sonst ein weinend Weib.  
Raoul flieht. Vor einer Klausel  
Tief im Walde hält er an.  
„Wer wohnt dort im grauen Hause?  
Sag' mir's, alter, frommer Mann.“

„Geister find's.“ — Der Greis spricht's bebend.  
Raoul unterbricht ihn rauh:

„Mann — am Rand des Grabes schwebend,  
Lügst wie eines Sklaven Frau!“

Schrickt der Greis: „Will Wahrheit sagen,  
Aber schone die dort sind;

Diener, treu in Leidenstagen  
Und ein ganz verwaistes Kind.

Clemence Isaure, deren Vater,  
Fiel in Heimatlandes Streit;  
Deren gramgestorbne Mutter  
Sie zur Himmelsbraut geweiht.“

„Heilig sei mir Isaure immer!“  
Raoul schwört's dem Greise zu;  
Um die Augen trüber Schimmer,  
Hin ist seines Herzens Ruh.

Wie ist ihm Toulouse nun öde;  
Zieht's ihn in den Wald so warm;  
Macht Isauras Schloß sich blöde,  
Statt des Schwerts die Harf' im Arm.

Und das Kind, das gottgeweihte,  
Wieder pflegt's in reiner Ruh  
Seine Blumen, seine Freude;  
Raoul schaut bewegt ihr zu!

Draußen an des Gartens Mauer  
Bleibt er stillbescheiden stehn,  
Giebt der Lieben seine Trauer  
Nur im Liede zu verstehn.

„Nur im Liede will ich sprechen,  
Denkt er, „denn das Lied ist rein;  
Muß hier weniger Verbrechen,  
Als gewöhnlich Reden sein.“

Kunstlos, frisch und innig klingt es,  
Wie des grünen Waldes Chor;  
Schlichtes Wort, melodisch dringt es  
Zu erstaunten Mädchens Ohr.

„Mußt ob meinem Sang nicht bangen,  
Zarte Jungfrau, Himmelsbraut,  
Möcht' ein Blümlein nur erlangen!  
Das du freundlich angeschaut.

O wie hold bist du umgeben!  
Blumen, die du selbst gepflegt;  
Vögel, die dich traut umschweben,  
Alles hat mich froh bewegt.

Leg' mein Lied zu deinem Throne!  
Schöner Engel, Himmelsbraut!  
Möcht' ein Blümlein nur zum Lohne,  
Das du freundlich angeschaut.“

Mit stillfreudigem Gemüte,  
Das nicht Furcht, nicht Weltlust drückt,  
Lauscht die einsam Aufgeblühte;  
Schuldlos lauscht sie und entzückt.

Voll Gefühl, bei düsterm Leben,  
Selbst Gesanges Meisterin,  
Muß sich Isaur's Herz erheben,  
Zieht es sie zum Sänger hin.



Doch das Kind von sechszehn Jahren,  
Früh gereift am Elterngrab,  
Weiß den frommen Ernst zu wahren,  
Den die Klosterweih ihm gab.

Meidet alles Mädchenplaudern,  
Bricht ein Blümlein, frisch erblüht,  
Giebt es kindlich, ohne Zaudern,  
Raoul, der d'rum fleht im Lied.

Harfengrüß' und Blume reichen  
Sich noch manchen Tag die Hand;  
Unschuld, Anmut, Würde, weichen  
Nie von diesem Seelenband.

Gingedenk der Pflicht, der harten,  
Schweigt der schönste Mädchenmund.  
Nie tritt Raoul in den Garten,  
Schwur's dem Greis im Waldesgrund.

„Stumme Freundschaft, schönste Blume,  
Die ich pflegte (denkt die Maid).  
Schmück mich selbst im Heiligtume;  
Denn auch du bist Gott geweiht.“

„Stumme Liebe — rein, doch bitter —  
Treue Liebe schmerzenreich.

Muß dich meiden (denkt der Ritter),  
Machst das Herz mir krank und weich.“

Wieder tönt die Kriegstrompete.

Tapf'rer Raoul von Toulouse,  
Wo das blut'ge Banner wehte —  
Sandtest Isaire letzten Gruß. —

Ihrem frommen Schwesterorden  
Weiht sie sich nun doppelt gern,  
Ist ihm Perle bald geworden,  
Warm gesegnet nah und fern.

Doch nach Raoul stilles Sehnen  
Stirbt in ihrem Herzen nicht.  
Namen ihm, und Grab zu krönen,  
Dünkt ihr eine fromme Pflicht.

Altberühmte Dichterspiele,  
Frischt sie d'rum von neuem an,  
Ihre glücklichsten Gefühle  
Knüpft sie sinnig lieblich d'ran.

Wie sie ehemals ihrem holden  
Sänger gab des Gartens Blum',  
Weiht sie jetzt die Blume golden,  
Für des besten Liedes Ruhm.

Reicher Teil von ihrem Gute  
Diese Stiftung stützen muß.  
Blühten lang in frohem Mute,  
Blumenspiele — von Toulouse.

Der Sänger ließ, ermüdet nach diesem langen  
Lied, die Laute etwas verlegen sinken; denn als  
seiner Franzose fühlte er, daß er zu lange ge-  
sungen und die schmausenden Ritterleute gelang-  
weilt hatte.

Aber in den Augen der vielen schönen Fräulein ließ er Verzeihung und Interesse.

Die Sage der berühmten und beliebten Blumenspiele von Toulouse war auch nach Rhätien gedrungen und die lebhaftesten Edelfräulein sprachen viel davon. Ida und Hildegard Brunn von Rhäzüns waren nach Ansicht damaliger Zeit gelehrte Damen; sie flüsterten leise mit ihren Gespielinnen und sandten im Namen aller die sehr schönen Blondinen Julia von Belfort und Helena von Marmels mit einem prächtigen Blumenstrauß an den Sänger; die lebhaftesten, reizenden Brünetten Lucia von Castellatsch und Elisabeth von Rinkenstein zogen zwei goldene Kettlein aus ihren Armbändern und banden den Strauß damit. Sie hatten als Töchter ihres Heimatthales etwas südlich Staives, was ihnen hübsch anstand. Der französische Sänger sah ganz entzückt aus und verbeugte sich aufs graziöseste vor seinen schönen, jungen Gönnerinnen.

Traurig schaute der ernste Nordländer, der zuerst gesungen, auf seine Harfe nieder; da empfand Frau Adelheid die Pflicht, ihn, als Gebieterin des Turniers und der Burg, zu ermuntern. Sie zog

einen reichen goldenen Ring vom Finger und winkte den nicht blendend schönen, aber feinen, lieblichen Schwestern Gertrud und Theresina von Nietberg, dem ernstesten Sänger den Ring zu bieten. Mit Anmut ward die Gabe geboten und mit Würde und Dank angenommen.

„Nun, Herr schwarzaugiger Sänger!“ riefen muntere Ritter dem dritten zu, „die edle Dame des Schlosses und die jungen Fräuleins haben Euere Vorgänger belohnt! wir schenken Euch einen Silberbecher, gefüllt mit Wein, wenn Ihr uns ein lustiges Lied singt.“ Des Sängers feurige Augen blitzten schalkhaft, er nickte. Da fürchtete die edle Frau Adelheid, er könnte mit einem übermütigen Liede die Gefühle der vielen jungen Fräulein beleidigen, sprach leise mit ihrem Sohn, der ihre Bitte an den Sänger richtete: „Singt etwas, was Damen gern hören“. Der Sänger schien zartfuhlender Lieder ungewohnt, aber er machte eine gehorsame Miene und sang, nachdem er vorher den geschenkten Silberbecher rasch entgegengenommen und den Wein (sich gegen die Ritter verbeugend) ausgetrunken hatte:

Die Meerfrau taucht aus den Wellen  
Und faßt des Schiffeins Rand:

„Was ruderst du immer alleine,  
Schön Schiffer, so ferne vom Land?

Was singst du so süß beweglich,  
Als wärst du aus unserm Chor?  
Was singst du dem fühllosen Meere  
Voll Feuer dein Liedlein vor?“

Dem Schiffer wird es so traulich,  
So wohl bei der Meerfrau zu Mut,  
Sein edel und totenbleich Antlitz,  
Es färbt sich mit rosiger Blut:

„Ich singe nicht dem Meere,  
Das fühllos mich umrauscht;  
Ich singe der Gespielin —  
Die seufzend meiner lauscht.

Im Kloster — umspült vom Meere,  
Im weißen Nonnengewand —  
Sie haben dazu gezwungen  
Das schönste Mägdlein im Land.

Es weint um mich, ich weiß es,  
D'rum sing ich spät und früh  
Die Liedlein unsrer Kindheit  
Ihm vor und ermüde nie.“

„Will deine Gespielin befreien!  
Mein Haus giebt euch Wonne und Ruh.  
Lieb' Knab, blick in die Tiefe!  
Was lächelt dort lockend dir zu?“

Die Meerfrau spricht es; zum Kloster  
Zieht sie das Schifflein hin;  
Dort neigen sich über die Mauer  
Viel Bäume mit üppigem Grün.  
Die spiegeln mit silbernen Blüten  
So lieblich sich im Meer,  
Und Sonn' und tiefblauer Himmel,  
Die spiegeln auch d'rinnen sich hehr.  
Und unter den Bäumen, da schwebt es,  
Im schneeweissen Nonnengewand —  
Das schöne, traurige Mägdlein,  
Zum Schifflein hingewandt,  
Der Knabe schaut das alles  
In Meeres krystallenem Grund,  
Da thut sich unendliches Sehnen  
In seinem Herzen kund.  
„O Meerfrau, führ' mich hinunter,  
Dort möcht ich ewig sein!“  
Die Wellen schlagen zusammen — —  
Das Schifflein schwankt allein.  
Das Mägdlein im Garten schaut es,  
Und beugt sich weit hinaus;  
Da rauscht es aufs neue — — die Meerfrau  
Hat aufgethan ihr Haus.



Nach dem Turnier traten wieder häusliche Gemütlichkeit und Stille auf Ehrenfels ein, die Frau Adelheid zur lieben Gewohnheit geworden waren. Auch Adelstan gab sich gerne drein; er erinnerte sich nach und nach der kleinen Bertha wieder, die er als Kind durch seine freundlichen Spiele getröstet hatte, er fragte nach ihr und man wies ihn an die braune demütige Magd; er sprach ihr jetzt auf's Neue manch' herzliches Wort und sein Blick ruhte mit herzlicher Teilnahme auf der stillen Jungfrau; es war dann, als ob er das Leuchten ihrer Augen erwarten wollte, daß ihm als Kind so lieblich vorgekommen. Aber diese Augen, die seinetwillen so viel geweint, sie durfte sie vor ihm so wenig heben, als vor der Sonne, und Adelstan ehrte die zarte Schüchternheit des kindlichen Mädchens und vermied es, Worte oder Blicke an sie zu richten; that er's aber selten einmal, so atmeten diese Worte, diese Blicke eine brüderliche, eine väterliche Güte, und Bertha merkte, daß sie auf seine Anordnung von den Mitdienenden freundlicher behandelt wurde und daß auch Frau Adelheid sich ihrer annahm.

Man räumte ihr nun ganz allein ein wohn-

liches Kämmerlein ein, was für sie eine große Wohlthat war, denn früher hatte sie es mit anderen Mägden geteilt, deren lautes derbes Wesen ihr zartes Gemüt oft recht verlegend traf.

Nun richtete sie sich in ihrem lieben Stübchen ein; die Spielsachen, die ihr Adelstan als Kind gegeben, waren die Schätze, die ihr den engen Raum zu einer Festhalle machten.

Das einzige Fensterlein ging hinaus auf den Hof, wo die Pferdeställe waren. Hier sah sie Adelstan oft, wie er die Knechte freundlich bedeutete, oder die glänzende Mähne seines Rappens streichelte. Hier sah sie ihn unter anderen Rittern stehen, gegenseitig ihre Rosse musternd, und wie dann unter den tiefen, oft rauhen Stimmen der Anderen, die seine so rein und voll und beruhigend klang und seine schlanke, schmiegsame Gestalt sich anmutig unter den steifen, schweren Figuren bewegte.

Und wenn dann die Nacht herniederdämmerte und sie von ihrer Arbeit auszuruhen hieher kam, stellte sie sich auch an dieses Fenster, es war dann alles ruhig, kein Geschäfer der Diener störte ihr Sinnen und Träumen und sie schaute hinauf zu

den Sternen und kam sich so glücklich vor in dieser Stille, in diesem himmlischen Glanz, daß sie dann nicht begreifen konnte, was es sei, daß wie ein drückender Alp auf ihrem Herzen laste, daß ihr junges Leben dem tiefsten Weh anheim gegeben hatte, und doch war sie dabei so selig und süße Träume schwebten während der nächtlichen Ruhe um die Müde, Bekümmerte, Träume an Adelftan.

Sie sah da bald in ihm den lieblichen Kindheitsgespielen, bald den gütig ernstern Gebieter mit der brüderlichen Teilnahme, bald schien er wie ein höheres Wesen über ihr zu schweben und seine Züge verwandelten sich nach und nach in die der verstorbenen Mutter. Einmal glaubte sie aus seinem Munde das rohe Lachen Konrads von Hohenrealt zu vernehmen, und ein unsägliches Weh über solch' widerwärtige Verzerrung des Gegenstandes ihrer heiligen Liebe ergriff sie, sodaß sie am Morgen mit einer drückenden Bangigkeit ihre Arbeiten verrichtete und als ihr ein freies Stündchen wurde, hinaus in den Wald ging, da am Fuße einer Tanne ihren Kummer ausweinte und sich erschrocken im Gebüsch am Wege versteckte, als die Ritter von ihrem Morgenritt zurückkehrten.

Sie warf, vom Dunkel des bergenden Strauchs begünstigt, einen Blick auf den Geliebten, der in seiner gewöhnlichen Anmut im Kreise seiner Freunde dahinritt, und wie sie das gütige, seelenvolle Lächeln sah, das oft auf seinem Antlitz schwebte, dachte sie nicht mehr an Ritter von Hohenreals rohes Lachen, dachte nur an Adelman's Lächeln und lächelte den ganzen Tag, mit was sie auch arbeiten mochte, sodaß sich die anderen Mägde verwundert anschauten, denn sie hatten Bertha so selten lächeln gesehen.

Auch Adelman, der zufällig an ihr vorbeiging, da sie oben die Stube seiner Mutter scheuerte, blieb verwundert stehen, als um ihre feinen, sonst immer geschlossenen Lippen, jener Zug innerlicher Freude schwebte und da er lauter auftrat, sie zusammenschreckte, ihn zum erstenmal seit seiner Rückkehr offen anschaute, mit Augen, die von Seligkeit leuchteten, dann den Blick wieder senkte und das Braun ihrer Wange einer glühenden Röthe wich.

Da flog über Adelman's Gesicht etwas wie Freude, das sich aber schnell in sinnenden Ernst verwandelte; er betrachtete die Erglühende, Bebende, im Weinen Lächelnde mehr mit bekümmertem

als freundlicher Teilnahme und entfernte sich langsam.

Am andern Morgen gab Frau Adelheid Bertha ein Körbchen und befahl ihr, im Gebirge jene Heilkräuter zu suchen, die das Mädchen wohl kannte und oft gebracht hatte.

Sie wandelte durch das Dunkel des Waldes mit bewegten Gefühlen und was ihr sonst hier so viel Freude gemacht hatte, ließ sie heute unbeachtet. Die Vögel, Wesen, zart wie sie, und darum ihre Lieblinge, konnten heute singend über ihrem Haupte flattern, sie bemerkte sie nicht. Die Bäume ließen heute umsonst ihr feierliches Rauschen vernehmen und malten ihre grünen Zweige auf blauem Himmelsgrunde ab, sie blieben von Bertha unbewundert.

Der Wald hörte auf und die freie Alpenweide dehnte sich sanft und grün empor. Hier war Bertha oft gewesen, denn hier sproßten die Heilkräuter.

Von hier hatte sie auch oft den frommen, beschauenden Blick hinaufgleiten lassen zu den klaren, silbernen Berghäuptern, von denen es ihr manches Mal wie Trost herabgeklungen war, wenn die Waise Trost bedurfte.



Heute war es ihr, als trüge sie, sie wußte selbst nicht warum, den reichsten Trost in ihrem Herzen und konnte davon den armen Berghäuptern mittheilen, die droben ewig einsam und nicht von Menschen geliebt; wenn sie aber an liebende Menschen dachte, sah sie nur Adelman, sein Lächeln und seinen teilnehmend auf sie gehefteten Blick.

Als nun über der Kräutersammlerin die Mittagssonne stand, ihr Körbchen gefüllt war und sie sich zum Heimgehen anschickte, kam ein Wanderer den Berg hinan, leichten, raschen Schrittes.

Bertha's Herz pochte laut, es war Adelman, sie sank in die Knie und vermochte kaum, sich zu fassen, als nun der Gebieter, der Geliebte vor ihr stand. Er aber gönnte dem bebenden Kinde Zeit, sich zu erholen, und sprach dann liebevoll und gütig, wenn gleich etwas fremdartig Strengeß in seinem Ton die arme Bertha schreckte. Er brachte sie mit verständiger zarter Rede zum Nachdenken über ihre eigene Zukunft, gab ihr zu verstehen, daß er für ihr Glück sorgen wolle, dieses aber lieber fern von Ehrenfeld begründe.

Da hat Bertha aufgeregt: „Laßt mich in

Ehrenfels bleiben, Gebieter! Laßt mich Frau Adelheid und Euch dienen, wie bisher."

„Und wenn meine Braut kommt — —“ erwiderte er langsam und in Pausen, „sie bringt ihre Leute mit, wird es Dir dann in Ehrenfels nicht zu laut, stilles Kind?“ Er schaute sie an und wie sie immer bleicher wurde, nahm er ihre Hand und sagte weich: „Ich habe Dir dieses selber sagen wollen, ehe Du es von der Dienerschaft vernehmen würdest.“

Bertha konnte sich keine Rechenschaft geben, was so zerschmetternd auf sie einwirkte, sie hatte sich nie als Gattin Adelstan's gedacht; sie dachte überhaupt gar nicht, sie liebte nur, und wußte drum auch jetzt nicht, was es denn so Schreckliches sei, was sie soeben vernommen, daß es aber etwas Schreckliches — fühlte sie; ihre Hand erstarrte in Adelstan's warmer, die ihrige sanft drückende Hand, sie stand bewegungslos, gesenkten Blickes da, und über ihre Wangen strömte es kalt wie Eis.

„Arme liebe Bertha,“ sagte Adelstan innig und legte stützend den Arm um das schmerzgebrochene Mädchen, „die Liebe eines Bruders



wirst Du bei mir immer finden! Was ich thun kann, Dir das Leben leicht zu machen, soll geschehen, betrachte Dich als meine Schwester!”

Er küßte ihre Stirn und eine warme Thräne fiel auf ihre eisige Wange. Bertha weinte sich aus, von seinem Arme brüderlich gehalten, und wurde nach und nach ruhiger, hob die Augen zu ihm empor, nicht scheu und errötend wie sonst, sondern klar und offen, mit schöner demütiger Geduld und schwesterlicher Zärtlichkeit. Ueber seine Braut fragte sie nicht, und auch er schwieg davon. Sie wandelten nun nach Hause, erst einsilbig, bis Adelman ermunternd und liebevoll die Tiefbewegte anblickte, dann wurden beide heiterer und unbefangener.

Adelman's brüderliche Rede führte Bertha in eine neue Welt, und zog sie von ihrem eigenen Kummer ab. Er zeigte ihr die vom Abendlicht verklärte Gegend und machte sie auf Manches aufmerksam, was sie früher nicht bemerkt; nannte ihr die Namen der Schneeberge im Norden, Osten und Süden, die jetzt so rosig leuchteten im Glanz der scheidenden Sonne, und lenkte ihren Blick

auf das sanft ansteigende Alpengebirge im Westen und auf den ruhigen Rhein drunten im Thal.

Erzählte ihr viel von den traulichen Dörfern und noch mehr von den stolzen Burgen ringsum. Von Hoch-Realta auf ihrem Felsen, Ehrenfels mächtiger Nachbarin; Baldenstein an der silberblauen Albula, Fürstenau. neu erbaut in fürstlicher Pracht, Bischof Heinrich's von Montfort Ruhm! Rietberg mit seinem grauen Wartturm und das stolze Ortenstein sich im Rhein wieder-  
spiegelnd. Zuvalta weiter im Norden und dann im Westen Schauenstein, seiner Verwandten Sitz.

Was Adelftan Liebliches wußte von all' diesen Burgen, erzählte er ihr, was aber böse war, verschwieg er der zarten Zuhörerin, und sie wurde immer heiterer und selbst auch mitteilend. Dieses schöne, tiefe Gemüt, das so lange unverstanden und unbeachtet geblieben, entfaltete sich nun vor dem Freunde, wie sich die im Schatten schmachtende Knospe in der Sonne entfaltet. Sie erzählte ihm ihr vergangenes Leben, ihre Träume so offen und kindlich, daß in seinem Auge eine tiefe Rührung schwamm und er sie mehr als einmal „liebe Schwester“ nannte. Des ritterlichen

Jünglings kindlich Gemüt fand sich heimisch beim kindlichen Mädchen.

Hand in Hand wandelten sie die Höhen hinab und ruhten aus beim Quell, der wie ein klarer Spiegel am Waldeßrande lag und Adelstan schaute gern ins liebliche Wasser, aus dem ihm Bertha's innige Augen entgegenlächelten.

Hier plauderten sie harmlos, blauer Himmel, reine Luft, rauschende Bäume und Vogelgesang um sie, und Freude und Frieden im unschuldigen Herzen.

Der hereindämmernde Abend mahnte endlich an's Heimgehen; da wurden die beiden kindlich glücklichen Herzen schwer und wandelten schweigend tiefbewegt Hand in Hand, und als sich die Türme von Ehrenfels zeigten, ließ Adelstan traurig die Hand der armen Bertha sinken, und an Bertha's schönen, gesenkten Wimpern schimmerte eine Thräne, als der Freund ihrer Kindheit wieder den Ton des Gebieters annahm und stolz und ernst in's Burgthor trat.

Adelstan sprach von nun an wenig mit Bertha, aber den Anderen unmerklich, empfand sie seine Fürsorge. Frau Adelheid, die ihr zwar immer

gütig gewesen, sie indes weiter wenig beachte hatte, nahm sich ihrer nun mütterlich an, wessen sie so bedürftig war.

Aber standhaft weigerte sie sich, ihre beschwerlichen Mägdedienste aufzugeben, da man ihr bequemes Leben anbot: „Laßt mich Euch und Ritter Adelstan dienen! Mein einzig Glück ist im Dienen,“ sagte sie und bat flehentlich, man möge sie nicht von Ehrenfels entfernen, welches ihr Adelstan mehr als einmal unter den annehmlichsten Bedingungen vorschlug, je näher der Tag seiner Verbindung mit Mathilde von Schauenstein heranrückte, der so viel Jubel und rege Geschäftigkeit in die Burg brachte.

Frau Adelheid wollte das Hochzeitsfest ihres einzigen Sohnes mit der lieben Verwandten recht feierlich begehen. Der Adel des weiten Kreises wurde eingeladen; Tourniere, fröhliche Spiele, Tafelreuden und Musik wechselten miteinander in munterer Pracht ab. Die Landleute der Gegend erzählten noch lange bewundernd von all' dem Schönen.

Bertha, an des Vermählungsfestes feierlichem Tage von jedem Hausdienst freigesprochen, fühlte

eine tiefe Trauer, dieses ergebene, friedliche Gemüt, es murrte nicht, aber es war heute zum zweiten Mal verwaist.

In ihr stilles Kämmerlein hinauf tönte der fröhliche Jubel zahlreicher Dienerschaft, wandernder Harfenschläger und Sänger, die gekommen waren, der glänzenden Braut zu singen, aber diese Lieder klangen fröhlich und ihr Herz war traurig, und wallte teilnehmender, als den Liedern, den zahlreichen Bettlern entgegen, die heute am Ehrentage des Ritters von Ehrenfels auf dem Schloßhofe gespeist wurden.

Die armen Bettler hatten heute so fröhliche Gesichter, und Bertha hielt sich für eine große Sünderin, daß sie an Adelftans Freudentage nicht fröhlich sein könne. Sie konnte nicht fröhlich werden, aber beten konnte sie für das Glück ihres geliebten, einzigen Jugendfreundes.

Unterdessen belebte sich der Schloßhof immer fröhlicher, immer schöner klangen die Lieder der Harfenspieler.

Da begannen die Burgglocken von Ehrenfels feierlich zu läuten; Priester in reichem Ornate,

glänzende Ritter und schöne Fräulein, wallten zur Burgkapelle.

Adelstan führte seine liebliche Braut zum Altar, schien aber nicht so glücklich wie die holdverklärte Mathilde, wohl flog sein Auge dankbar zur freudeweinenden Mutter, aber ernst senkte es sich wieder; dachte er vielleicht der armen kleinen Gespielin, die in diesem Augenblick so heiß weinte und betete?

---

### Mathilde von Ehrensels-Schauenstein.

Holdes Leben in der Heimat,  
Sei gesegnet, sei begrüßt!  
Wo mich meine Teuern lieben,  
Und mein Haus mein Alles ist.

Wenn die Winterstürme sausen,  
Berg' ich mich im trauten Raum.  
Liebe wärmt mich, Liebe speist mich,  
Und ich träume süßen Traum.

In der Frühlingssonnen helle  
Sprossen tausend Blumen auf,  
Sagen: „Wie hat Lieb' gepflanzt,  
Kränzend deinen Lebenslauf!“



In des Sommers Mittagschwüle —  
Möcht ich fliegen hoch und weit,  
Doch des Hauses treue Liebe,  
Mahnt mich zur Bescheidenheit.

Stilles Leben, gleich dem Bache,  
Der durch grüne Fluren fließt,  
Nimmer will ich mich beklagen,  
Daß du mir beschieden bist!

Die Zeit verging, die Gäste entfernten sich, im Schloß trat Alles wieder in's alte Geleis. Nur Mathilde war da — die vorher nicht dagewesen. Mathilde — dieser holde Frühlings-Sonnenschein — diesen Eindruck machte sie auf Alle, die ihr nahe kamen, nicht nur auf Adelman, der in ihrer Liebe sehr glücklich war. Auch auf seine Mutter, die in Mathilde ihre eigene Jugend wieder aufblühen sah, die Mathilde nicht wie eine Schwiegertochter, sondern wie eine eigene Tochter liebte, in ihrer holden, liebenswürdigen Gesellschaft viel heiterer wurde, als sie es je vorher gewesen.

Auch die adeligen Nachbarn weit und breit, Herren und Frauen, nannten Mathilde mit Liebe und Verehrung „den Sonnenstrahl von Ehrenfels“.

Dieser Name wurde ihr bald allgemein gegeben. Unter diesem Namen ist sie in die Burgsage von Ehrenfels gekommen, als ein lieblicher, alles beglückender Genius.

Junges Mädchen, junge Frau, laß' deine blauen Augen auch reine, warme Liebe und Heiterkeit leuchten, laß' dein junges Antlitz auch so unschuldig erblühen, und du wirst ein schöner, beglückender Sonnenstrahl sein auf Erden, wie Mathilde es war.

Den Dienstboten von Ehrenfels war Frau Adelheid eine mütterlich gütige Gebieterin, Mathilde aber ein Sonnenstrahl, — der ihr trübes Dasein wunderbar erheiterte, ohne das geringste Aufsehen.

Die alte Magd bekam warme Kleider, der alte Knecht eine Flasche Wein bei seiner harten Arbeit. Die jungen Mägde schöne Heiligenbilder, die ihren leichten Sinn idealisierten und zum Himmel lenkten. Die Braut erhielt hübschen einfachen Putz, worin sie ihrem Bräutigam noch besser gefiel.

So wußte Mathilde Jedem gerade dasjenige zu geben, was ihm am besten paßte, ohne im

Geringsten auf Dankbarkeit Anspruch zu machen; sie gab eben, wie der Sonnenstrahl gibt.

Bertha bekam, statt des etwas dunklen Kämmerleins, welches sie bis jetzt bewohnt, ein helles Stübchen mit Ramin und der Aussicht in die freie, schöne Gegend.

„Die Bertha hat ein zartes Herz,“ sagte Mathilde zu ihrer Schwiegermutter, „drum ist sie gern viel allein und soll in ihrer Einsamkeit lieblich wohnen.“

Bertha war anfangs sehr schüchtern gegen die schöne, fröhliche Gebieterin, Adelstan's Gemahlin. Sie zuckte schmerzlich zusammen, wenn Mathildens silberhelles Lachen, wenn ihr süßer Gesang, ihr gemessenleichter Tritt, die Räume von Ehrenfels belebten, wenn Adelstan so selig glücklich seine Gemahlin herumführte.

Nicht einmal ihr traulicher Platz am eichenbeschatteten Thore gewährte ihr mehr Ruhe, denn die lebhaft Mathilde war oft am Thor, spazierte an Adelstan's Arm in den Wald hinaus, oder ritt an seiner Seite, ihr prächtiges milchweißes Roß, Adelstan's Brautgeschenk an sie, und sie war so gütig mit dem edlen Tiere.

Dunkellockige, schlanke, reizende Burgfrau! Das alte Lied hat Dich treffend geschildert. Du bist der Stolz Deines Gemahls, der auf seinem feurigen Rappen Dich begleitet.

Ein Künstler bildete Euch einmal ab.

Und auch Dich — armer, bleicher Schatten — der Du so verschüchtert hinter dem Thor hervorguckst, wie es im Liede heißt.

Mathildens schnelle Augen gewahrten wohl Bertha hie und da in solchen Augenblicken, und obgleich ihr Lebtag glücklich gewesen, konnte ihr klares, weiches, tiefes Gemüt doch auch das Unglück verstehen und würdigen.

Sie nahm sich Bertha's immer mitleidiger an, durchdrang mit ihrer sonnenreinen Seele die arme frosterstarrte Blume, daß sie allmählig auftaute und lieblich zu blühen begann — freilich nur als Beilchen — aber als ein zwar bescheidenes, doch wohlthuendes Beilchen für die liebe Kinderwelt und die geduldige Armut.

In diese beiden, Teilnahme bedürftigen Kreise führte Mathilde fortan Bertha und machte sie damit zu einem nützlichen und heitern Mitglied

der menschlichen Gesellschaft. Gute, in deiner Einfachheit weise Mathilde!

Mathildens Hauptliebliche waren die Kinder der Tagelöhner und nahen Dorfbewohner — die junge Burgfrau war selbst ein noch so kindliches Gemüt — sie beschenkte ihre kleinen, munteren Schützlinge mit Spielzeug, das sie selbst gefertigt — denn sie war ein sehr gern spielendes und anstelliges Kind gewesen — hatte ihre Puppen, Schäflein und Kühe mit eigener Hand geschickt zu Wege gebracht und lehrte diese Kunst die jubelnde, ihr sehr anhängliche Kinderschaar.

An Sommer-Sonntagen sammelte sie dieselbe, am liebsten im Walde, setzte sich mit ihnen in's Moos, sang ihnen mit ihrer schönen Stimme einfache Lieder vor, und ließ die Kleinen nachsingen:

Mädchen:

Vater, Mutter, Schwester, Bruder,  
Kommt mit mir in's Gärtlein schön!  
Müßt da meine lieben Blumen  
In der Pracht des Frühlings seh'n.  
Schaut Vergißmeinnicht, die blauen,  
Wie der Schwester Neugelein,  
Die so gut und lieblich schauen,  
Sind die liebsten Blumen mein.

Und die Veilchen so bescheiden,  
Haben einen süßen Hauch,  
Veilchen hießen Tugendblumen!  
Gleichen drum der Mutter auch.

Und die schöne Rosenknospe  
Die sich noch im Laub versteckt,  
Gleicht dem Brüderlein, dem muntern,  
Das so frisch und aufgeweckt.

Lächelst Vater, mußt auch gleichen  
Meiner lieben Blumen Pracht,  
Schau die hohe Sonnenblume —  
Hält ob kleinen Blümlein Wacht.

#### Knaben:

Ich bin ein Hirtenbub!  
Ich bin ein frischer Bube!  
Bleib lieber hoch am Berg  
Als in der dumpfen Stube.  
Bleib gern im tiefen Wald!  
Wo grüne Eichen wallen,  
Der Donner und der Sturm,  
Laut schmetternd wiederhallen.

Die Herde hab' ich lieb!  
Die Schafe und die Rinder.  
Sie schauen treu mich an,  
Als wären's gute Kinder.

So lang ich schwach und klein,  
Will ich bei ihnen weilen!



All' meine Lust und Lieb',  
Mein Brot mit ihnen teilen!  
Doch bin ich einmal groß,  
So werde ich ein Krieger!  
Ja lacht soviel ihr wollt —  
Ein Krieger und ein Sieger!

Die Kinder wurden bei diesem Singen, Spielen, Lachen und Scherzen ganz zutraulich, kränzten das Haupt der unter ihnen sitzenden Burgfrau mit Wald- und Feldblumen und tanzten im Ringelreihen um sie herum, singend:

Ringelreihe und Ringelrum!  
Tanzt lustig, bum, bum, bum!  
Um das Blumen-Jungfräulein,  
Das so hold ist und so fein;  
Rosen trägt's im Angesicht,  
Lockenhaar wie Sonnenlicht,  
Und Bergißmeinnicht vom Quell  
In den Augen lieb und hell.  
Gleicht dem Lämmlein, weiß wie Schnee,  
Thut drum keinem Würmlein weh.  
Ist ein Gutes, bum, bum, bum!  
Tanzt im Ringelreih'n herum.  
Reicht euch dann ein Honigmahl!  
In dem Bergschloß von Strystall.  
Bum, bum, bum und bum, bum, bei!  
Tanzt froh die Ringelreih!

Frau Adelheid nannte wohl zuweilen ein solch' Spiel kindisch, aber Adelstan fand seine fröhliche Mathilde wunderschön, mit dem Kornblumen- oder blaßroten Waldrosenkranz im dunkeln Haare.

Der sanften Bertha gab Mathilde allemal den Auftrag, Aepfel und Butterbrode unter die dürftig genährten Kinder zu verteilen. Was zur Folge hatte, daß Bertha bei der kleinen Schaar fast noch beliebter wurde, als die Burgfrau, und diese fröhliche, lebhaft gezeigte Liebe machte die arme Bertha selber fröhlich und sehr dankbar gegen die gute Mathilde.

Noch mehr als bei den spielenden, lachenden Kindern fühlte sich die schüchterne Bertha bei armen Leuten zu Hause, denen sie auf Mathildens Anordnung Speise und Kleider bringen und sie trösten durfte. O, wie segnete Bertha hier tausendmal die freundliche, wohlthätige Mathilde, die der armen Bertha den herrlichen Genuß bereitete, ein tröstender Engel zu sein, bei leidenden Mitmenschen, und Bertha war so zartfühlend, so weich, daß ihr Jedermann gern vertraute. Sie durfte tausend Thränen trocken, durfte Klagen stillen mit ihrer

milden Rede und war eine geduldige Zuhörerin bei der gutmütigen Einfalt.

So sagte ein armes, im Waldbüttlein wohnendes Weiblein einmal zu ihr: „Schaut Jungfer Bertha, der Winter währte lang und mir war es so sehr öde in meinem kalten, ärmlichen Stüblein und kam mir vor, es sei doch gar erbärmlich, daß mich niemand lieb habe, ach niemand auf der ganzen Welt, und mußte Tag und Nacht denken: wenn mich doch nur jemand lieb hätte.

Und so ging ich denn eines Tages hinaus in den gefrorenen Wald, um ein bißchen Holz aufzulesen, da hörte ich ein jämmerlich Geschrei im Gebüsch — und was war's? eine schwarze Henne, die ein Raubtier hieher geschleppt hatte, aber nun davon laufen mußte, weil ich dazu kam.

Ach die arme Henne, sie blutete arg und hatte ein Bein verdorben; ich durfte sie fast nicht anfassen aus Grausen, aber ich that's doch und trug sie zu Frau Adelheid in's Schloß, welche mir das arme Tierlein schenkte, weil ich so viel Erbarmen mit ihm hatte.

Machte ihm ein Bettlein von Moos hinter meinem Ofen, wo's ein bißchen weniger kalt war,

als sonst in der Stube und fütterte es mit Hanfsamen, den mir Frau Adelheid gegeben und holte ihm frisches Wasser in meinem Suppenschüsselchen.

Anfangs that das arme Tier gar scheu und ängstlich, als ob's große Schmerzen hätte und sogar mich fürchtete. Aber von Woche zu Woche wurde es zutraulicher.

Und zuletzt hatte es mich so gern. Wenn ich in's Stübchen kam, zappelte es mir entgegen mit seinem lahmen Bein, und ich mußte es auf den Schooß nehmen, es hatte sonst keine Ruh. Ach wie gern hatten wir einander, und waren doch zwei arme Geschöpfe, alle Beide. Aber wenn es mich anschaute, mit seinen Hennenaugen, so freundlich, wünschte ich mir gar nichts mehr auf der Welt, und wenn es Schmerzen hatte an seinen Wunden die ihm das böse Raubtier beigebracht und sein Köpfchen barg an Einem, liefen mir die hellen Thränen die Wangen ab. Des Morgens war es mein erster Gedanke und des Abends mein letzter. Und als es endlich doch starb, ach da hätte ich auch sterben mögen — schaut Jungfer Bertha, gewiß."

Und gar bitterlich weinte das arme Weib und Bertha mit und pflegte die gute Alte in ihrer letzten Krankheit, die bald kam. Sie war der müden Greisin wie eine Tochter und geleitete sie zärtlich und dankbar zu Grabe, denn Bertha verstand ein liebevolles Gemüt, mehr als sonst jemand.

Ein Jahr war vergangen und der Frühling kam wieder. Die glückliche Familie von Ehrenfels war noch glücklicher geworden, ein holdes Söhnlein belebte ihren Kreis. Von der Großmutter Burkhardt genannt, ihrem teuren verstorbenen Gemahl zu Ehren. Bertha wurde Wärterin des kleinen Knaben, was das arme Mädchen unendlich glücklich machte. Ihr liebendes Herz und ihre Neigung zu sorglicher Thätigkeit fanden sich nun befriedigt. Eine treuere Wärterin hätte der kleine Burkhardt nicht erhalten können. Oft an lieblichen Tagen saß sie mit ihm auf der Steinbank am Thore und gab sich den süßesten Erinnerungen hin; hier unter dieser Eiche hatte sie ja auch im Arme ihrer Mutter geruht; sie dachte wieder so lebhaft der Verewigten und fühlte sich glücklich, nun die Stelle derselben bei Adelstan's Sohn zu vertreten, dem Kleinen bei ihr die wonnigen



Stunden zu bereiten, die sie selbst bei der geliebten Mutter gehabt.

Wie liebte sie das Kind und suchte in seinem zarten Antlitz Adelman's Züge und fand sie auch; wie pflegte sie es Tag und Nacht mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit und belauschte seine Entwicklung und hatte keinen andern Gedanken, als ihren Pflegling.

Da Mathilde ihr Kind in so treuen Händen wußte und es natürlich mit der größten Mutterzärtlichkeit liebte, und traurig wurde, wenn sie es nicht sah, so kam es denn, daß der kleine Burkhardt mit seiner Pflegerin überall mitgenommen wurde, wohin die Familie von Ehrenfels ging. Gab es Feste in den Burgen des Domleschgs, so war Adelman mit seiner schönen Gemahlin immer Einer der zuerst Geladenen, und wo Mathilde war, durfte der kleine Burkhardt mit seiner treuen Pflegerin nicht fehlen.

Einmal waren sie auf Schauenstein, Mathilden's väterlicher Burg. Ihr Lieblingsaufenthalt als Kind und Jungfrau war eine Waldhütte mit freier, prächtiger Aussicht hoch auf dem südlichen Bergabhang gelegen, die weite Gegend überschauend.



Aber es gab Schwierigkeiten, hinaufzukommen, düsterer, endloser Tannenwald mit Gestrüpp und umgefallenen Stämmen hemmten den Fuß; ein schwarzes, tobendes Bergwasser, die Nolla, schwemmte die Brücke immer wieder weg, die Ritter Schauenstein's Knechte ihrer jungen Herrin zu Liebe aus umgestürzten Tannen zusammenzimmerten.

Einmal die tiefliegende Nolla überschritten, führte ein Gamsenpfad hoch empor über Fels und Gestrüpp. Droben aber auf lichter grüner Haide lag die Hütte, den Wald zu Füßen und die weite, prächtige Gegend vor sich. Freier als in Ehrenfels bot sich das rheindurchströmte Thal und der Berge Silberkranz dem entzückten Auge dar. Ferner leuchteten die stolzen Burgen und die demütigen Dörfchen. Selten ließen sich hier Menschenstimmen vernehmen, nur der Lawine Donnerhall, das Rauschen des Waldes, des wilden Bergwassers Toben und der Vögel vielstimmiges Lied.

Heute bewegte sich ein fröhlicher Zug von Schauenstein aus, der Waldhütte zu; den zur Gebirgsjagd gerüsteten Rittern schloß sich Mathilde mit ihren Frauen an. Ein rüstiger Diener trug

den kleinen Burkhardt und fast noch zärtlicher als Mathilde, schaute die sanfte Bertha auf das schöne Kind, das fröhlich in den frischen Morgen hinausjubelte, gern hätte sie es selber getragen, wenn Mathilde es erlaubt.

Die Hütte wurde erreicht; der Jagdzug zerstreute sich im Gebirge, einige bewaffnete Diener blieben zu Mathilden's und des Kindes Schutz zurück, was wilder Tiere wegen nötig war.

Bertha saß auf der Hüttenbank, Burkhardt im Arm; ihre junge Herrin neigte sich bald in süßem Mutterlächeln über das Kind, bald ließ sie die schönen, glücklichen Augen hinausschweifen über die herrliche Landschaft. Bertha aber senkte die ihren fortwährend auf den schlummernden Pflegling mit der unendlichen Liebe, welcher nur ihr Herz fähig war.

Sie war so lieblich, die liebende, demütige Magd, sie war so lieblich neben der blendend schönen Herrin. Sie wiegte Adelftan's kleines Ebenbild am treuen Herzen und hatte keinen andern Gedanken als das holde Kind.

Am sonnigen Abhang plauderten die Diener, und Friede, Schönheit und Stille atmete Alles.

Auf einmal scholl aus der Tiefe des Waldes empor gellendes Kindergeschrei in höchster Angst. Die Diener sprangen spähend aus ihrer Ruhe. Mathilde im Eifer ihres warmen Herzens, und jugendlich unbesonnen schickte Alle, trotz ihrer Einwendungen hinunter zur Hülfe der Bedrängten.

Die Kinder des Holzhauers, von Bären bedroht, hatten geschrien, und während die Diener in Verfolgung des einen grimmigen Tieres begriffen waren, nahm das andere seine Flucht den Wald hinauf und stand plötzlich in der Nähe der schutzlosen Frauen — tödtlich erschrocken flohen sie mit dem Kinde in die Waldhütte und wollten zitternd die Thüre schließen, aber die morsche fiel auseinander und der Hütte enger Raum gewährte keinen Schutz.

Die verzweifelnde Mathilde sank mit ihrem Kinde in die Knie, als der gräuliche Bär sich nahte. In der zarten Bertha entflammte der Mut der Liebe, in diesem Augenblick des Schreckens. Mit wunderbar leuchtenden Augen sagte sie zu Mathilde: „Entflieht mit dem Kinde, wenn der Bär mich ergriffen hat, so könnt ihr den lieben

Burkhardt retten.“ Und entgegen ging sie dem Bären. Mathilde verlor die Besinnung.

Tiefes Brummen, Waffengeklirr und laute Männerstimmen braussten verworren um ihr Ohr. Als sie erwachte, befand sie sich in Adelstan's Armen, unweit davon suchte ein Diener den kleinen Burkhardt freundlich und ruhig zu erhalten.

„Mein Kind lebt noch!“ rief Mathilde entzückt, „o bringt es mir!“ Und sie schloß es, mit einem Strom von Thränen, in die Arme.

Als sie sich unter Adelstan's liebevollen Trostesworten erholt hatte, fragte sie nach Bertha. Bei dieser Frage wandten sich des Dieners traurige Blicke hinunter auf den schmalen Pfad, der nach Schauenstein führte, dort schritten eben Männer, eine Bahre von grünen Zweigen auf den Schultern tragend.

Mathildens Augen weilten in banger Ahnung auf jenen, sich entfernenden Männern. „O, ich errate!“ Und sie barg ihr bleiches Antlitz an Adelstan's Brust und scheute sich, ihn durch eine Frage zu stören, denn sie fühlte, er weinte um Bertha.

Die treue Magd hatte sich dem Bären entgegengeworfen, um Adelstan's Gattin und Kind Zeit zur Flucht zu geben. Die Diener kamen im schrecklichen Augenblick, aber sie kamen zu spät für Bertha.

Sie hatte tiefe Wunden davongetragen und ihr Leben blieb von da an schwach und kränklich. Frau Adelheid pflegte die Retterin ihres Enkels auf's Beste, doch sie konnte ihr nur zeitweilige Linderung, keine Genesung geben.

Mathilde besuchte sie täglich und liebte sie wie eine Schwester. „Ach,“ seufzte die gutmütige, junge Frau, „was war ich doch für ein armer Hasenfuß, so kläglich und furchtsam, in Ohnmacht zu sinken, als der schreckliche Bär kam, wie hätt' ich mein Kind retten können? Du liebe Bertha warest so tapfer und edelmütig und mußt es jetzt mit schweren Schmerzen büßen.“

Bitterlich weinte Mathilde, Bertha tröstete lieblich lächelnd mit matter Stimme, sie wurde mit jedem Tage engelähnlicher und hatte niemand lieber um sich als Mathilde. Die beiden jungen, weichen Herzen verstanden einander ganz, und umschlangen sich in inniger, schwesterlicher Liebe.



Der leise herannahende Tod löste die Schranke, die bisher Herrin und Dienerin geschieden. Mathilde wurde ernster, stiller, nachdenkender, als sie früher gewesen, Bertha erhobener, heiterer. Sie lag so milde lächelnd in dem schönen schneeweißen Bette, das ihr Mathilde bereitet, und ihre sanften Augen hatten einen verklärten Glanz.

Sie betete oft:

- |                                                                              |                                                                                 |
|------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------|
| 1. Mein Mütterlein!<br>Bald bin ich Dein!<br>Und ruhe aus<br>In Deinem Haus. | 2. Du bist bei Gott!<br>Und alle Not,<br>Und alle Pein<br>Wird nicht mehr sein. |
| 3. Wer mich geliebt<br>Sei nicht betrübt!<br>Ich ruhe gut<br>In Gottes Hut.  | 4. Und mein Gebet<br>Euch stets umweht.<br>Bald kommet ihr<br>Zu mir, zu mir!   |

Mathilde betete leise mit und that Alles, was ihr möglich war, Bertha's Leiden zu erleichtern. Sie trug den kleinen Burkhardt an's Bett, damit sein holdes Lächeln, sein liebliches Geplauder, seine Aehnlichkeit mit Adelstan, die zarte Kranke erfreue.

Holte den Schmuck ihrer eigenen reichen Zimmer und zierte Bertha's Krankenstüblein damit, um ihre liebe Leidende durch den Anblick schöner



Gegenstände zu erheitern, ihre prächtigen Fensterblumen in allen Farben strahlend, die blendendweißen Vorhänge mit reichen Stickereien, die Oelgemälde, ein Geschenk ihrer Tante, der Abtissin zu Ratis.

Letztere waren Bertha besonders lieb, sie stellten holdselige Engel vor und schienen zu winken. „O mein Mütterchen!“ flüsterte Bertha entzückt und streckte die Arme aus.

Auch zwei Märtyrer-Gemälde waren da, die heilige Agatha und die heilige Katharina darstellend, Jungfrauen von Bertha's Jahren, strahlend in Jugendschönheit und dennoch mit welcher Ruhe und himmlischer Geduld gingen sie dem grausamsten Tode entgegen.

Ihr Anblick stärkte Bertha in ihren zunehmenden Schmerzen, zu gleicher Geduld und Gott hingabe.

„Du bist auch eine Märtyrerin,“ flüsterte Mathilde innig, „eine Märtyrerin der Liebe.“

Wurde es Bertha unter dem Drucke ihrer Krankheit zuweilen besonders bange und sie konnte keine Ruhe finden, nahm Mathilde ihre Harfe,

die sie als Meisterin spielte und sang mit ihrer süßen Engelsstimme:

- |                                                                                  |                                                                                |
|----------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------|
| 1. O Geliebte!<br>Schwer Betrübte!<br>Gott wird kommen<br>Zu Dir Frommen.        | 2. Trägt Dein Sehnen,<br>Deine Thränen,<br>Deine Schmerzen,<br>Treu am Herzen. |
| 3. Wird sie stillen,<br>Dich erfüllen<br>Mit dem Frieden<br>Schon hienieden.     | 4. Wird Dir geben<br>Neues Leben,<br>Wird Dich einen<br>Mit den Deinen.        |
| 5. Bei den Engeln,<br>Frei von Mängeln,<br>Wirst Du wohnen,<br>Gott wird lohnen. | 6. Denke meiner,<br>Dann in Deiner<br>Heil'gen Freude,<br>Nach dem Leide.      |

Es war an einem besonders schönen Sommerabend, als die Luft so mild und weich wehte, wie im Süden, die Kronen der majestätischen Eichen und Linden wiegten sich feierlich, das herrliche Goldrot der scheidenden Sonne verklärte die schneeweißen Berghäupter, und die Abendglocken der vielen umliegenden Dörfchen schienen wie zu beten, in das Rauschen des prächtigen Rheinstroms. An diesem Abend sagte Bertha zu Mathilde: „O wie schön ist unsere Heimat! Teure Herrin, und Ihr seid so glücklich drin und so geliebt von Adelstan,

Burkhardt und Adelheid. Wie froh bin ich, daß  
Ihr so glücklich seid, denn ich muß jetzt Euch  
verlassen — möcht Euch noch etwas sagen —“  
Mathilde neigte tiefgerührt das Haupt zu der  
matten, lieblichen Kranken und fragte, ob sie den  
Arzt und die Wärterin rufen dürfe. „Bald,“  
lispelte Bertha, „aber jetzt möcht ich noch eine  
Weile mit Euch allein sein, ich hab’ Euch so lieb.“  
Und sie betete:

Ich hab’ Dich lieb!  
Ich habe Dich so lieb  
Und möchte mit Dir gehen  
In jene lichten Höhen,  
Wo nun Jerusalem uns winkt!  
Die Stadt, die hell in Perlen blinkt.  
Schlag auf die letzten Seiten  
Des heil’gen Buchs, laß gleiten  
Den Blick gerührt durch jene Blätter hin;  
Und himmelan steigt immer mehr Dein Sinn.  
Du fühlst ein tiefes Sehnen  
Nach jener Stadt, der schönen,  
Das Thor strahlt goldenrein,  
Geschmückt mit Edelstein,  
Und lautern Wassers Quelle  
Winkt süß und himmlisch helle;  
Und lebensvoller Bäume reiche Reih’n,  
Die laden Dich zu holden Früchten ein.

Gott baut Dir da die Hütte,  
Wohl in der Engel Mitte,  
Und wohnt bei Dir,  
Dich tröstend für und für!  
Wird Deine Thränen stillen,  
Dein kindlich Flehn erfüllen!  
Und wird kein Leid mehr sein,  
Und keine Erdenpein.  
Er spricht: bald werd' ich kommen,  
Zu meinen Treuen, Frommen.  
Bereite Dich,  
Zum wahren Lebenswasser führ ich Dich.

Immer leiser wurden Bertha's Worte.

Als Mathilde ihre thränenumflorten Augen erhob, war die Kranke eingeschlummert — sanft wie ein frommes, schönes Kind — und erwachte nicht wieder.

Die junge Frau drückte weinend einen Kuß auf die Stirn der Friedenreichen, Entschlafenen.

Adelstan ließ sie in der Burgkapelle zu Ehrenfels begraben, wie man eine Schwester begraben läßt, und Mathilde verstand und ehrte die Thränen, die selbst ein Mann und Ritter weinen durfte um ein in aufopfernder Liebe gebrochenes Leben.

Die Familie Ehrenfels blieb viele Jahre eine geehrte und geliebte. Frau Adelheid starb als

hochbetagte Großmutter, fast angebetet von Kindern und Enkeln, gesegnet von Untergebenen und den Armen des weiten Kreises.

Adelstan's Charakter blieb gütig und edel, so wie in der Jugend, auch in späteren Jahren. Sein Manneswirken trat in die für Rhätien berühmte Zeit der ewigen Bündnisse. Er war ein geehrtes Mitglied des grauen Bundes. Von milder, friedlicher Gesinnung konnte er auch sehr tapfer sein, wenn's nötig war.

Seine Söhne, Burkhardt, Ulrich und Albrecht, wurden dem Vater ähnlich und machten das Wappen von Ehrenfels (drei Fische in silbernem Schild) zu einem sehr geachteten.

Frau Mathilde sah ihre lieblichen, blauen Augen und rosigten Wangen auf zwei schöne Töchter vererbt, Adelheid und Rosalinde. Sie waren eine Zierde der rhätischen Edelfräulein und heirateten die Grafen von Werdenberg und Montfort.

Ein drittes Töchterlein wollte Mutter Mathilde Bertha nennen, Großmutter Adelheid schüttelte aber mißbilligend das Haupt und sagte: „Bertha war ein gutes Mädchen, doch nicht adelig, wir

müssen unseres Standes Ehre aufrecht erhalten, das ist Pflicht.“

Mathilde senkte etwas betrübt das Köpfchen, aber sie studierte jenen Nachmittag fleißig in der Chronik und fand eine Bertha von Marmels, die vor Zeiten einen Ritter Albrecht von Ehrenfels geheiratet und den Ruhm einer vortrefflichen Edel-frau hatte.

Frau Adelheid wehrte nun nicht länger und die kleine Bertha wurde der Liebling ihres Vaters, und war jenes zarte, schöne Fräulein, welches sich eine traurige Berühmtheit dadurch erworben, daß der rauhe, grausame Ritter Konrad von Hohenrealt in vorgerücktem Alter um die schöne, junge Blume freite; von ihr und ihren Eltern abgewiesen, rächte er sich und raubte das Fräulein, als es einmal mit seinen Freundinnen in den Fluren von Ehrenfels lustwandelte.

Nun nahm der greise Ritter Adelstan Andreas wieder das Schwert zur Hand und zog mit seinen Untergebenen Burg Hohenrealt zu. Die Land-leute der Gegend, vielgekränkt vom schlimmen Konrad, sammelten sich auch.



Schloß Hohenrealt wurde erstürmt und zerstört, und während Ritter Adelstan Andreas sein geliebtes Kind in den Kerkern suchte und fand und an seinem treuen Vaterherzen die Ohnmächtige pflegte und in's Leben rief, drängten die entschlossenen Landleute den wilden Ritter zur Flucht, welcher nach der Sage seinem Streitroß die Augen verband und auf dessen Rücken in den Abgrund sprengte, wo er starb.

Die holde Bertha von Ehrenfels lebte von da an bei ihren Eltern, deren Liebling sie war.

Als endlich Adelstan und Mathilde schnell nacheinander starben, zog das Fräulein in's Frauenkloster zu Raziß, dem gewöhnlichen Zufluchtsort der Edeldamen jener Gegend.

Ihr stilles, tiefes Gemüt und das schwere Schicksal ihrer Jugend machten sie zum Klosterleben geneigt.

Sie wurde anfangs fromme Nonne, später Aebtissin und schrieb Manches über ihre Jugenderlebnisse nieder, welches sich aus jener alten, einfachen Sprache ungefähr also in unser jetziges Deutsch übersetzen läßt:

In dem Kloster wohnt der Friede,  
In dem Kloster wohnt die Ruh,  
Ziehe von der Eltern Grabe  
Drum so gern dem Kloster zu.

Schöne Schwestern, Bruderfrauen,  
Und Gespielinnen so traut,  
Will euch gern das Frohe gönnen,  
Doch ich bleib des Himmels Braut.

Hab des Lebens Leid erfahren,  
In dem Kerker dumpf und tief,  
Wo ich unter heißen Thränen  
Meines Vaters Namen rief.

Und er kam, der Gute, Treue!  
Engel zeigten ihm den Ort,  
Wo das Kind im Schrecken hegte,  
Gab den Engeln drum mein Wort.

Fern der Welt im Heiligtume  
Bet' ich für der Eltern Ruh';  
Und den Schwestern und den Brüdern  
Walt auch meine Bitte zu.

Friede wohnt in meiner Seele;  
Lust und Spiel und Tanz und Scherz  
Ist mir, wie ein ferner Nebel.  
Nimmer denkt daran mein Herz.

Hier ist's schön im Kranz der Linden,  
Hier im alten Gotteshaus,

Und der Berge weiße Kronen  
Sehen majestätisch aus.

Sanftes Grün auf diesen Fluren  
Und im nahen Eichenhain,  
Und die klaren blauen Wasser,  
Albula und stolzer Rhein.

Von den Dörflein klingen Glocken,  
Ab den Burgen Hörnerschall,  
Wenn des Morgens Frührot leuchtet  
Und im goldnen Abendstrahl.

Bin drum ruhig, schaue milde  
Nach dem Schloß der Heimat hin,  
Und nach meiner Himmels-Heimat,  
Bis ich ewig in ihr bin.



# Die Garnstrangen.

Die einfache hier erzählte Begebenheit hat sich unter meinen Landsleuten vor etwa hundert Jahren zuge-  
tragen. Die Mütter erzählen sie noch gern ihren jungen  
Töchtern.

---

## I.

Johannes saß auf der hölzernen „Trucke“\*) neben dem Bette seiner kranken Mutter und hielt ihre abgemagerten Hände in den seinigen. Johannes war ein guter Sohn und seiner Mutter einziger; niemand schüttelte ihr das Kopfkissen so gut wie er, niemand konnte ihr so schöne Worte sagen, wenn Schmerzen und Angst über sie kamen, und niemand, das war wohl natürlich, weinte so von Herzen mit ihr, wenn aller irdischer Trost vergebens war. Kamen aber wieder ruhige, freund-

---

\*) Koffer, Kasten, Trog, meist bemalte Familienbesitztümer.

liche Stunden, und sie kamen gottlob in der Mutter langer Krankheit nicht selten, dann plauderten die Beiden traulich mit einander und die Stunden vergingen, sie wußten nicht wie; nur die alte treue Schwarzwälderuhr mahnte sie dann mit ihrem einförmigen Tik-Tak an die Zeit. Heute war die Kranke auch heiter und von außen war's besonders stille. Der Schnee fiel in dichten Flocken und hielt den Besuch freundlicher Nachbarn ab. In der Stube sah es sauber aus, das wollte die Kranke so haben, daran war sie gewöhnt seit 50 Jahren. Sie gab im Bette an und Johannes folgte ihr auf den Wink. Die „Mäientöpfe“ im klaren Fenster hatten ihren schlanken dunklen Rosmarin, und ihr grünes Apfelgeranium noch so frisch wie immer. Die hübsch geschnitzten Stühle von Kirschbaumholz prangten mit ihren schneeweiß geschuerten Beinen; unter dem blanken Spiegel lag auf einem Gesimse die Bibel der alten Frau, ganz ohne Staub, denn Johannes mußte ihr täglich daraus vorlesen; auf dem andern Gesimse, gegenüber dem lieblich warmen Ofen, standen die weißen geblühten Kaffeeschüsseln in Reih' und Glied; wie freundlich war die gute

alte Frau immer gewesen, wenn sie jemanden daraus bewirten konnte. Jetzt lag sie im saubern Bette von rot und weiß gestreiftem Linnen, das sie selber gesponnen und gewoben hatte, und schien auch an letzteres zu denken, denn sie sagte plötzlich zu dem freundlich über ihr hingebeugten Sohne: Gib mir doch den Bündel Garnstrangen heraus. Johannes stand von der Truße auf, die (damit er der lieben Kranken immer nahe sei) bei Tag sein Stuhl, bei Nacht, wenn er ein Kopfkissen darauf legte, sein Lager war, von dem aus er seine nächtlichen Krankenwärterdienste treu versah. Er öffnete das knarrende Schloß und nahm einen Bündel feiner Garnstrangen heraus, den er der Mutter überreichte; diese legte sie neben sich auf's Bett und betrachtete sie nachdenkend. Denkt nicht zu viel über's Weben, liebe Mutter, hat Johannes, es könnt' euch jetzt schaden. „Webe kein Tuch mehr in diesem Leben,“ sagt sie wehmütig, „diese Strangen wären auch nicht gut weben, sie sind so verworren, ich war schon im Frühling krank und konnte nicht dabei sein, als sie in der Lauge gesotten wurden; da hat mir die Wäscherin sie verderbt, ich hielt's damals für



ein Unglück, jetzt aber kann's dir zum Glück werden." Johannes schaute sie verwundert an. „Wenn ich gestorben bin und das erste Trauerjahr vorüber ist, so nimm einen solchen Garnstrangen, gehe zu dem Mädchen, das du am liebsten hast, abends auf den Hengert (Besuch) und suche sie, nach allerlei Gespräch endlich mit klugem Scherze dahin zu bringen, daß sie dir diesen Strangen windet. Die Fädchen sind sehr verworren, nicht jede kann sie entwirren; windet dein Mädchen sie nun geschickt und geduldig ab, so wirst du eine gute Frau an ihr bekommen, die geschickte Hände, einen geschickten Kopf und ein geduldiges Herz hat. Windet sie den Strangen nicht, so geh' zu einer andern; und wenn du auf diese Weise zu zehnen gehen müßtest, laß nicht ab, bis du die geschickte, geduldige Winderin gefunden hast, es wird dich nie reuen. Versprich's mir, so zu machen, gelt?" Johannes versprach's tiefbewegt. Drei Wochen darauf folgte er mit kindlichen Thränen dem Sarg seiner Mutter und nahm den Trost mit in seine verwaiste Einsamkeit, daß er immer ein guter Sohn und zuletzt ein liebevoller Krankenwärter gewesen sei. Wohl

ein kräftiger Trost für ein Gemüt, das um liebe Heimgegangene trauert.

## II.

Das stille Trauerjahr ging vorüber, und noch eines, ehe Johannes sich entschloß, nach dem Rate der Mutter eine Frau in das wohnliche, sonst so wohl eingerichtete, jetzt etwas vernachlässigte Heimwesen einzuführen. Doch eines mondhellen Abends, der so recht hinaus in's Freie lockte, lugte Johannes in den Spiegel, der nicht ganz so klar war, wie zu der Mutter Zeiten, ordnete sein reiches braunes Haar und meinte, seit zwei Jahren zum ersten mal, er sei doch ein ordentlich hübscher Bursche; die braunen Augen, die die Zeit her manche kindliche Thräne geweint, blickten jetzt feurig und schalkhaft, indem er seinen Staat ordnete, der die Mitte hielt zwischen Sonntags-Anzug und Werktagsskleidung; steckte dann einen der besprochenen Strangen in die Tasche, warf den runden grauen Hut leicht auf's Ohr und schritt munter und rasch durch die schöne laue Mondnacht, ein Liedchen pfeifend und trällernd und sich blutwenig kümmernd, ob andere Nachtwandler

an ihm vorbeiduckten oder derb an seine Schultern rannten. Die Derben fanden an ihm einen noch derbern und die ängstlichen Ducker einen fröhlichen Auslacher. Endlich stand er vor einem kleinen Hause still und atmete etwas beflommener, als sonst. Daß das Haus klein war, störte Johannes wenig, daß aber der Garten nicht so war, wie bei seiner Mutter, d. h. in Ordnung, das schien ihn etwas zu stören, er nahm nachdenklich den Strangen in die Hand und sagte: sie wird das nicht können, und doch ist Keine so schön wie sie, da wäre es besser — doch wir wollen's probieren. — Er klopfte, Richter führen an den Fenstern hin und her, aber niemand kam zu öffnen. Johannes, ungeduldig, schwang sich auf den Gartenzaun, und schaute in's Haus, das schienen die drinnen nicht zu ahnen. Eine der Bewohnerinnen hatte beim Klopfen schnell den Besen ergriffen und wischte die Stube, man hörte das Knarren des harten Besens draußen. Die andere lehnte am Fenster Sims und flocht das schöne goldgelbe Haar in lange Zöpfe. „Das hätten die beiden am Morgen thun können,“ brummte Johannes, noch ungeduldiger durch seine unbe-

queme Stellung auf dem Gartenzaun. 's Röseli, das da drinnen zopfte, ein wunderholdes Meitli, tanzte wie ein Vögelein, plauderte lustig und lieblich zugleich und war dabei gut, o so ein „Gutes“ geb' es keines mehr, meinten die Knaben (Jünglinge). Es erbt ja nur zwei Kühe, sagten dann die Väter, und die Stiene erbt den ganzen Stall voll, nimm die Stiene. Und manche Mutter sagte: „Es thut nichts auf dem Felde und thut nichts im Hause; wenn du's nimmst, so kannst du selber kochen und lizmen und wirfst mir ein Schöner.“

Wegen den zwei Kühen war's Johannes gleich, er hatte ja selber viele; aber kochen und lizmen hatte er nicht gelernt, und faßte d'rum auf seinem Gartenzaune droben den festen Entschluß, der Mutter Strangenprobe hier anzuwenden, und könne 's Röseli die nicht bestehen, gleich mit ihm abzubrechen; es sei das Beste für ihn und 's Röseli, meinte er, denn sie könnten einander sonst beide gern bekommen, wie es unter hübschen Leuten leicht möglich, wenn sie sich oft sehen. Das Oeffnen der Hausthüre brachte Johannes aus seinen tiefen Gedanken, 's Röseli war's und hielt ein Licht, das warf hellen Schein auf sein Rosen-

antlitz und die holdseligen blauen Augen, es bot ihm sein Händchen und lächelte schüchtern und innig. Johannes war ganz entzückt, stolperte aber beim Hinaufgehen in die Stube über die Krautstände, die mitten in der Hausflur lag, dann über den Besen, quer vor die Stubenthür hingeworfen; 's Röseli schien sich darüber nicht zu wundern, stolperte es ja doch selber den ganzen Tag über eignes Hausgerät; aber Johannes freudenleuchtende Stirne hatte sich verfinstert. „Hast dir weh gethan?“ fragte Röseli teilnehmend; „sehr weh,“ sagte Johannes ernst und legte die Hand an den Strangen in der Tasche. Sie traten in die Stube: „Nein, das Röselein wohnt doch in zu dornigem Strauche,“ dachte Johannes sich umsehend. Unmutig und entschlossen setzte er sich auf den ersten besten Stuhl und nahm den Strangen zur Hand. Was hast du hier? fragte Röseli verwundert. Einen Strangen meiner Mutter, willst du mir ihn winden? fragte er gradaus. Ach, 's Fadenwinden ist so langweilig, sagte es sanft, ich will's morgen thun, heute laß uns lieber plaudern. — Ich plaudere am liebsten, wenn fleißige Mädchen neben mir arbeiten, sagte Jo-



hannes, spann mal auf, ich erzähle dir dann allerlei Schönes. Er nahm selbst die Garnwinde aus dem Winkel, Röseli mußte sich ergeben. Es fing an zu winden, zu wickeln und zu zupfen, bis es nicht mehr weiter konnte, und nun in Johannes traurige prüfende Augen aufschaute. Daß ich dir den Strangen verderbt, wirst nicht zürnen sagte es (des Jünglings Kummer einzig dem verlorenen Strangen zuschreibend), ich will dir meinen gekauften Faden dafür geben, er ist schön und weiß. Wart' wo ist er? — (Es suchte lang und fand ihn endlich unterm Ofen.) Hier hast ihn. Johannes aber nahm statt des Fadens das Händchen, das sie ihm bot, und hielt es lange, wie zum Abschied, mit tiefer Wehmut. Das Scheiden that ihm weh. Da polterten draußen auf der Treppe schwere Tritte. Johannes und Röseli, beide etwas konfus, hatten vergessen die Hausthür zu schließen; zu der kam nun der Peter herein.

Der Peter war ein Kamerad des Johannes, von den besten Knaben einer, auch ein hübscher und reicher. Er hatte das Röseli gern und keine Mutter, die ihm wehrte, es zu nehmen, wenn es gewollt hätte; daß es ihn aber nicht wollte, war



nur der Johannes schuld. Johannes merkte das alles und ließ des Röseli's Hände fahren, die er vorher festhielt, rückte seinen Stuhl ganz stille zum Fenster und machte dem Peter Platz, bei Röseli zu sitzen. Dem Röseli war's nicht recht, dem Peter aber um so rechter; er war vergnügt und schaute das Röseli mit so hübschen Augen an, daß es auch freundlicher wurde. Der Johannes aber dachte: „Daß ich das Röseli nicht heiraten kann, ist bei mir ausgemacht; warum bleib ich denn dem Peter im Wege, als thät ich's aus Bosheit?“ Er stand auf, reichte beiden freundlich ernst die Hand und ging. Der Peter schaute ihn an, als ob er ihn hätte küssen mögen, das Röseli aber, als ob es gern geweint hätte. Johannes hätte auch gern geweint, ging viel stiller heim als er gekommen war, blieb auch still Wochen und Monate lang und machte ein recht trauriges Gesicht. Das wurde aber am traurigsten an einem schönen Sonntagmorgen, wo er laut jubeln und schießen hörte und die Kirchenglocken läuteten. Heute führte Peter Röseli zum Altare. Johannes schaute zum Fenster heraus; der Peter war hübsch und das Röseli zehntausendmal hübscher, mit dem

grünen Kranz in den goldgelben Zöpfen. „Hätt's auch haben können,“ seufzte Johannes, „glaube die Mutter war doch unrecht d'ran mit den Strangen.“ Es wurde ihm drückend zu Mute, darum ging er hinab über Feld und Wald in's nächste Dorf.

### III.

Am Eingange des Dorfes, von Bäumen umschattet, von Ställen, Back- und Waschgebäuden wohnlich umgeben, lag das graue Köpflwirtshaus, an Sonntagen viel besucht und belobt. Auf der Tenne nebenan rollte die Kegelfugel und lachten und lärmten junge Burschen in ihren Sonntagshemdärmeln; die Röcke hatten sie sorglos in den Strohkasten geworfen. Macht's nur nicht auch mit den brennenden Pfeifen so, sagte bedächtig der alte Knecht des Wirtes und stellte Flaschen und Gläser auf den Tisch neben dem Tennthore. Dorfkinder und lagernde Bettelleute schauten nun wundrig und sehnsüchtig zu, wer am meisten Schoppen möge. Wären wir nur auch groß und hätten Bluzger (eine frühere Bündner Scheidemünze), sagten die kleinen Buben. Ja, aber 's

Weintrinken ist Sünde, belehrten die kleinen Mädchen wichtig. Nein, nicht 's Weintrinken ist Sünde! riefen empört die Buben; aber einen Kausch haben, daß man nicht gehen kann und die Leute schlägt, das ist Sünde! Die armen Bettelleute aber flüsteren wehmütig: Hätten wir von jedem Schoppen, den die da zu viel trinken, nur wenige Tropfen, das gäbe uns Kraft. Was es die Reichen doch gut haben! Da drinnen im Hause raucht es so prächtig aus der Küche und schmeckt (riecht) von Fleisch und Rächli; was die Reichen es doch gut haben! „Dafür kommen sie eben in die Hölle und wir in den Himmel“, tröstete Eins. Aus der großen untern Stube tönten schreiend Geige und Pfeife, hübsche ländliche Tänzerinnen lehnten glühend und ausruhend an den offenen Fenstern, während ihre Tänzer solche Pausen benutzten, einen glücklichen Wurf nach den Regeln zu thun. Johannes, der Aufheiterung bedürftig, zog die Tanzstube der Regelbahn vor, sein Name von gutem Klang verschaffte ihm Geltung bei den Jünglingen, und die Mädchen wisperten, als er in die Tanzreihen trat: „Nein schau doch, was der anständig ist, viel mehr als die Anderen.“

Und was die für ein prächtiges Paar sind, der und die Margreth!“ Des Wirtes hochgewachsene, schwarzäugige Tochter, welcher, neben Johannes, letztere Bemerkung galt, schien Gefallen zu finden an dem neuen Gaste und stattlichen Tänzer, und sie unterhielt ihn bestens mit ihrem gewandten Zünglein. Was die verständig redet, meinte Johannes, und was die flink und geschickt den Gästen aufwartet! Der merkt man's an, daß sie arbeiten gelernt, und daß sie Witz im Kopfe hat. Diese Ansicht schien Johannes beizubehalten, je mehr er sich im Hause umsah, und kam von nun an öfter.

Margreth war ein fleißiges, geschicktes Mädchen; alles in der Wirtschaft musterhaft, ordentlich und blank, alles zur rechten Zeit gethan, und das war hauptsächlich ihr Werk; und dabei war sie immer so niedlich gekleidet. Wie sie's nur macht? sagte die Magd, nicht einmal wenn sie in den Ofen feuert, wird sie rußig. Johannes schaute der fleißigen, schönen Jungfrau oft mit innigem Vergnügen zu. Auch ihre Reden blieben immer verständig, wenn sie guter Laune war; die aber ließ sie, zu Johannes und des ganzen Hauses

Jammer, oft im Stiche. Doch, trotz der nicht guten Laune von Margreth's und des Jammers von Johannes Seite, galten die Beiden den Leuten als Verlobte und Johannes dachte auch im Ernst an so etwas. „Nur noch die Strangen-Probe der Mutter, ich hab's ihr auf dem Todsbette versprochen und werd's halten, wenn ich's gleich nicht gern thue; aber bei Köseli hat sie mich auf die Wahrheit geleitet, die ist jetzt ein armes Weiblein, das weder arbeiten noch haushalten kann, der Peter hat sein Kreuz mit ihr. Margreth wird den Strangen vielleicht nicht winden können; geschickte Hände und geschickten Kopf hat niemand wie sie, aber geduldiges Herz — ich fürchte —.“

Unter diesen Gedanken und Selbstgesprächen hatte Johannes eines Abends, mit dem verhängnisvollen Strangen und einem goldenen Ringe, den Weg ins Köppliwirtshaus gemacht. Im Waschgebäude des Köppliwirtshauses wurde eben große Wäsche gehalten; Feuer prasselte unter dem gewaltigen Laugenkessel, und der Seife helle Blasen schwammen über den dampfenden Kübeln. Draußen aber am Brunnentroge stand Margreth und



schwenkte weiße Tücher rasch und rüstig durch's klare Wasser, das aus zwei Röhren voll und silbern herabströmte. Wie hübsch war das Mädchen in seinen aufgerollten Ärmeln und seiner frischen Beweglichkeit! Aber Blicke und Worte warf sie ins unruhige Waschhaus, die wie Pfeile an ihr Ziel gelangten. „Der Jungfer kann man's doch nie recht machen,“ brummte es im Rauche, und die Feuer schürenden, Lauge schöpfenden Gestalten bemühten sich vergebens, den schönen, ungeduldigen Kommandanten draußen am Brunnen-troge zu befriedigen. „Ei Margreth, bist gar z'bös“, sagte begütigend die Mutter, die behaglich in einem großen Kübel spülte. Schon sank die Sonne und trocknete die weiße Wäsche auf den ausgespannten Seilen nicht mehr. Margreth schaute ins glühende Abendrot mit einer Miene, als grolle sie der Sonne, daß sie zu früh für die Wäsche hinter die Berge sinke. In diesem Augenblicke gewahrte die Zürnende Johannes schalkhaftes Gesicht, von Bäumen und aufgehängten Linnen halb versteckt; da wurde sie noch röter, als die Abendwolken und reichte ihm vom Brunnentroge weg die Hand, schickte ihn dann ins Haus zum Vater,



damit sie die Wäsche vollenden und z'Nacht kochen könne. Drinnen war es sauber wie immer, die Wäsche störte die felsenfeste Ordnung dieses Hauses nicht. Der Rößliwirt empfing Johannes gar freundlich, holte ihm Wein, Brot, Käse und Wurst, und war die Herzlichkeit selbst, denn der brave, wohlhabende und hübsche Johannes war von Eltern und Töchtern gleich gern gesehen. Der Rößliwirt that alles, es Johannes bequem zu machen, und als die vordere Stube sich mit Fuhrleuten füllte, führte er ihn in die schön gepuzte Visitenstube; da sah's noch sauberer aus, als in der vordern, es war da sogar ein Kanappee mit weichem Polster und ein runder Tisch davor, mit einem einzigen runden Fuße, statt mit vieren, wie's sonst der Brauch ist; und was die Fenster glänzend waren, just wie daheim bei seiner Mutter. Da waren aber noch schöne, weiße Umhänge d'ran mit Fransen, und schöne Bilder an den Wänden, der Wilhelm Tell und die Männer im Grütli und der Ahorn bei Trunz, auch andere noch, die man gern schaute. Auch eine glänzende Kommode war da und ein Schrank darauf, und im Schrank standen glänzende Gläser

und Bouteillen und schneeweiße Kaffee-Schüssel ein mit blauen und roten Blumen. In der Stubenecke aber, beim großen grünen Kachelofen, stand ein wackeres Spinnrad mit feinem Garn auf der Spuhle. „Das hat die Margreth gesponnen,“ sagte die freundliche behäbige Hausfrau, die eben ihn begrüßend hereintrat, als sie die Richtung seiner Blicke gewahrte; „die spinnt, wenn sie abends bei den Gästen sitzen muß; ich weiß nicht, wie das Mädchen bei Licht so rein spinnen kann.“ Dem Jünglinge wurde es in diesem behaglichen Hause warm um's Herz, er wäre mit seinem Heiratsantrage gleich hervorgerückt, hätte ihn nicht der Strangen der Mutter noch davon abgehalten. Er guckte oft nach der Thür, ob Margreth bald komme. Sie kam endlich, begrüßte ihn flüchtig, sagte dann, sie müsse hinaus und schnell z' Nacht kochen. „Wir wollen's dann später, abends, schon einholen mit dem Keden“, begütigte sie den Johannes, der unzufrieden werden wollte über ihr Ausbleiben. „Wenn's Ordnung bleiben soll im Hause, muß man zur Stunde thun, was gethan werden muß.“ Bist ein verständig, brav Mädchen, Margreth, sagte Johannes, drückte ihr die Hand

und seufzte; warum er letzteres that, wußte er nicht. Während nun Margreth draußen kochte, Mutter und Magd helfend ab und zu gingen, es bereits dämmerte, der Rößliwirt von einem Lichte sprach, daß er holen wolle, aber doch nicht holte, sagte eine sanfte silberne Stimme: „Guten Abend“, und ein Mädchen mit einem Bündelein am Arme trat in die Stube. „Ei, guten Abend, Bäsi Mejeli“, sagte die Wirtin, „kommst vom Doktor? wie geht's der Nahnna (Großmutter)?“ Will's Gott wird's bald besser mit dem Husten, sonst ist sie wehlauf, und der Nehni (Großvater) auch“, sagte die silberne Stimme. Setz dich Bäsi, sagte der gutmütige Rößliwirt; magst einen Schluck Wein, bis die Margreth z'Nacht gekocht hat? — „Wenn die Margreth kocht, so geh' ich hinaus und helfe, ihr habt Wäsche gehabt und werdet müde sein.“ „Ei bleib, mahnte die Wirtin, du verdirbst sonst dein Sonntags-Röcklein.“ Kann mich schon in Acht nehmen, sagte das Mädchen munter, legte sein Bündelein auf die unterste Bank-ecke und hüpfte hinaus. Johannes dachte unwillkürlich bei der sanften Stimme: „Was die lieblich redet! die hätte gewiß ein geduldiges Herz

für einen Strangen.“ Er freute sich, die Besitzerin dieser lieblichen Stimme beim Nachtessen zu sehen; aber er täuschte sich, es wurde Doppel-Tisch gemacht. Draußen in der Wirtsstube aß das Hausvolk; drinnen in der schönen Stube deckte die Mutter ein weißes Tischtuch auf den runden Tisch und sagte zu Margreth, die eben die Suppe hereintrug: „Möchtest auch da drinnen essen? Das Bäsi Mejeli kann draußen beim Hausvolke drauf schauen, so geht's dort in Ordnung ohne dich.“ — „Das Bäsi könnt's aber ungern haben, weil es fremd ist, wenn's draußen mit dem Volk essen muß“, sagte der gutmütige Rößliwirt. „Ei was ungern! das ist ein zu gutes Schaf.“ — Und nun setzten sich die vier zu Tische. Margreth zerschnitt zierlich das saftige Rindfleisch und den goldgelben Eiertatsch, ein Meisterstück ihrer Kochkunst, und stellte beides neben die herrlichen Zwetschgen, die sie dem Gast zu Ehren mit Zucker bestreut hatte. Der Rößliwirt hatte seine besten Flaschen nicht geschont, noch die Mutter ihre schweren Silberlöffel und blanken Zinnplatten und den glänzend gescheuerten Kerzenstock mit der hellbrennenden Kerze. Draußen aber in der Wirtsstube hörte

man die blechernen Löffel in der irdenen Schüssel klappern, dazu der Kinder fröhliches Lachen, das Geplauder der Dienstleute und Mejelis' liebliche Stimme, die zwar nicht lachte, aber ein klares entschiedenes Gemüt aussprach. Die drinnen in der schönen Stube aber saßen noch lange beim Mahle. Allen ging das Herz auf, Johannes sprach gern, und die Andern hörten gern und Margreth's Augen blickten inniger als sonst.

Johannes erzählte von seiner Mutter, von ihrem treuen Fleiße, und wie sie vor allem andern ihre Freude am Spinnen gehabt, und es sie gedauert, daß die letzten feinen Garnstrangen, die sie gesponnen, in ihrer Krankheit von der Wäscherin verdorben worden; „hier hab' ich einen“, fuhr er fort, „liebe Margreth, thu' mir doch den Gefallen und winde ihn.“ Kößliwirt und Frau lachten vergnügt und meinten, jetzt sei's richtig mit der Hochzeit, Margreth aber errötete tief, machte eine Miene, wie eine tief gekränkte Stolze, spannte den Strangen schweigend auf die Garnwinde und zupfte ungeduldig am Verworrenen. Johannes machte ein bedenkliches Gesicht. Die Mutter glaubte, es sei, weil er fürchte, sie verderbe ihm



den Strangen und sagte tröstend: „Seid ohne Sorgen, Johannes, die Margreth kann euch spinnen und weben und winden, wie keine Zweite.“ Der Tochter aber wisperte sie ins Ohr: „Sei doch nicht gleich wieder so ungeduldig und oben hinaus, es ist ihm am Strangen viel gelegen.“ „Kurioses Thun das, mir Strangen zu winden geben, so lange ich ihn nichts angehe,“ murmelte Margreth. Papa Rößliwirt fand das Winden langweilig, stopfte seine Pfeife und blies gewaltigen Rauch, in süßes Nichtsdenken versunken, aus dem er aber unsanft erweckt wurde, als Margreth zornig aufsprang, den Strangen vor Johannes auf den Tisch warf und in gereiztem Tone sagte: „Ich glaube, du willst mich zum Narren haben mit solchem verworrenen Strangen.“ Johannes schaute fast ebenso zornig drein, als Margreth. Die ehrliche Rößliwirtin meinte wieder, es gelte allein dem gemißhandelten Strangen und wollte gut machen. „Mejeli!“ rief sie zur Thür hinaus: „Komm' doch herein!“ — „Sie ist am Abwaschen“, sagte Margreth finster, aber das will ich jetzt thun,“ warf Silberlöffel und Zinnplatten zusammen und verließ die Stube. Johannes trat in die Fenster-



ecke, um die neue Winderin zu beobachten, der die betrübte Rößliwirtin jetzt den Strangen übergab. Mejeli mit der schönen Stimme war ein schlichtes, blühendes Mädchen, dessen freundliche Kinder-  
augen sich sogleich aufmerksam auf den Strangen hefteten. „Was der verworren ist!“ seufzte es beflommen. „Mach's nur gut, Bäsi Mejeli, du kannst's,“ mahnte die Wirtin. „Habt nicht  
Kummer, bring's schon noch auseinander“, sagte die liebliche Stimme, die dem hinter den Fenster-  
vorhängen versteckten Johannes wie ein Gruß von seiner Mutter klang. Und das Mädchen ent-  
wirrte und wand, still, geduldig und unermüdetlich mit geübter, geschickter Hand, während der Rößli-  
wirt vor langer Weile einschlief, und die Frau die ihr von der schweigenden, geärgerten Margreth  
gebrachten Silberlöffel zählte, und in den eichenen Kasten verschloß. „So jetzt wär's gewunden“,  
sagte endlich tiefatmend die silberne Stimme und reichte den fertigen Knäuel der Bäsi Rößliwirtin.  
„Kann ich noch was anderes helfen?“ „'s gibt nichts mehr!“ sagte Margreth kurz. „Gut Nacht  
denn, Better und Bäsi und Margreth“, sagte die liebliche Stimme, und Mejeli entfernte sich unbe-

fangen, um, da es am Berge wohnte und zu spät war, bei einem nahen Verwandten zu übernachten. Im Wirtshause that es dies nie; da war's ihm zu lärmend. Den Johannes hinter den Fenstervorhängen hatte es nicht gesehen. Der trat nun wieder vor zum Elternpaar und der Tochter und sagte: „Ich kam heute in der Absicht, Margreth zur Frau zu verlangen; da ich aber nun gesehen, wie leicht sie ungeduldig wird, stehe ich von ihr ab, und will euch's grad und offen sagen, damit ihr wißt, was ich vorgehabt und warum ich jetzt gehe. Euch, Herr Wirt und Frau Wirtin, sag' ich herzlichen Dank für eure Gastfreundschaft und kann ich euch die vergelten, so sagt's, es wird mich sehr freuen.“ Er schwieg einen Augenblick und sah fragend die Beiden an. Der Wirt sagte, unwirschler als Johannes ihn je gehört: „Ich weiß nicht, ob ihr und mein Weibervolk heut Abend zu tief in den guten Roten geschaut habet; machen nüchterne Leute so dumme Streiche? wegen einem Strangen eine Bekanntschaft zerreißen, die euch und uns Glück gebracht hätte? Nachwerfen thu ich euch übrigens die Margreth und das Rößliwirthshaus nicht.“ Die

Wirtin wischte sich die Augen. „Wenn ihr wegen der Margreth gekommen seid, so geht nicht weg um solcher Kleinigkeit willen, ihr seid uns Allen Lieb.“ Sie schwieg weinend. Johannes nahm bewegt einen goldenen Ring vom Finger und steckte ihn an die Hand der weinenden Frau. „Ich habe in eurem Hause viel Liebes und Gutes genossen, lasset drum diesen Ring in eurem Hause bleiben, ich habe ihn der Margreth geben wollen. Und ihr Jungfer Margreth, lebt wohl, werdet sanfter, dann habt ihr alles, was an einer Frau gefällt. Lebt wohl.“ Er reichte ihr die Hand, Margreth reichte ihm die ihre und zog sie dann zurück, schweigend, bleich und stolz, ohne Zeichen von Liebe oder Zorn. Als aber Johannes fest, doch tiefbewegt geschieden war, da brach sie weinend zusammen; doch weder ihren Eltern, noch sonst jemanden sagte sie ferner von Johannes ein Wort.

#### IV.

Am frühen Morgen nach diesem Abende war Johannes schon hoch auf dem schmalen, steilen Gebirgswege. Im Rößliwirthshause wollte er nicht bleiben und war drum die Nacht über hier herauf=

gegangen. Der Weg führte nicht in seine Heimat, aber in Mejerli's Heimat; das hatte er im Wirtshause schlau erkundet, und nun saß er am schmalen Pfade, des Mädchens harrend, das hier herauf kommen mußte. Er hatte seine Strangen-Winderin gefunden, das war ihm klar; dieses gute, frische Gesicht war nicht schön, und ihre Kleidung so wie die bescheidene Stellung, die man sie im Köppli-wirtshause einnehmen ließ, sagten ihm, daß sie auch im Leben eine bescheidene Stellung einnehmen müsse; aber sie war die Frau mit geschickter Hand und geduldigem Herzen, von welcher die Mutter geredet.

Es war ein prächtiger Morgen, und eine hehre, stille Alpenlandschaft, die Johannes jetzt ausruhend bewunderte. Von oben herab tönten fröhliche Heerdenglocken und der Vögel jubelndes Morgenlied. Dunkle Tannen rauschten über seinem Haupte, das helle Grün der Bergweiden glänzte im Thau und ein donnernder Waldstrom schäumte an ihm vorüber in die dunkle gähnende Schlucht, die ihn begrub; über graue Felsenstücke webte sich weiches Moos und bot sich unsers Jünglings sinnendem Haupte zum Rissen. Keine Ungeduld,

keine sehnsuchtsvolle Bangigkeit sprach aus seinem Blicke, nur verständiger Ernst, der mit sich selber klar geworden ist. Drunten aber, den schmalen Pfad empor, schritt die rüstige Mädchengestalt mit dem Bündel am Arme. Ein selbstgewobenes blaues Gewand, weiße Hemdärmel und üppige braune Haarflechten, unter dem Strohhute hervorstachend, waren eine passende Kleidung für das ländliche Kind mit blühenden Wangen und den herzlich guten braunen Augen. Es blieb überrascht stehen, als es Johannes erblickte, den es einmal flüchtig bei der Bäsi Margreth gesehen und für deren Verlobten hielt. Die gestrige Scheidescene beim Köpflwirt war ihm verborgen geblieben. Guten Tag, sagte es mit seiner gewohnten Lieblichkeit und guten Tag erwiderte Johannes. „Willst mir dein Bündelchen zu tragen geben? wir gehen den gleichen Weg.“ „Ei, mein Bündel das trag ich schon selber, das bin ich gewohnt, muß ja alles Mehl und Reis, und was wir sonst brauchen, vom Dorfe hinauf in unsern Berg tragen.“ — „Ihr seid ja nur zwei, du und die Nahna, da gibt's wenig zu tragen.“ „Ei, der Nehni ist auch noch, und der Jakob,



der Bruder, da gibt's schon noch allerlei, wo vier Personen sind?" — „Aber hilfst dir denn dein Bruder Jakob nicht die Bündel tragen, kommt er nie herab in's Dorf?" „Das kommt er schon, sagte Mejeli etwas befangen, aber er trägt nicht gern Körblein und Säcklein, er sagt, seine Kameraden würden ihn auslachen, wenn er dies thäte, es sei nicht vornehm." — „Und da mußt denn du, armes Mädchen, alles den steilen Berg heraufschleppen, was auch der Jakob essen hilft, und wahrscheinlich nicht den kleinsten Teil davon." — „Ich thue es aber recht gern," sagte Mejeli freundlich; wenn ich dann und wann in's Dorf herab muß, kann ich ja gut etwas tragen, wann ich wieder heimgehe, und mich lacht auch niemand aus, ich habe keine vornehme Bekanntschaft!" — „Aber die Knaben vom Dorfe laden dich nicht zum Tanze, wenn du so mit dem Bündel gehst, wie eine arme Magd." — „Mich zum Tanz einladen? sagte Mejeli verwundert, mich hat noch nie jemand zum Tanz eingeladen, ich kann gar nicht tanzen, das heißt so tanzen, wie die Knaben und Jungfern drunten bei'm Better Rößliwirt tanzen, fuhr sie lächelnd fort; sonst tanze ich schon



mit den Lämmlein und Ziegen um die Wette, wenn ich auf dem Berge hüte.“ — „Aber wenn du nur mit den Lämmlein und Ziegen tanzt, sagte Johannes schalkhaft, so kommt kein Knabe zu dir zum Hengert und du bekommst keinen Mann.“ — Mejeli wurde so rot wie die Morgenwolken und in sein liebliches Lächeln schien sich etwas Trauriges zu mischen. „Der Jakob sagt auch immer, zu mir käme Keiner, da ich so gar nicht vornehm aussehe und so dumm rede; ich kann nichts dafür, und wenn keiner kommt, so mache ich dem Nehni und der Nahna nicht den Verdruß, von ihnen wegzugehen; sie wären dann auch ganz allein auf dem Berge.“ — „Der Jakob ist ja auch bei ihnen,“ sagte Johannes. — „Ja, der sagt aber jeden Tag, er gehe, so bald er könne, entweder Schreiber oder Offizier zu werden; da oben bei den Füchsen und Hasen möge er nicht haufen. Da sehe ich denn wohl, wie der Nehni traurig wird, und die Nahna weint und sagt: wenn Gott sie nur bald sterben lasse, damit sie uns jungem Volke nicht im Wege sei; da bin ich denn recht froh, daß kein Knabe mich heimführen will, es würde ihnen wieder Verdruß

machen.“ — „Hättest du einen gern?“ frug Johannes, bereute aber sogleich sein unbescheidenes Fragen. Mejeli aber antwortete offen wie immer: „Ich habe alle Leute gern, weil alle gut sind mit mir, Knaben aber kenne ich keine, gesehen habe ich sie wohl in der Kirche oder beim Mehl kaufen; aber da sprachen sie nie mit mir und so ist's ja, als ob ich sie gar nicht kenne.“ — „Mich kennst du aber jetzt.“ — „Euch wohl, aber ihr seid ja kein fremder Knabe, ihr seid der Bräutigam meiner Base Margreth.“

„Wird dir denn die Zeit nicht lang da droben auf dem Berge, wenn niemand zu dir heraufkommt?“ „Mir die Zeit lang?“ lachte Mejeli mit seinem fröhlichen, silbernen Lachen. „Die wird mir alle Tage zu kurz, die fliegt! wenn ich z'Morgen gekocht, die Stube gewischt und die Röhre und Geißen gemolken habe, ist die Sonne schon auf, da hätt' ich schon lange vorher mähen gehen sollen, und wenn dann so eine Wiese gemäht ist, muß ich schon z'Mittag kochen und käsen, nachher das Heu rechen und habe mich zu tummeln, daß ich am Abend eine Weile das Vieh hüten kann.“ „Und was thust du denn im Winter?“

frug Johannes. „Da muß ich spinnen, weben und nähen, was der Nehni und die Nahna und ich brauchen. Dem Jakob nähe ich nicht, setzte sie errötend hinzu, er sagt: ich nähe nicht fein genug; ich hab' es freilich nur von mir selber lernen können.“ — „Aber der Sonntag, der muß dir doch langweilig sein, was thust du denn da?“ „So allerlei,“ sagte Mejeli mit still verklärtem Blicke. „Wenn das Wetter gut ist, so geh' ich mit dem Nehni und der Nahna zur Kirche, ich muß sie immer führen, weil der Weg so weit ist, und wenn sie dann ausruhen müssen beim Heimkommen, so reden wir miteinander von der Predigt. Der Nehni hört nicht gut, da muß ich ihm manches sagen, was ihm entgangen ist, und dann kann er's so gut auslegen und die Nahna weiß so viele Bibelsprüche, daß mir ein solcher Heimweg am Sonntag mit den beiden lieben Alten doch ein ganz anderer ist, als allein mit meinem Bündlein.“ — „Und dann nach der Kirche, was thust du?“ frug Johannes weiter. — „Dann schlafen der Nehni und die Nahna eine Weile, ich aber gehe hinaus auf die Wiesen und schaue herum. Am Werktag hab' ich nicht Zeit zum

Herumschauen, d'rum glaub' ich auch, es kommt mir so schön vor am Sonntag; dabei hab' ich so allerlei Gedanken." — „Was für Gedanken?“ fragte Johannes lächelnd. „Ich weiß selber nicht,“ sagte das zutrauliche Kind, „ich sehe, wie alles so schön ist, der Himmel und der Berg und das Land drunten, da kann ich nicht genug schauen, und freue mich, daß ich einmal Zeit habe, das alles so recht anzusehen. Dann setz' ich mich in's Gras und schaue die Blumen an, und darf sie nicht abbrechen, weil ich meine, es thue ihnen weh; aber ich schaue sie so gern, und meine, sie werden immer schöner, je länger ich sie ansehe. Dann springen wohl meine Schäflein um mich herum, und wenn ein Lamm schwächer ist als die andern und zurückbleibt, so trag ich's seiner Mutter nach, das ist noch meine größte Freude.“ — „Und der Sonntag im Winter, wenn es keine Blumen gibt und keine Lämmer herumspringen, dann muß es dir wohl grausam langweilig sein?“ fragte Johannes weiter. „Gar nicht,“ sagte Mejeli eifrig, „da können der Mehni und die Nahna nicht in die Kirche, dann muß ich ihnen vorlesen aus der heiligen Schrift und andern schönen

Büchern; am liebsten sänge ich dann noch die Lieder, die mich die Nahna gelehrt hat; es geht mir nichts über's Singen," fuhr sie in stiller Begeisterung fort; „wir haben es so recht heimelig im warmen Stübchen, der Nehni sitzt auf dem Ofen und die Nahna auf der Ofenbank, ich stehe am liebsten am Fenster und schaue, wie's draußen schneit, und wie die Flocken glänzen an den Tannen, als ob lauter Sternlein vom Himmel gefallen wären. Abends muß ich dann die Kühe füttern, und das ist mir eine Kurzweil am Sonntag und am Werktag. Ihr glaubt nicht, wie gern einen die Kühe haben, wenn man ihnen häufig was thut." — Unter solchem Gespräche waren die beiden zu der tannenumkränzten, grünen Bergwiese gekommen, wo Mejeli wohnte. Da lag das braune, hölzerne Haus mit seinen runden Fenster-scheiben, die so klar waren, wie das frische Wasser, das aus einer einzigen großen Röhre in den breiten, hölzernen Trog plätscherte, aus welchem eben zwei glatte, braune Kühe ihren Durst löschten. Aus dem Stalle hinter dem Hause sprang ein munteres, täppisches Kalb den Kühen nach, und der freundliche alte Nehni hatte seine Freude



an den Sprüngen des Tieres, während er die Kühe sorglich in den Stall zurückleitete. Die Nagna aber saß auf der hölzernen Bank vor der Haustüre und rief: „Bibeli! Bibeli!“ auf welchen Ruf sich eine Schaar Hühner um sie sammelte, so zahm, daß einige ihr auf den Schooß flogen; sie fütterte alle mit goldenem Korn und sah vergnüglich dem muntern Picken zu. Aber noch weit vergnüglicher wurde ihr ehrwürdiges Gesicht, als sie Mejeli erblickte! auch der Nehni lächelte freudig der aufgehenden Sonne zu, die sein liebes, eben ankommendes Enkelkind bestrahlte. Johannes freute sich des lieblichen Bildes, er wäre gern mit Mejeli zu den Großeltern gegangen; aber er hielt es diesmal für unbescheiden und dachte: gut begonnene Bekanntschaft spinnt sich ein anderes Mal schon noch weiter. „B’hüt di Gott, Mejeli,“ sagte er; und „b’hüt di Gott,“ erwiderte es so innig, daß es ihm im Herzen wohl that. Nur zögernd schritt er vorwärts.

Nach einer Weile tönte keuchendes, vom Husten unterbrochenes Rufen hinter ihm, und wie er rückwärts schaute, sah er den guten alten Nehni, mühsam am Stabe, aber so schnell er konnte, ihm



nacheilen. Und hintendrein kam die Nahna, noch mühsamer; nicht einmal rufen konnte sie, aber sie winkte ihm mit den Händen und mit dem blauen Fazalet; in ihren Geberden lag eine dringliche Bitte, daß er umkehren möge. Das that er denn auch mehr als gern und erreichte bald die beiden feinetwegen außer Atem gekommenen Greise, hinter denen Mejeli sich halb versteckte. Das Mädchen glühte wie eine Alpenrose, schien beschämt und halb weinend. Als der Nehni endlich wieder sprechen konnte, sagte er: „mit Verlaub, ihr seid der Tochter-Mann vom Nepoten Köpflwirt?“ — „So weit ist's noch nicht,“ sagte Johannes. — „Aber ihr werdet's doch einmal und das Mejeli durfte euch nicht einladen zum z'Morgenessen bei uns, es ist gar ein einfältig Kind, nehmt's nicht für ungut.“ „Verstand kommt mit den Jahren,“ begütigte die Nahna, jung Volk ist scheniert; es kocht uns jetzt einen guten Ziegerbrat, oder habt ihr lieber Tatsch?“\* Johannes entschied für den Ziegerbrat und Mejeli flog in's Haus, wieder ganz zutraulich. Während drinnen in der Küche

---

\* Ziegerbrat und Tatsch, beliebte Speisen in den Bündnerbergen.

daß Feuer prasselte und der Rauch zu den Tannen hinan wirbelte, unterhielt sich Johannes auf der Bank vor dem Hause mit den alten Leuten, die beide so fromm, einfach und treuherzig waren, wie man es wird, wenn siebenzig Jahre in Gottvertrauen, Arbeitsamkeit und ländlicher Stille verfloßen sind. Auch ihr Aeußeres sah freundlich aus, ehrwürdig war ihr Gesicht, von dünnem Silberhaar umzittert, das beim Nehni ein Zipfelfäppchen, und bei der Nahna eine Haube, schwarzer Farbe umhüllte. Dunkel und rein war ihre Kleidung aus selbstgesponnenem Wollenzeuge. Die Enkelin war beider Herzblatt, weniger der Enkel, der soeben den Bergpfad herauf kam und zu ihnen trat, den Großeltern kaum flüchtigen Gruß bot und Johannes verwundert anschaute. Jakob war ein sehr hübscher Jüngling, gekleidet wie ein Stadtherr, und wollte sich auch als solcher benehmen. Er redete Johannes per Sie an und becomplimentierte ihn als baldigen Better. Dem Ziegerbrat seiner Schwester zollte er wenig Anerkennung. Johannes aber ließ sich's schmecken, machte die freundlichste Miene auf die bescheidene Köchin und stellte die Nahna, die unaufhörlich

jammerte, er esse auch gar nichts, endlich glänzend zufrieden.

Bei Tische führte Jakob das große Wort, und verdrängte des Nehni und der Nahna bescheidene Fragen, was ihm Johannes ernst verwies, als die beiden jungen Leute miteinander allein waren. „Ich mein' es nicht böß, sagte Jakob, und daß ich's nicht böß meine, wissen Sie; reden kann man mit alten Leuten natürlich nichts Rechtes und mit der Schwester fast noch weniger; die ist da oben einfältig aufgewachsen und nie unter Leute gekommen.“ — „Aber ein liebes gutes Mädchen,“ sagte Johannes. „Ja, gut ist sie genug, viel zu gut mit mir, aber zuweilen kaufe ich ihr auch ein hübsches Halstuch, wenn ich vom Markte komme; dann kann ich schon dazwischen etwas brummig sein, wer sollte nicht brummig werden, wenn er so das ganze Jahr auf einem Berge hausen muß, wo es zum Davonlaufen langweilig ist? Hätt' ich's wie Sie, Herr Better, könnt' ich einmal Kößliwirt werden und die Jungfer Margreth heiraten, dann wär's ein Leichtes, immer gute Laune zu haben.“ — „Haltet ihr's denn für ein großes Glück, Kößliwirt zu sein?“ fragte

Johannes. — „Ei, das mein ich, erwiederte Jakob lebhaft, ich weiß mir nichts Schöneres, als so ein lustiges Leben Sonntags und Werktags. Da kann einer Geld verdienen mit Kurzweil haben, und dann die gescheite Frau, die die Margreth abgeben wird, mit der kann man reden, poß Wetter noch einmal! vom Allerhöchsten, sie ist wie eine aus der Stadt.“ „Und drum, sagte Johannes, weil ihr gern Köpflwirt wäret, und ihr es nicht sein könnt, plagt ihr eure alten Großeltern und die gute Schwester?“ — „Ich mein es nicht böß, erwiederte Jakob nachdenkender als sonst, will's schon noch besser machen, jetzt rumort mir so allerlei Verdruß im Kopfe“ — endlich rückte er näher heraus und äußerte, wenn man z. B. ein Mädchen gern habe, und ein Anderer komme und fische es einem weg, ob man da nicht böß drein schauen müsse, man möge wollen oder nicht? Er warf einen halb zornigen Blick auf Johannes; der aber erwiederte lächelnd: „seid gut mit euren Leuten, so kann's auch noch mit eurem Verdrusse gut werden; aber glaubt mir, euer Mädchen kann heißen wie sie will, ihr werdet als deren Mann noch manchmal an eure herzlichgute

Schwester zurückdenken, die ihr jetzt so gering achtet.

Wenige Wochen darauf war das Mädchen vom Berge des braven Johannes Frau.

## V.

Johannes hatte als Prophet gesprochen; denn nach Jahren, als Mejele ihn längst mit gesunden Kindern beglückt und er den Strangen der Mutter gesegnet, der ihn zu dieser köstlichen verborgenen Blume geführt, kam er einmal in's Rößliwirthshaus, wo der hübsche Jakob von ehemals nun ein hübscher breiter Rößliwirth war, nachdem sein Schwiegervater gestorben. Alles im Hause war blank wie ehedem, und Frau Margreth waltete geschäftig in Küche und Keller. Aber die Gemüchlichkeit des vorigen Rößliwirths und seiner Frau fehlten jetzt dem Hause, und in Jakobs zeitweise etwas trüben Augen konnte man lesen, daß er so etwas vermisse. Er schüttelte dem Schwager Johannes herzlich die Hand: „Wie geht's? sind die Schwester und die Großeltern und die Kleinen gesund?“ „Alles gesund, sagte Johannes fröhlich, die Großeltern werden mit



jedem Jahre jünger.“ — „Das ist kein Wunder, sagte Jakob, bei Leuten wie du und Mejeli müßte der Tod selber jung werden; bei mir“ — er seufzte. — Johannes drückte ihm die Hand: „Nimm's nicht so schwer, sie ist ja sonst eine so brave, fleißige Frau; und vielleicht bist du auch selbst Schuld, daß ihr nicht immer friedlich mit einander lebt.“ „Ich, sagte Jakob, bin oft ein unverständiger Mensch, das hat meine gute Schwester vor Zeiten erfahren; aber wer den Verstand hat, sollte den Unverständigen nicht noch unverständiger machen, ich kann ihr nichts zu Danke thun.“ Diese und ähnliche Reden machten es Johannes drückend in dem sonst so behaglichen Hause; aber noch drückender wurde es ihm zu Mute, als er an seines Freundes Peter Hause vorbei ging. Der arme Peter, dachte er, ist weit schlimmer dran als Jakob; das Kochen und Wischen ist nun an ihn gekommen. Wer kennt noch das schöne Köseli?

Wie froh wurde er, als er wieder heimkam, sein Mejeli ihn hold und freundlich wie immer begrüßte, die gesunden Kinder im blanken Stübchen die Aermchen nach ihm streckten, und der



Nehni und die Nahna ihm vergnügt mit einem herzlich frommen Worte die Hand boten. Da sagte er inniger als je: „o meine Mutter, wie viel Glück hat mir dein Strangen gebracht.“



# Versam.

Eine Bündner Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert.

---

Idyllenflur — im weichen frischen Grüne —  
Wo Blümlein blühen, goldig, rot und blau,  
Und über ihnen summt die Honigbiene,  
Und Vöglein singen, Lämmlein hüpfst im Thau.

Des Dorfes Kirche kündet Gottesfrieden  
Den Häusern all', so einfach, doch so rein.  
Im Obstbaumwald ist ihnen Ruh' beschieden,  
Der ladet dich zu seinem Segen ein.

Zu reicher Aepfel Fülle, Birnen süßen,  
Die reifen in des Herbstes Sonnenstrahl;  
Des Lebens sanfte Freuden darfst genießen,  
Von ganzem Herzen glücklich sein einmal.

Und an das Kirchenfeld — da grenzt ein andres —  
Man möcht' es Hölle nennen — schaurig tief —  
So weit das Auge blicken kann — nur Abgrund —  
Als ob in ihm der ew'ge Schrecken schlief. —

O Einsamkeit! o düster Felsgewimmel!  
Berlorner Wald, der über Wassern hebt —  
Indes ein kühnes Bauwerk für den Wandrer,  
Die Rabiufabrücke, drüber schwebt.

An milder Flur, am Dörflein voller Ruhe,  
Scheint hier der Erdball aufgerissen — tief!  
Wie eine schwere Wunde — fliehe Wanderer  
Zum Kirchlein — dessen Glocke fromm dir rief.

Das dritte Feld heißt Isla-Bord —  
Prachtvoller Wald! der grüßt dich dort.  
Prachtvoller Wald! ganz Majestät!  
Glückselig Dorf, das nah' ihm steht.

Und blickst du in die Tief' hinab —  
Siehst du ein weites Felsengrab —  
So weit! so weit! der große Rhein —  
Nimmt seine ganze Fläche ein.

Und eine grüne Insel schaut  
Aus Rheines Wogen — freundlich traut,  
Die Isla — heißt die Wunderwelt,  
Von Felsengrotten — rings umstellt!

So liegst du, sonnig Dörflein du,  
Uns ladend ein, zu stiller Ruh';  
Du liegst an einer Schauerwelt —  
Wie Gott sie selten aufgestellt.

---

Also liegt das liebliche Dörfchen; das erste,  
wenn man von Bonaduz die Oberländerstraße  
entlang fährt. An der Schauerstätte des Stein-

bruchſ erhebt ſich die hohe Rabiſabrücke, die zweithöchſte in Graubünden ſoll eſ ſein; dem Reiſenden muß Schillers Gedicht einfallen:

„Es öffnet ſich ſchwarz ein ſchauriges Thor,  
Du glaubſt dich im Reiche der Schatten.  
Da thut ſich ein lachend Gelände hervor,  
Wo der Herbt und der Frühling ſich gatten;  
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual  
Möcht ich fliehen in dieſes glückſelige Thal.“

Dann, kommt man aus der düſtern Tiefe heraus, ſo öffnet ſich ein lachend grünes Thal, von prächtigem Wald umfangen, ſchlank, dunkle Tannen, hellfröhliche Buchen, feierliche Eichen u. ſ. w.

Die Häuser des Dörfleins Verſam ſind ſo lieblich gebettet in dieſes Wald- und Obſtbaumgrün und auf dem Teppich blumiger Fluren. Die Kirche liegt idylliſch, an der Steinbruch-Waldwand, ungeſähr in der Mitte des Dorfes. Die Oberländer-Landſtraße, Bonaduz-Planz, bringt etwas Leben in dieſe liebliche Einſamkeit, wo mancher Reiſende denken mag:

„Hier wäre gut ausruhen von meiner Tage Kampf und Gedränge.“

„Liebes Dörflein, grün umfangen  
Von des Waldes dunklem Kranz,  
Denke deiner voll Verlangen,  
Fülltest meine Seele ganz.

In dem Schatten schlanker Bäume,  
Auf den Fluren, blumenreich,  
Träumt ich meine Friedensträume  
Und mein Herz blieb gut und weich.“

Es haben sich auch einige Gasthöfe und Privathäuser bereitet, Sommergäste aufzunehmen für Kuren in Wald- und Gebirgsluft. Auch ein Mineralwasser gibt's daselbst, doch diese Quelle fließt schwach, weil niemand sich Mühe gab, sie zu fassen und zu leiten.

Man weiß eine hübsche Sage von ihr, die später in dieser Erzählung erwähnt werden soll. Die Quelle heißt: Bei den Erlen. Sie fließt durch Erlengebüsch, etwas abseits, im Westen des Dorfes.

Die beiden sogenannten Inseln (kleine Inseln) liegen nördlich am Rhein, prächtiger Wald trennt das Dorf von diesen, auch die Anhöhen im Süden sind walddumsäumt.

Der Hof Fahn — von seinen alten Ein-

wohnern verlassen, gehört mit seinen Wiesen und Aeckern jetzt der Gemeinde Bersam und wird von Fremden oft besucht, seiner wundervollen Aussicht in weites Land wegen. Bersam ist nicht nur hübsch für das Auge, es bietet auch hübsche Sagen für Solche, die sich um vergangene Dinge interessieren.

---

Wir müssen unsere Leser und Leserinnen hundert Jahre zurückführen, sollen die angedeuteten Sagen Geltung finden.

Also vor hundert Jahren sah das Dörflein Bersam nicht viel anders aus als jetzt, reiner und netter mag es gegenwärtig schon sein, diese Ehre wollen wir der gebildeten Neuzeit gern lassen. Drei wohlhabende Familien machten im Dorfe am meisten von sich reden. Zunächst das sogenannte Kapellenhaus, auf uralter verschollener Kapelle erbaut. Die Gattin eines, in fremden Kriegsdiensten abwesenden Hauptmanns bewohnte es, eine verständige brave Frau, mit



schon zum Teil erwachsenen Kindern, welche der einsamen Mutter Trost und Stütze waren. Sie bebauete mit diesen ihren Lieben ihr Feld, pflegte ihr Vieh, sorgte im Winter für Spinnen und Weben und Reinlichkeit des Haushalts.

Von allen Nachbarn war sie geachtet, von der Armut verehrt. Sonst lebte sie still für die Andern, und machte wenig von sich reden. Klug und gebildet, so sehr eine Frau es damals sein konnte, hatte sie an Bedeutenderes zu denken, als an Kleinigkeiten und Dorfklatsch. Darum war Frau Elisabeth, wie schon gesagt, allgemein geachtet, aber man sprach im Dorfe wenig von ihr, ging ruhig an ihrem reingehaltenen Hause vorüber, ohne in die Fenster zu blicken. Das kam jedoch auf einmal anders. — Eine ins Ausland verheiratete Dame, mit zwei Nichten, war in ihre Jugendheimat zurückgekehrt und bewohnte nun den östlichen Teil des Kappellenhauses, während Frau Elisabeth mit Familie den westlichen behielt. Die Rückkehr der fremden Cousinen wurde des Breiten besprochen in einem andern Hause, welchem wir nun auch einen Besuch abstatten wollen.

Dort wohnte die Witwe eines Lieutenants, Frau Lütinanti nannte man sie. Bersam hatte, wie manche andere Bündnerdörfer, viele Offiziere und Soldaten in ausländischen Kriegsdiensten. Allgemeine Sitte und Streben nach Ehre ließ sie diesen Erwerbszweig ergreifen.

Frau Lütinanti Susanna war eben so klug wie Frau Hauptmann Elisabeth, nur nicht so edlen Gemütes — mehr weltklug — wie wir sehen werden. Sie war eine geschickte, fleißige Hausfrau, hielt ihre geräumige Wohnung in guter Ordnung, gab sich Mühe, den Dorfnachbarn zu imponieren, aber weniger aus Pflichtgefühl, als aus Stolz und Berechnung. Sie wollte überall die Erste sein, aus allen vorkommenden Dingen am meisten Nutzen ziehen. Darum gab sie oft Einladungen, um das Vertrauen der Leute zu gewinnen, besonders der Frauen und Mädchen. Aber sie gab diese Einladungen im damaligen Bersamerstil. Die Frauen und Mädchen kamen an Herbst- und Winterabenden auf mehrere Stunden bei einfacher Bewirtung zusammen, machten Apfel- und Birnenstücklein, klopften Nüsse, oder schleizten die Hanfgarben. Die meist fleißigen

und gewandten Arbeiterinnen nützten der Haushaltung mehr, als ihre einfache Bewirtung kostete. Frau Lütinänti war also klug, solche Einladungen zu geben. Die Frauen und besonders die Mädchen hatten fröhliche Stunden und kamen gern, denn es wurden da allerlei Neuigkeiten verhandelt, Geschichten erzählt, Lieder gesungen. Auch hatte Frau Lütinänti einen schönen erwachsenen Sohn, Ulrich genannt. Er spazierte in der großen Stube aus und ein, wo die apfelschneidenden Mädchen saßen, machte hie und da einen Witz, und ließ sich bewundern. Schlug auch Lieder vor und lachte über den Mädchengesang. Fröhlich tönten die hellen jugendlichen Stimmen der blühenden Krausköpflein; das blauäugige Breneli sang am muntersten:

„Mein Leben ist ein Freudenspiel!  
Ich bin ein Bögelein,  
Und schweb' im schönsten Sonnenschein,  
Mur's Glück, das ist mein Ziel!  
So lach' o! bin so froh!“

Das sanfte, blonde Mengeli sang kindlich einfach!

„Ich bin ein gutes Töchterlein  
Dem Vater und der Mutter,

Und bin ein treues Schwesterlein  
Der Schwester und dem Bruder!"

Das übermütige Vieseli hüpfte neckend in der Stube herum und bemühte sich seiner jugendlich hellklingenden Stimme einen traurigen Altfrauen-ton zu geben:

„Ich sage nicht — ich sage nicht —  
Wen ich am liebsten hab' —  
Und nehme mein Geheimnis d'rum —  
Ins alte Meitlen Grab.“

„Ei,“ murrte die alte Sarah und verkroch sich auf den breiten warmen Ofen, „das ist ein dummes Gejüng! ihr jungen Schnäbel! zu meiner Zeit ging's ernsthafter her! g'rad wie in der Kirche! mag nicht losen, wie ihr einfältig thut! will lieber schlafen.“

„Ja das mögt ihr!“ lachte Vieseli, „habt Branntwein getrunken, statt süßen Thee und Butterbrod, wie wir, nun so schlaft und schnarcht! und schnarcht! und schlaft! bis an den jüngsten Tag! jubeh!“ Alles lachte. Frau Rütinänti sagte: „Aergert nicht die arme Alte, gebt ihr noch ein Gläschen vom Guten und singt nicht so laut, sonst kommen die Knaben vom Wirtshaus uns noch über die Apfelschnekele, ich hörte schon im untern Gang herum-

tappen — geh' doch Ulrich, und führe sie wieder hinaus.“ Und der schöne Ulrich ging und leistete den Knaben Gesellschaft beim nochmaligen Wirtshausgang, zum großen Bedauern der Mädchen, die jetzt viel stiller wurden und tapfer an ihren Äpfeln herumschnitten. Nun kamen die ältern Frauen in Gang mit ihren Neuigkeiten. „Jää!“ sagte die Neesa, „ich fürcht' mich am meisten vor'm Krieg!“ „Hast recht, Base“, wurde ihr geantwortet, „das ist was Erschreckliches, die Franzosen haben in Frankreich allen Leuten die Köpfe abgehauen! mit 'ner Guillotine! und die Mannsbilder, wo noch einen Kopf haben, kommen jetzt zu Tausenden in unser Land! mit Säbeln und Flinten! und wollen uns Alle töten! und unsere Sach fortnehmen! und der Kaiser von den Tirolern kommt auch! und möcht' ebenfalls ein Biß! im Oberland treffen sie zusammen! und hauen sich einß! dann geht's über uns her! hu! hu!“ Alle schüttelten sich in leisem Grauen, selbst Frau Lütinanti, doch sie schaute die Verhältnisse verständiger an und wollte die andern trösten:

„Ja, meine werten Nachbarinnen, es ist leider schon was an dem, wie Base Madleen erzählt.



Die Franzosen im großen Frankreich sind ein unruhig Volk, erst haben sie ihren eig'nen guten König getötet, und dann alle Reichen und Vornehmen, damit niemand mehr was zu befehlen habe. Jetzt, wo jeder thun kann, was er will, treibt sie die Unruhe in fremde Länder — und sie möchten alles erobern und aufessen. Haben einß vor mit dem Kaiser von Oestreich, und leider Gottes soll unser Ländli der Platz werden, wo sie sich messen — das ist freilich böß! aber wir müssen uns rüsten! die Männer gehen in den Krieg! wir Frauen sollen unsere Sachen in Ordnung halten und verstecken!“ Alle Aepfelschneiderinnen waren jetzt sehr still und ernst geworden.

Frau Lütinänti wollte die Gesellschaft bei Leben erhalten und fragte nach Neuigkeiten. Da kam Base Salome, die Wiggenträgerin von Chur und flüsterte wichtig und geheimnißvoll: „Ich weiß immer das Beste — denn ich komme von Chur — und dort geht's hoch her! im Gasthof zum Sternen, wo die Vornehmen einkehren — dort haust auch seit einigen Tagen eine Frau — die Frau Tante ist's vom Kappellenhaus — die Bersamerin, wo in Oesterreich geheiratet hat und



jetzt heimkehrt mit einem großen Geldsack — und zwei Nichten, welche das Geld erben sollen, wenn die Alte stirbt. — Das ist etwas für unsere jungen Burschen! aufgepaßt, wer Söhne hat!“ Dabei äugelt sie nach der Frau Vütinänti. Diese ist aber sehr still und aufmerksam und thut, als ob sie einzig Nepsel schnezte. Die jungen Mädchen lachen und plaudern durcheinander. Breneli: „Sind die fremden Jungfern schön?“ „S'ist feine Ware! wie meine Migggen! und ihr seid nur Bauernbrod!“ entgegnete die Miggenträgerin. Lieseli übermütig: „Da kann der alte Kasper kaufen! Der hat viel Geld! und zwei schöne Buben! in ihrem Wertighääs!“ Babeli: „So verhubert und miserabel! das Müetti, die alte Trine, kann doch auch gar nichts.“ Roseli: „Und das armüetige Hauswesen! fast wie bei Bettlern! und sind doch so reich!“ Breneli: „Und der alte Geizhals Kasper! man weiß nicht, ob man d'rüber lachen oder ihn fürchten soll.“ Lieseli, mit einem süßen Schmeichelgesicht zu Frau Vütinänti: „Wenn die Jungfern schön und reich sind, so werden sie wissen, was sie zu thun haben — euer Ulrich! der ist einer!“ Mengeli: „Die

Kaspersöhne wären auch nicht übel, aber euer Ulrich hat schönere Kleider!" Frau Rütinänti antwortet nichts, schaut nur immer sehr aufmerksam über ihre Aepfelschnitze herab. Die Miggenträgerin flüstert ihr ins Ohr: „Wenn ihr mir die große Alpenbutterballe verehren wollt — so sag ich euch noch ein Geheimnis: Nur eine der Nichten ist reich — und einzige Erbin der Tante — der Vater der zweiten — hat alles verputzt — und sein Kind muß als Magd dienen — bei den Andern. — Welche Jungfer reich ist und welche die Habenixen? — das muß eine schlaue Frau wie ihr — bald erraten. — Also die Alpbutter!" Frau Rütinänti nickt ihr stille zu und drückt ihr die Hand. Holt dann eine Platte mit Butterbrot und Wurst und süßen Thee; bewirtet freundlich die ganze Gesellschaft und gibt zu verstehen, daß es auf der Kirchenuhr elf geschlagen habe. Die lustigen, aber gutmütigen Mädchen nehmen sorgsam die alte Sarah vom Ofen, und führen die Stöhnende und andere alte Frauen freundlich nach Hause.

Am andern Tage ist Frau Rütinänti und ihr Sohn Ulrich in ihrer schönen reinlichen Stube;

Frau Lütinänti erzählt dem Sohn die Erlebnisse von gestern Abend. „Wenn die fremde Jungfer nur schön ist!“ jammert Ulrich, „eine häßliche und einfältige mag ich nicht! sei sie tausendmal reich.“ „Hast gut reden“ — murrte die Mutter, „lebst in den Tag hinein und lassest mich für alles sorgen! Arbeiten magst nichts — und Beruf hast keinen. — Die Knechte lachen dich aus! und deine alte Mutter muß dich auf Händen tragen, wenn du nicht fallen sollst. Benutz dein schönes Gesicht! und heirate Reichthum! das ist der Welt Lauf!“ So sprachen und zankten sie oft in ihrer behaglich ausgestatteten Wohnung, vom blühenden Garten umduftet. Die Lütinänti verstand alles schön einzurichten, flug, fein und sparsam zugleich. Ulrich verbrachte manche Zeit auf weichem Ruhepolster in hoher, sauberer Stube, wo Bilder, Blumentöpfe und Vaters Kriegerwaffen hell poliert die Wände zierten, und ein breiter Spiegel des eitlen Jünglings Gesicht oft genug lächelnd zurückwarf. Zwei andere Dinge gab's noch im Zimmer, die ihm wohl gefielen. Der große halbjahrelang gewärmte Kachelofen von grüner Farbe, auf welchem Ulrich so manche

Stunde glücklich lag und ein in Leder gebundenes Buch in der Hand hielt, damit die Leute ihr für einen Gelehrten halten sollten, so einen Fortunat Sprecher oder Marschall Ulißes. Der zweite Freund war der dunkelbraune Eichenschrank, wo die Mutter ihre besten Sachen verwahrte, und Ulrichlein auch einen Schlüssel besaß. Ihn lockte aber weder das blendende Leinenzeug noch die schön gemusterten Wolldecken, sondern der funkelnde Wein in blaugrauen Steinkrügen, die feinen Würste und Schinkenschnitten, und die eingemachten überzuckerten Früchte in zierlichen Porzellschalen.

Frau Lütinänti zeigte sich in allem als geschickte Hausfrau und Ulrich als geschickter Eßer. Beide spähten jetzt eifrig nach dem nicht weit entfernten Rappellenhaus, ob die fremde Dame mit ihren Nichten schon gekommen sei.

---

O sei begrüßt mein Jugendhaus!  
Hier ging ich fröhlich ein und aus,  
In holder Kinderzeit!  
Hier hatten mich die Guten lieb!  
Hier kannt' ich nicht das Leben, trüb —  
Denn alles war mir Freud!

Es rollte eines Abends ein bedeckter Wagen auf das Kappellenhaus zu, hintendrein die Dorfjugend mit neugierig leuchtenden Augen; ältere Männer und Frauen wollten die Würdevollen machen und guckten nun von Ferne, thaten aber ihr Möglichstes, recht viel zu sehen und zu hören, bekamen jedoch nur drei mantelumbüllte Frauengestalten zu schauen, welchen die Cousine, Frau Elisabeth, freundlich grüßend entgegentrat und sie ins Haus führte; die flinken Töchter, Rosa und Cäzilia, sorgten auf der Mutter Wink für gastliche Bewirtung. Lichter schimmerten aus Stube und Schlafzimmer der fremden Gäste und erloschen erst nach und nach, und erst gegen Mitternacht lag das große Haus in tiefer Ruh. Den andern Morgen sehen wir die Reisenden in der Beleuchtung eines schönen Herbsttages. Der bejahrten Tante stehen fortwährend Thränen in den Augen, aber Freudenthränen; die behagliche Frau trippelt im ganzen Hause herum und ruft entzückt: „Mein Kind, wie schön ist es hier, schöner als in Wien — meine liebe Jugendsonne steigt wieder über die Berge empor — und vergoldet mein grünes Thal — und meinen Wald und



mein Dorf — wo ich so glücklich gewesen bin, und so gute Freunde gehabt habe, die weinten, als ich mit meinem seligen Mann nach Wien zog — er war ein guter Mann — aber ich hätte mich doch lieber hier verheiratet und wäre bei meinen Eltern geblieben — den teuren Eltern — die bald nach meinem Scheiden gestorben sind. Ach! da an der Wand hängen ihre Bilder! Komm' Nichte, und knie vor ihnen nieder — es sind deine Großeltern. — Und dort steht der alte Potestaten-Sessel! da ist Vater darauf gesessen — viel hundertmal, küß den Sessel, Nichte! Und hier der Silberschrank — wo Mutter ihre schönen Sachen verwahrte — das war eine Hausmutter! werde ihr ähnlich, Nichte! Ich fühle mich wieder ganz jung, wenn ich im lieben Hause herumtripple, mit meinen alten Füßen; hier will ich leben meine letzten Tage und hier will ich sterben! Sorge, daß du hier bleiben kannst, Nichte! und behalte mich bei dir!“ In diesem Tone ging's noch lange — die Erbin teilte die Freude des guten, alten Gemüts. Aber ihre Gefährtin rümpfte die Nase und fand alles langweilig; Frühstück, altes Haus und selbst die Gegend! Sie hatte mehr erwartet



die romantische junge Wienerin, die jetzt im Dorfe die Erbin vorstellen sollte — trotz der Tante leiser Mißbilligung, aber Anna, die wirkliche Erbin, hatte darauf bestanden, mit einer bei ihr seltenen Energie. Die jungen Leserinnen wollen wahrscheinlich wissen, was für Augen, Haare und Gesicht die Mädchen gehabt, und wer sie sind. Die eine, die Erbin, heißt Anna Luise, gewöhnlich Anna genannt. Die andere trägt den Namen Luise Anna, man sagt ihr Luise. Diese Namen deuten an, daß die Mädchen Cousinen sind und gemeinsame Familiennamen tragen, also im Dorfe eine Verwechslung der Erbin leicht möglich ist. Erbin ist einzig Anna — Tochter des ältern Bruders der Tante; der jüngere hat sein Vermögen in der Fremde durchgebracht und der Tante sein verwaistes, verarmtes Kind zurückgelassen. Anna hat eine große Abneigung, im Dorfe die reiche Erbin vorzustellen und will durchaus Luise dafür gelten lassen. Beide sind von gleichem Alter, Luise feiner, blühender, eine blonde, blauäugige Schönheit, ihrer österreichischen Mutter ähnlich. Anna gleicht mehr einer Schweizerin, ist minder hübsch, dunkler von Haar und Augen.

Aber ihr Blick ist geistreich, so liebevoll und gütig, ihr Benehmen einfach, gemüthlich und ruhig. Sie gefällt bei näherer Bekanntschaft besser, als die schöne, lebhafteste Luise.

Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft, bei trübem Regenhimmel, hielt Tantchen das gewohnte Mittagsschläfchen hinter grünen Bettvorhängen. Die Mädchen saßen von Heimweh und Langeweile geplagt, still und betrübt im Zimmerwinkel. Die fleißige Anna strickte und nähte wie gewöhnlich und fand darum bald ihre freundliche Ruhe und Gemüthlichkeit wieder. Luise aber weinte fast und rief: „Was soll ich nur anfangen! arbeiten kann und mag ich nicht! Gesellschaft ist keine da! und spazieren will Tante uns auch nicht lassen, so lange es regnet. O, liebe Anna, erzähl' mir doch eine Geschichte zur Kurzweil! besinn' dich nur nicht so lange wie gewöhnlich; du kannst mir gerade erzählen, warum du hier im Dorfe nicht die reiche Erbin vorstellen willst! warum ich armes Habenirlein deine Stelle vertreten soll! Thue das zwar gern und finde es lustig, aber Tante schüttelt den Kopf dazu — und ein wenig die Leute betrogen ist es doch. —

Du Anna bist sonst die Wahrheit und Aufrichtigkeit selber, du mußt diesmal einen Grund haben, anders zu sein.“ Anna seufzte und sagte nach einer Pause: „Grund hab’ ich allerdings, Luise, du kennst der Tante und meines Vormunds Willen, mich so bald als möglich an einen Bewohner dieser Gegend zu verheiraten, damit mein Leben und mein väterliches Erbe in den Händen eines Mannes gesichert sei. Ich bin eine junge, schwache Waise — und die Zeit ist unruhig — rings um uns ziehen sich die Wolken des Krieges zusammen — und scheinen auch über dieses Land zu kommen — wo wir bisher Schutz hofften — Ich muß die Leute hier im Dorfe kennen lernen — ehe ich mich zu etwas entscheide — ich muß sie kennen lernen — ohne daß sie wissen, daß ich die Erbin bin. — Du liebe Luise thust mir den Gefallen und gibst dich dafür aus. — Man wird mich dann weniger beachten — und ich kann besser forschen — wenn gleich mein Gewissen mir leise Vorwürfe macht, daß ich dich quäle und die Dorfbewohner täusche.“

Luise lächelte: „Wie kommt es dann aber, wenn ein interessanter Dorfengel in mir anfangs

die reiche Erbin liebt? Dann das schöne Gesicht? — und du daneben kommst?“ — Heiter erwiderte Anna: „Ich gönne dir gern jeden Vorteil, welcher das Schicksal gewährt; du verdienst auch Belohnung, deine Rolle ist keine leichte für ein ehrliches Gemüt.“

„Was gedenkst du aber vorzunehmen, Anna, um die Leute kennen zu lernen?“ „Das ist leichte Sache, liebe Luise, wir besuchen die Armen und beschenken sie wenn nötig, trösten die Kranken und bringen ihnen heilsame Speise, versammeln die liebe Kinderwelt um uns, lehren die Mädchen arbeiten. Auf diese Weise gewinnen wir bald das Vertrauen der Dorfbewohner und werden mit ihnen bekannt.“ Luise hing das Köpfchen; Krankenbesuche und Arbeitsstunden gefielen ihr nicht. Um die Freundin auf ein anderes Kapitel zu bringen, fragte sie: „Wie lauten die beiden Geschichten von der Erbin? — welche dir diesen Namen so verhaßt gemacht haben — erzähle sie mir doch!“ Und Anna erzählte: „Die Hauptpersonen dieser Geschichten waren beides Mädchen, welche für reiche Erbinnen galten. Ihr Schicksal ist wohl mehr sagenhaft — als wahr

— aber das Wort „reiche Erbin“, und daß es dieser Erbin, eben weil sie eine reiche Erbin war, schlecht ging, hat mich wie mit einer Art schlimmer Ahnung erfüllt; es ist einfältig von mir, aber ich kann nicht anders, ich möchte bei den Bewohnern des Dorfes nicht reiche Erbin heißen. Also die erste Geschichte: Ein reicher Herr, welcher sich sterbenskrank fühlte, besaß eine einzige Tochter. Sie war von vielen Freiern umworben, denn sie galt für eine reiche Erbin. — Ihr Vater wünschte sie vor seinem Tode zu verheiraten und gab sich Mühe, die Bewerber seiner Tochter kennen zu lernen. Aber eben der Reichtum des guten Kindes lockte die schlauesten und schlechtesten an, hier ihr Glück zu versuchen. Die Bescheidenen und Guten wurden durch List und Gewalt zurückgedrängt. Verleumdung und Lüge verblendeten dem alten kranken Herrn die Augen; er gab sein schuldloses Kind gerade dem Schlechtesten, weil dieser am schlauesten zu lügen verstand. Nun, der Vater starb bald und erfuhr nie, welchen Irrtum er begangen. — Die arme Tochter wurde anfangs von ihrem Gemahl freundlich behandelt,



dann immer schlimmer — wie eben die Raunen der Bösen stets schlechter werden — je länger sie leben. Die gute Dulderin wurde nach und nach schwer gekränkt und geängstigt, im Hause ihres Mannes, aber ihre engelhafte Geduld und Sanftmut trug alles ohne Klage. Zur Sommerzeit wandelte sie manchnal gern aus ihrem stolzen Hause in die Einsamkeit eines stillen Waldes, wo ein kleines Gebäude stand, von ihrem Vater erbaut zur zeitweiligen Wohnung im freundlichen Erlengebüsch. Hier hatte sie in ihrer Kindheit an der Seite ihres guten Vaters so glückliche Stunden verlebt, hieher trug sie jetzt am liebsten ihre Thränen und ihren Kummer. Lange künmerte sich ihr Gemahl nicht um diesen stillen Spaziergang seiner Frau. Aber einmal, in einer besonders schlimmen Raune seines bösen ruchlosen Herzens, folgte er ihr — verhöhnte und quälte sie — und geriet nach und nach in eine solche Wut gegen die Unglückliche, daß er sie mit seinem Schwert durchbohrte — davon floh — und sie in ihrem Blute liegen ließ. Eine junge Magd hatte die Herrin begleitet, lief um Hilfe in den nächsten Ort, und als Leute kamen, sahen sie mit



Erstaunen — einen schneeweißen Engel im tiefsten Erlengebüsch. — Dieser Engel — dem die Geduld aus den Augen lächelte — war die gemordete Frau — sie grüßte die Ankommenden — so schön und gütig — zeigte auf einen kleinen Quell — der durchs Erlengrün floß — und alle verstanden, was der schöne stumme Engel andeutete. — Der kleine rote Quell war ihr Blut — grausam vergossen — aber geheiligt durch ihre Geduld und Reinheit, floß er als Segensquell zur Heilung für Kranke. Er fließt noch jetzt, — aber niemand pflegt und leitet ihn — so daß er manchmal fast verschwindet. Den schönen schneeweißen Engel mit den goldenen Flügeln soll man noch heute zuweilen sehen — aber nur ein reines gutes Kind kann ihn schauen — sonst niemand. Er lächelt dann so freundlich und herzlich und zeigt auf das kleine rote Wässerlein, das schon viele Kranke erfrischt und manchen geholfen hat.“

„Und glaubst du die Geschichte?“ fragte Luise tief aufatmend. „Kann es so böse Menschen geben, wie diesen Gemahl des Engels?“ „Er war anfangs ja nicht so böß,“ erwiderte Anna, „aber wer seine Raunen nicht beherrschen lernt, wird mit der Zeit

immer böser — manchmal endlich grausam — ähnliche Fälle kommen viele vor — und wehe der Frau, welche einen solchen Mann findet! — D'rum ist's gut, man lerne die Leute kennen, ehe man sie heiratet. — Reiche Erbinen werden leichter betrogen, als andere Mädchen; drum mag ich nicht gern reiche Erbin heißen."

„Und der Erlenquell fließt noch?“ fragte Luise. „Ja, er fließt in einem Erlengebüsch, westlich von Bersam, gar nicht weit von hier. Er soll ein rötlich eisenhaltiges Wässerlein sein — erfrischend und heilsam für Kranke. Würde es besser gepflegt und gefaßt — könnte es reicher fließen. Den schneeweißen Engel mit goldenen Flügeln und geduldigen Augen hat einstweilen niemand gesehen, aber er erscheine einzig nur guten Kindern und bleibe darum den meisten unsichtbar.“

„Auch uns?“ lächelte Luise, „erzähle jetzt das andere Geschichtlein“. Anna erzählte gefällig: „Es waren seit der Quellengeschichte viele Jahre vergangen und die Zeit nach Luther und Zwingli gekommen, wo die Protestanten sich ausbreiteten und von den Katholiken viel verfolgt wurden.“

Du kennst die Geschichte der verflossenen Jahrhunderte, Luise, und weißt, daß nach den Reformationstagen die wenigen protestantischen Pfarrer entweder Fanatiker waren oder fromme Männer, voll Heldenmut und Aufopferungssinn. Wie die ersten Christen, lebten sie einfach und pflichttreu, waren Lehrer des Volkes, ohne Lohn zu fordern, und ertrugen standhaft Armut und Entbehrung aller Art. Ein solcher Pfarrer lebte und lehrte hier in Bersam, sein Name ist vergessen, denn er war kein glänzender Kanzelredner, aber er hatte dennoch ein gutes Herz gefesselt — ein Mädchen — welches als die reichste Erbin galt, weit und breit. Da wäre der priesterlichen Armut abgeholfen gewesen — aber o weh! eben weil das Mädchen eine reiche Erbin war — wollte alles sie heiraten. — Thretwegen gab's Dorfschlägereien unter den Bauern, Feindschaft zwischen Rittern und Junkern, und wurde damit nicht geruht, bis alles Eigentum des guten Kindes zerstört, geraubt und zu Nichte gemacht wurde. Die Gesetze waren damals sehr mangelhaft, die Richter roh und unwissend. Die gute Mathilde war bald nichts anderes, als eine arme Verfolgte,

mußte froh sein, bei ehrbaren Leuten ihr Brot als Magd zu essen, und die Freier blieben von selbst weg. Nur ein einziger hielt ihr Treue, der protestantische Pfarrer. Sie feierten eine stille Hochzeit, denn sie waren zu arm, Gäste einzuladen, lebten fortan auch still, arm, fromm und gut. Der Pfarrer predigte, die Hausfrau sorgte mit großer Anstrengung für Speise und Kleider, um drei Personen zu erhalten, denn ein freundliches Söhnlein war ihnen geschenkt, die liebste Freude des guten Pares. Aber der Pfarrer sollte sein Kind nicht lange sehen, er starb bald darauf, krank und abgemattet, die weinenden Seinen segnend und tröstend, was nötig war bei der verlassenen Witwe und dem jungen Waisenknaben. Sie lebten nach Vaters Tode sehr dürftig und strenger Arbeit hingegeben, aber durch innige Mutter- und Sohnesliebe verklärt.

Die wenigen Bücher des Vaters dienten dem Knaben Alexander zur Schule; er wollte auch ein Pfarrer werden — weil Vater es war — und er wurde einer. — Eifrigen, feurigen Geistes war der bleiche Jüngling, die Rede floß ihm gleich einem schönen Strome von den Lippen. Er pre-

digte von Ort zu Ort, fand andächtige Zuhörer, die ihn ehrten, aber auch Feinde, die ihn verfolgten. Zu jener Zeit war das Verfolgt- und Mißhandeltwerden eine gewöhnliche Sache. Fanatische Katholiken lauerten auf den protestantischen Pfarrer — seine Gefangennahme oder sein Tod war beschlossene Sache. In dieser höchsten Noth richtete er seine Blicke wieder heimwärts, dem Dorfe Bersam zu, wo das liebevollste Mutterherz sich nach ihm sehnte und für ihn betete. Er kam zu ihr in Nacht und Nebel und hoffte sich hier verbergen zu können. Aber o weh! es war eben eine böse Zeit; lauernde Schergen — von katholischen Priestern abgesandt — durchsuchten die ärmliche Wohnung der Witwe bis auf den Grund. Alle Häuser des Dorfes, Wald und Feld mußten sich durchwühlen und durchforschen lassen; nirgendß war Sicherheit für den verfolgten Pfarrer. — Sein Loß wäre ein trauriges gewesen, hätte man ihn gefangen genommen — Feuertod oder lebenslänglicher Kerker. Treue Mutterliebe aber schützte ihn auch in strenger Winterszeit. Frau Mathilde gab sich ihres Sohnes wegen große Mühe, die Felsen des nahen Steinbruchs zu unter-



suchen, und sie fand solche mit tiefen Höhlen. Hier barg sie ihren Alexander. Hier behütete und pflegte sie ihn — wochen- und monatelang. Die wenigen Betten ihres dürftigen Haushaltes trug sie in finstern Nächten hin, um ihrem Alexander ein weiches Lager zu bereiten in der kalten, harten Felsenhöhle. Sie arbeitete den Leuten auf Taglohn, oft bis zur tiefsten Ermüdung, mit zitternden Gliedern und blutenden Händen, um kräftige Speisen zu verdienen für ihren Alexander. Zur rauhen Winterszeit und dunkler Nacht schlüpfte sie auf Schnee und gefrorenem Boden durch tiefen Wald und zackige Felsen hin, ihrem Alexander Speise zu bringen. Tausendmal drohte ihr Fuß auszugleiten und ihr armer Kopf schwindelte über dem kalten Felsengrab und dem rauschenden Schneewasser in der Tiefe. Aber, wenn sie endlich in der Höhle bei ihrem Alexander war, wenn sie im Scheine des kleinen Talglichtleins ein bleiches, gutes Gesicht sah, wenn er sie so innig bat: „Schone dich doch, liebe Mutter, sonst wirst du krank, wenn ich nichts mehr zu essen habe, geh' ich weiter — Gott wird auch dort für mich sorgen!“ Dann sank sie weinend in die



Annee, vor Rührung und vor Freude weinend — und bat: „Mein einziges, liebes Kind — laß mich dich bewachen und pflegen — ich bin so glücklich, wenn ich nur einmal in vielen Stunden dein liebes Antlitz sehe und dich geborgen weiß, dann achte ich Mühe und Gefahr nicht und bin reich belohnt im Gedanken an dich.“ Wenn der Sohn gespiesen hatte und sie ihn mit ihren Betten und Kleidern warm eingehüllt hatte, schlich sie wieder ihren kalten gefährlichen Weg nach Hause zurück, um sich für den kurzen Rest der Nacht durch ein wenig Schlaf zu stärken, zu neuer Tagesarbeit für ihren Alexander. Statt der Betten, welche sie ihrem Sohne in die Höhle gegeben, bildete dürftiges Moos ihr Lager.

Mit unbeschreiblicher Sehnsucht harrten die Mutter und ihr gefangener Sohn des Frühlings, welcher die Felsenhöhle und das Speisetragen bei Nacht erträglicher machen konnte. Aber was uns Glück scheint ist oft Unglück; es streiften in der Frühlingswärme mehr Leute durch den nächtlichen Wald, als zur kalten Winterzeit. Die treue Mutter wurde entdeckt und der verborgene Sohn aufgestöbert. Da sorgte Frau Mathilde für ein neues

Versteck für ihren Liebling. Als ehemaliges junges Bersamiermädchen kannte sie die Umgebung ihres Dorfes. Sie war früher auch in der Isla gewesen und kannte deren geheimste Stellen, die Felsenhöhlen. Hieher flüchtete sich im Frühling, wo alles grünte und blühte, der Pfarrer Alexander. Seine Feinde hatten ihn auch hier aufgespürt und umlauerten das stille Asyl. Er aber wußte dies nicht und verließ eines glänzend schönen Morgens seine Höhle. Das prächtige Rasengrün der kleinen Isla breitete sich vor ihm aus, wie ein sammetner Teppich; die majestätischen dunklen Föhren bildeten darüber ein Dach von erhabener Schönheit und verhüllten schleiergleich die rauhen, höhlendurchbrochenen Felsen ringsum. Der Rhein — breit, tief und blau wie ein Meer — umarmte die wunderbare, waldumrauschte Insel. Die kleine Isla ist schön, seltsam und rätselhaft — besuche sie — naturliebender Wanderer.“

Anna beschloß ihre lange Erzählung mit einem Seufzer und schwieg eine Weile. Die neugierige Luise drängte weiter: „Das wird doch nicht das Ende sein der lieblichen Erzählung von Mutter und Sohn? gönne mir die Fortsetzung.“

„Ich erzähle ungern mehr,“ erwiderte Anna, „das Ende erscheint so seltsam und sagenhaft, daß es den guten Eindruck fast zerstört, welche Mutter- und Sohnesliebe bisher gemacht.“

Ich muß nun im Geiste eines alten Bersamer-Weibleins, einer Jugendfreundin von Frau Walthilde, weiter erzählen. Die sammelte dürres Holz im nahen Walde, an jenem Tage, wo Pfarrer Alexander die Islahöhle verließ. Streng befragt, berichtete sie ihren Vorgesetzten: „Der Parrer und seine Mutter saßen im sonnenbeschienenen Rasenplatz, und waren sehr vergnügt miteinander. Und die hohen Waldbäume leuchteten grün und der Rhein schimmerte so blau. Es war wie ein Paradies. Aber den blauen Rhein herunter schwamm ein schwarzes Schiff — daraus sprangen Männer — auch schwarz — und groß — und böß — o, ich hörte sie fluchen. Hatten auch helle Schwerter, die blitzten nach dem Pfarrer, der wehrte sich mit einer großen Kähle des Waldes — er schlug gewaltig drein — aber er war ein Einziger gegen Viele und sank bald zu Boden — die Mutter umflammerte seine Füße und schrie laut auf — beide mußten jetzt sterben

— so schien es. Da schwamm ein zweites Schiff den Rhein hinab — standen auch Leute d'rin — schöne Jünglinge in hellen Kleidern — und waren viele, viele — und hatten ebenfalls Waffen von Eisen — und schlugen mit den Schwarzen zusammen — und schlugen und klrirten — es war ein Graus. Die Weißen müssen wohl die Stärkern gewesen sein, denn die Schwarzen flohen und verbargen sich hinter Felsen und Waldbäumen. Die Weißen aber nahmen den Pfarrer, der wie tot an der Erde lag, auf ihre Arme, trugen ihn in das Schiff — das schwamm weiter — abwärts — abwärts — bis ich's nicht mehr sah. Die alte Mutter lag derweil im Grassboden — als wäre sie schon gestorben. Da kam ein dicker, grauer Zwerg aus den Felsen hervorgekrochen — legte ein wunderlich Federsäckchen auf die alte Frau und entwand wieder. Ich rief Leute zusammen, die meine arme Freundin Mathilde heimführen mußten und auch das Federsäcklein ihr nachtrugen. Mathilde war wie im Schlaf und konnte nichts erzählen. Daheim in ihrem Haus wurde sie von guten Freundinnen gepflegt. Im Säcklein des Zwerges war Silberschaum

und kleine weiße Steinlein, für die der Goldschmied viel, viel Geld zahlte.

Frau Mathilde war jetzt wieder reich und hatte es gut bei ihren Freundinnen. Um den Sohn weinte sie wenig und sagte immer: „Er lebt noch! er lebt noch! und wird wieder kommen! sie haben es mir versprochen, die guten weißen Männer! — und ihr Diener, der Zwerg der Blahöhle, hat mir Silber gegeben, daß ich wieder reich bin, und alles für meinen Alexander sparen will.“ Die Leute erzählten später: „Die weißen Männer wären Engel gewesen, welche der Mutter und dem Sohne geholfen hätten“. Andere aber meinten: „Es seien Helden und Priester gewesen aus fernem großem Inselnd England, die den Rhein herunter eine Reise gemacht und Pfarrer Alexanders Feinde vertrieben hätten“.

„Ist's wahr Anna? ist's wahr?“ wollte Luise wieder fragen, aber eben kam Tante mit schlafgeröteten Wangen zu den Mädchen und sagte: „Hab' zu lange Mittagsschlummer gehalten, ihr hättet mich wecken sollen. Doch jetzt wollen wir Thee trinken; geht liebe Nichten und bereitet ihn“. Beide eilten in die Küche. Die fleißige Anna



kochte Thee und feines Abendbrot. Luise lehnte müßig am Fenstersims und hörte dem Berichte des freundlichen Knaben Friedrich zu, welcher den fremden Basen erzählte, so gut ein junger Knabe solche Verhältnisse beurteilen kann: „Wie es bald Krieg gebe! die Oesterreicher und Franzosen wollen im Schweizerländli aufeinander rücken! und darum müssen unsere Mannen exerzieren lernen und zeigen, daß sie Waffen und Kriegskleider hätten! seien deswegen gestern nach Glanz gezogen und kämen heute zurück! soeben trommle und trompete es die Straße herauf! das sei ein lustiges Luegen, Base Luise solle doch ans Stubensfenster laufen und hinaus schauen!“

Luise ließ jetzt die pflichttreue Abendbrotköchin ganz im Stich und lehnte sich weit zum Stubensfenster hinaus, dem Heimkehren der Landwehr aufmerksam zusehend. Es war eine buntgekleidete und ausgerüstete Schar; mancherlei Anzüge und Waffen trugen die Leute. Uniformstücke zum Teil glänzend, zum Teil abgerissen, von in Frankreich, Rom, Oesterreich, Spanien oder Holland gedienten Vätern oder Brüdern. Andere, welche nicht so glücklich waren, Offiziere oder Unter-



offiziere in ihren Familien zu haben, begnügten sich mit ihrem Sonntagsstaat aus landesüblichem Wollenzeug, bald stattlich, bald unbeholfen anzuschauen. Ebenso verschieden waren die Waffen, welche die kriegerische Schar trug; der düstere, gefürchtete Morgenstern, die Keule des Waldes, das friedliche Feldgerät, wechselten ab mit Flinte und Schwert. Den Schluß des Zuges bildete ein junger, schöner Offizier auf hübschem Pferd. Des Jünglings glänzende Augen flogen empor zum Fenster, wo Luise weilte. Heiter und überrascht lächelnd, grüßte er mit ritterlichem Anstand die helle Erscheinung der fremden Jungfrau, grüßte und grüßte wieder, ohne die Tante und Anna zu beachten. Das geschmeichelte Mädchen hielt leise Nachfragen über den Offizier beim freundlichen Friedrich, und war von da ab sehr zufrieden mit den Einwohnern Bersams, weil ein solcher Ulrich unter ihnen lebe.

---

Verlassen wir jetzt die drei fremden Damen in ihrem bequemen Hause und die gute Frau Elisabeth mit ihren Kindern, und gehen eine halbe Stunde weiter, die südliche Anhöhe empor; dort

liegt vom Wald umsäumt der Hof Fahn — mit seinen grünen Wiesen und hübschen Aekern. Die Fernsicht ist dort oben wundervoll, weit in's Oberland hinauf und hinunter in die Gegend von Thur; majestätische Berge, liebliche Thäler, Dörfer und Stadt zeigen sich den glücklichen Augen des Wanderers, der am schönen Sommertage dieses Paradies schauen darf.

Die eigentlichen Einwohner des Hofes Fahn sind schon lange weggezogen oder ausgestorben; das Feld ist Gemeindegut der Bersamer. Die uralten unbewohnten Häuser sind verfallen und gewähren einen traurigen Anblick in der wunderschönen Natur. Vor hundert Jahren, zur Zeit unserer Erzählung, lebten noch mehrere Familien dort. Eine war sehr reich, besaß auch in Bersam ein Haus und viel Feld, wohnte aber meistens lieber auf Fahn, weil man dort oben einfacher leben durfte, und nicht so viel Hoffart zu machen brauchte, wie drunten im Dorf. Also dachte der Häusvater, der alte geizige Kasper. Seine Frau Trine war die Gutherzigkeit selbst, aber leider unbeholfen und von ihrem rauhen Manne eingeschüchtert, der ihr trotz des Reichthums nie eine

Magd erlauben wollte; so daß Haus und Haushalt sehr bedürftig und ungeordnet aussahen.

Zwei wohlbegabte Söhne hätten das Ehepaar beglücken können, wenn der Geiz nicht den Vater geplagt und die Mutter vor Ueberbürdung mit Arbeit und unbeholfenem Thun zu keiner ruhigen Stunde gekommen wäre. Die Neuigkeit von der reichen Erbin, welche mit ihrer Tante soeben in Bersam angekommen sei, rüttelte auch diese Familie auf. Vater Kasper meinte: „Es konveniere außerordentlich, daß einer seiner Buben und das reiche Mädchen zusammenkämen — grenzten doch die Aecker aneinander, und die schönsten Wiesen machten nur ein einziges Stück — und ein Haus habe die Jungfrau auch — das sei commod — seines falle bald zusammen — und bauen möge er nicht — das koste viel Geld! und sei nur unnütze Hoffart! sie könnten dann Alle mitsammen im großen Herrenhause hausen! Hoffentlich sei die Erbin nicht hübsch — und darum fleißig und geduldig — mit schönen Mädchen wäre es gefehlt — die wollten oben hinaus — möchten nichts schaffen — sondern nur immer essen und die Leute plagen.“

Dann musterte er im Geiste seine Söhne — welcher am besten passe? Der Josef — der Aeltere, mache zwar keine Parade — aber geschafft habe er lange Jahre, wie ein Knecht, da sei es billig, daß er einen Lohn bekomme! — der den Vater nichts koste. — Oder möchte sie lieber den Jüngern? den Rudolf? ihm wär's auch recht — dann wollte er probieren, ob's mit Hülfe der reichen Schwiegertochter gelänge, den eigensinnigen Kerl untere z'thun! damit er dem Vater gehorchen müsse! was er nicht mehr möge, seit er so lang in die Höhe geschossen.

Seine Frau, das sanfte, unterthänige Trini, meinte gar nichts, oder wollte gar nichts meinen, sie war ja so lange schon gewohnt, keinen andern Willen zu haben, als denjenigen ihres Mannes. Sie schlich jetzt nur mit demütiger, besorgter Miene im Hause herum, und musterte ihre dürftig ausgestatteten Weinwandkästen, fürchtend, sie mache eine gar zu jämmerliche Figur neben der vornehmen Schwiegertochter.

Der ältere Sohn Josef glich der Mutter an Sanftmut und pflichttreuem Sinn, war aber geistreicher als sie, und die Stütze des Haushalts.

Der Jüngere, Rudolf, ein schöner, kraftvoller Jüngling, fügte sich nicht so geduldig in das beschränkte Hauswesen und begrüßte mit lebhafter Freude die neue Nachbarschaft, die junge Erbin.

---

Eines freundlichen nachmittags ging die Tante mit ihren beiden Nichten spazieren. Die Tante im Schleppekleid und Sammthut leuchte und glühte gewaltig, zur billigen Strafe ihrer Beleidigung und Bequemlichkeit. Aber sie fühlte sich drüber nicht unglücklich, im Gegenteil, sie weinte vor Entzücken über die schöne heimatliche Natur, die sie wieder sehen durfte. Streckte den Landbewohnern, besonders den ältern, ihre weiße runde Hand entgegen und begrüßte sie mit solcher Gemütlichkeit als ehemalige Freunde und Bekannte, daß die finstere oder schüchterne Miene der Dörfler einer ehrlichen, offenen Freundlichkeit Platz machte, welche jedem Menschen sehr gut steht. Anna, welche die Tante sorgsam führte, teilte deren innige Naturbewunderung, ohne lange Worte zu machen. Luise, lebhafter an Augen und Zunge, hatte viel zu thun, bald mußte sie ihr weißes



Kleid zusammennehmen und die himmelblaue Seidenschärpe nebst dito Hutbändern graziöser ordnen, bald den Eindruck beobachten, welchen die Pracht ihrer Erscheinung bei den Vorübergehenden hervorrufe — und man staunte sie auch genugsam an, so phlegmatisch man sonst war: „Schau! Schau! dort die Weiße und Rote und Himmelblaue — ist die grausam reiche Jungfer!“ flüsterte es hinter ihr drein. Dann schüttelte sie wohl spöttisch das rosige, soeben belobte Köpfchen, aber das Aussehen gefiel ihr. Hie und da spähte sie auch, schüchtern, mit verdecktem Blick, ob der schöne Offizier von gestern, ihr Bewunderer, irgendwo zu sehen sei und seufzte leise, da sie ihn nirgendß gewahrte.

Nun kamen die drei an ein weißschäumendes Bächlein, dessen Steg ins Wasser gefallen war. Die gewandte Luise hüpfte hinüber wie eine Gemse, Anna hätte es ihr gleich gemacht, aber sie war besorgt um Tante und wollte zur Heimkehr raten. „Was!“ rief Tantchen, „gerade jetzt, wo die Abendsonne so wunderlieblich durch die Bäume schimmert — und die Luft so köstlich weht — schon heimkehren! nein, nimmer! ich kenne den



Wach! bin als Kind hundertmal drüber hin- und hergesprungen! und bin jetzt nicht dümmer — was glaubst auch von mir. —“ Heldenmütig sprang Tantchen übers Wasser — aber o weh — sie plumpste hinein. — — Nun dreistimmiges Jammergeschrei — — und rasches Herbeispringen zweier, in der Nähe arbeitender Bauern.

Tante lag in den Armen des ältern derselben und wurde zu einem nahen Heuhaufen getragen, während sich der jüngere bemühte, die weinende Anna zu trösten und sie zu der Tante Schutzort zu führen. Luise trippelte verblüfft hinterdrein.

Tante erholte sich bald, auf sonnenwarmes Heu gebettet; war aber noch schwach vor Schrecken und unbehaglich in der nassen Kleidung; der ältere verständige Mann machte den Vorschlag: „die fremde Frau möchte sich ihm und seinem Bruder in die Arme hängen und auf diese Weise schnell heimgeleitet werden.“ Das Anerbieten wurde angenommen; gutmütig und schonend wurde die Zitternde mehr getragen als geführt, bis sie und die besorgten Mädchen im Schutze ihres heimatlichen Hauses waren.

„Anna,“ gebot Tante jetzt scheidend, „lade

die guten Leute auf Sonntag zu uns ein, ich kann nicht mehr, führe mich ins Bett.“ Weinend und Dank nickend, entfernte sie sich am Arme der Nichten, welche, der Tante Auftrag befolgend, die Brüder zum Mittagessen auf Sonntag einluden.

„Weiß nicht, wo die Buben hocken? die Faulenzer!“ brummte der Vater Rasper, welcher gern z’Nacht gegessen hätte, aber ohne die Söhne doch nicht wollte. Er saß am wackeligen Tisch vor einer Schüssel stockdicker Mehlsuppe, in welche er schon vielmal geblasen hatte, damit sie erkalte und man sie essen könne. Seine Frau, das gute Trini, trippelte ängstlich hin und her, denn sie fürchtete, ihre lieben Buben möchten heut Abend Brummel- suppe bekommen, statt Mehlsuppe. Ihr einziger Trost war, daß ihr Mann die langgewachsenen Buben nicht mehr schlagen dürfe. Aber auch das Brummen hätte sie gerne abgewendet. Holte drum vom lindesten Brot und Käse von Geißen und Röhren, um den Vater manierlich zu stimmen. Aber der war heut Abend nicht guter Laune und zog jetzt auf Josef los, welcher nicht wisse, wie

viel Heu er Heimkühen und Zugrindern vorlegen solle! das sei eine Viehhätschelei, die einfach ins Erschreckliche gehe! von Haus und Hof müssen sie kommen, bei solcher Verschwendung! wenn man ein Kindlein füttere, daß es nicht grad verrecke — so sei das am besten gehäuset! solches Ausshudeln des lieben Heues sei eine ganz grausame Sünde und vielleicht Schuld, daß man in die Hölle komme! das hätte zwar nichts zu sagen, aber sein Vermögen verliere man, an dem man so lange gespart und gearbeitet und gemarktet und geschunden.“

Zum Glück für Trini, welche diese gar nicht schöne Predigt hören mußte, traten jetzt die Söhne ein, der ältere mit ruhigem, der jüngere mit fröhlich leuchtendem Gesicht.

„Was! kommst aus dem Wirtshaus, Bub?“ brummte der Vater, „daß so rot bist und solche Laternen machst?“ Rudolf wollte heftig antworten, aber der besonnene Josef sagte: „Es ist uns was passiert, Vater, die Frau vom Herrenhaus ist in den Bach gefallen und wir haben sie heimgeführt.“

„Die Ruh!“ meinte Kasper, „was hatte sie im Bach zu thun? ist's vielleicht die, wo so grausam reich ist? dann hättet ihr's grad abmachen können wegen der Heirat!“ „Im Bach?“ lachte Rudolf, „nein, 's war nicht die Junge, die Tante war's, die du in ihrer Kindheit wohl noch gekannt hast? die Reiche trägt die Nase im Mond, mit dem Hochmutskopf kann Heiraten abmachen, wer will.“

Kasper und Trini schauten bei diesem Bericht verblüfft und weinerlich empor, der schöne Plan mit der reichen Schwiegertochter schien gefährdet. „Wie ist's, Josef?“ fragte Kasper ratlos. Der Sohn erzählte.

„Ha! ha! ha!“ lachte Kasper; und „O Zemie, die Armen!“ jammerte Trini.

„Aber was für eine Ehre, daß sie euch auf Sonntag eingeladen haben! wenn nur eure Sonntagshemdkrägen recht weiß wären!“ — Sie seufzte, und Rudolf that es ihr nach und warf seinem Bruder einen betrübteten Blick zu. Dieser tröstete freundlich Mutter und Bruder und sagte: „Wie verständige Leute vom Bauernstande nicht städtische Kleidung verlangen würden.“

„Ulrich ist auch kein Städter,“ murmelte Rudolf gereizt, beruhigte sich aber auf Josefs bittenden Blick. Mutter Trini begriff diesmal, trotz ihres langsamen Verstandes, der Söhne stumme Augensprache und jammerte: „Ach meine lieben Buben! kann euch gar nichts geben! nicht einmal Kleider! und bin vielleicht Schuld, daß euch die reiche Jungfer nicht mag.“

Rasper warf ihr einen wütenden Blick zu, wandte sich dann aber etwas freundlicher gegen die Söhne, fürchtend, sie möchten die Mutter wieder unterstützen, wie schon oft. „Sieht die reiche Jungfer aus wie eine werchsame (arbeits-tüchtig) Person? Was mag sie im Vermögen haben. Laßt merken, daß ich die große Wiese am Wald demjenigen geben will, der sie bekommt! Mach ein pffiffiges Gesicht, Josef, wenn du zu ihr gehst — und schau nicht drein wie ein Ochse. Und du Rudolf, strecke dich so lang du kannst bist ja 'n halben Kopf höher als der Längste im Dorf! — und mach eine grobe Stimme — damit man sieht, daß das Herrentum in dir steckt! man hat dich ja auf der Militärmusterung wegen solchem gelobt. Und nun gut Nacht, seid mor-



gen fleißiger.“ Damit ging er in seine Kammer. Mutter Trini räumte den Tisch ab, ihre Augen schimmerten weich und liebend zu den Söhnen hinüber: „Kann so wenig für euch thun — meine lieben Buben — bin alt und einfältig — aber beten will ich — daß jeder ein gutes Weib bekommt.“ Sie sah jetzt sehr getröstet aus: „Gott werde das Gebet einer Mutter schon erhören!“ meinte sie. Drum schlief sie auch ruhig, ruhiger als die Söhne, die noch lange auf dem Bänklein vor dem Stall verweilten. Josef schaute nachdenkend ins glühende Abendrot des scheidenden Sommertages, welches für einen Augenblick die feierliche Gegend vergoldete und dann dem emporsteigenden Vollmond Platz machte. Kein Laut ließ sich hören, als das frische Sprudeln des Brunnenquells vor dem Hause und die gemüthlichen Stimmen des ruhenden Viehes im Stall, welche manchmal Josefs wohlwollenden Blick auf sich zogen. Er war den Tieren sehr gut, sie ersetzten seinem einsamen Leben die Freunde; sein vortreffliches Herz verbreitete auch in der engen dürftigen Welt des Stalles Glück und Behagen. Er fühlte sich so zufrieden und heiter, wenn



seine Pfleglinge ihn vertraulich anschauten, ihre Köpfe lieblosend an seinem Arm rieben. Würziger Heuduft und weiche Abendluft umspielten die Brüder.

In Rudolfs Seele wogte es mächtig: „Was denkst von heute?“ fragte er. „Daß etwas in dir arbeitet, Bruder,“ antwortete Josef. „Aber sei besonnen und halte den Kopf oben! die reiche Dame paßt nicht in unsern Haushalt und scheint uns zu verachten — was kein Weib thun darf einem braven Manne gegenüber.“ „Was kümmere ich mich um die eitle Puppe!“ brauste Rudolf auf, „die Andere ist's — mit den herzlich guten Augen — und der verständigen Rede — die hat mir's angethan — daß mir das Leben hier heut Abend noch erbärmlicher und langweiliger vorkommt als sonst.“

„Sie scheint ein gutes, liebes Mädchen“ — sagte Josef leise — „wir wollen uns Mühe geben, sie kennen zu lernen — werde dir, als älterer Bruder, treulich beistehen! Sie soll aber arm sein — sagt man im Dorf, — Vater wird zürnen — wir müssen uns der Mutter wegen in

Nacht nehmen.“ Rudolf antwortete finster: „Das Leben in unserm Haus und im Dorf gefällt mir nicht mehr — bei Vaters hartem Kopf können wir versauern — Mutter ist furchtsam und unbeholfen — nicht einmal im Stande, uns Sonntagskleider zu geben — was mich gerade des fremden Mädchens wegen sehr plagt. Im Dorf machen die Leute seit einiger Zeit wunderliche Gesichter und schwagen von Krieg und Partienstreit. — Ginge am liebsten selber in den Krieg — wenn ich nur wüßte, auf welcher Seite das Recht liegt. — Sollte mir aber derweil der Ulrich bei Anna in den Weg kommen — so schlag ich ihn tot! seine Mutter heßt das Dorf wider uns auf! so viel merk' ich!“ „Red' nicht so laut, Rudolf,“ mahnte Josef, „sie werden um die reiche Erbin werben — halt' dich ruhig und lerne Anna kennen — paß auf, wie sie am Sonntag beim Essen thut und spricht. Es läutet schon Feierabend, komm' zu Bett.“

Rudolf sagte betrübt: „Glaube, ich kann diese Nacht nicht gut schlafen, hatte heut' zu viele unruhige Gedanken im Kopf, sage mir wieder eines deiner Sprüchlein, die thun mir immer wohl.“

Josef sagte mit seiner ruhig klaren Stimme:

„Stilles Leben, gleich dem Bache,  
Der im engen Thale fließt,  
Nimmer will ich mich beklagen,  
Daß du mir beschieden bist.

Rauschen Ströme stolz vom Berge,  
Wogt das Leben reich am Meer;  
Nimmer soll das Bächlein klagen,  
Daß es ruhm- und glanzesleer.

Soll des Dorfes Mühlpfad treiben,  
Tränken seine Heerde traut,  
Seine Welle rein erhalten,  
Daß sich drin der Himmel schaut.“

---

Wir wollen uns jetzt auch nach Ulrich und seiner Mutter umsehen. Letztere ging am Abend, an welchem Tante in den Bach gefallen, stattlich gepußt in's Herrenhaus mit der sammtenen Arbeitstasche am Arm; Vorwand hatte sie guten, der Tante Unfall war im kleinen Dorfe schnell bekannt geworden, Hirten und Feldarbeiter hatten's gesehen und bald lachend, bald bedauernd weiter erzählt. Frau Lütinanti, als vornehmste Frau des Ortes, hatte schon ohnedies die Verpflichtung, die

fremden Damen zu besuchen, und jetzt, wo sie Ungfäll gehabt, war's doppelte Pflicht. Sie wurde freundlich aufgenommen, die gemüthliche Tante lag im Bett, von weichen Kissen umgeben, in elegantem Nachtkleid. Anna las ihr vor und machte die barmherzige Schwester. Die schöne Luise saß im Lehnstuhl und spielte Harfe, sie hatte eine liebliche Stimme und vielleicht die Ahnung, die höfliche Frau sei die Mutter des jungen Offiziers.

Frau Rütinänti begrüßte die Damen, halb französisch, halb deutsch, wie es damals Mode war; hatte übrigens einen natürlichen Anstand und viel Klugheit, so daß sich das Ding gut ausnahm — und mit der herzlich gemüthlichen Tante war's leicht Bekanntschaft zu machen. Anna wurde wenig beachtet, denn sie war bescheiden in Rede und Kleidung, und galt im Dorf schon überall für die arme Nichte und Halbmagd. Luise that so schön sie konnte — und die schlaue Frau Rütinänti ging in die Falle — und hielt sie für die reiche Erbin. — Es geht aber klugen Leuten zuweilen so — und es scheint eine Ironie des Schicksals zu sein, daß gewandte Netzesteller leicht in fremde Netze fallen. — Frau Rütinänti

dachte: Ulrich habe Recht gehabt, heute so dringend zu verlangen, daß die diplomatische Mutter bald die Fremden besuche. — Das reiche Fräulein sei wirklich schön — und sehe aus, wie eine Prinzessin. — Sie bemerkte auch mit heimlicher Freude, wie ihre anständige Erscheinung und ihr behutsames, scheinbar gemüthliches Reden, günstigen Eindruck mache und that alles, diese beginnende Eroberung für Ulrich festzuhalten. War die Güte und Aufopferung selbst gegen Tante, erteilte praktische Ratschläge, wie man es im neuen Haushalt einzurichten habe und bot überall Hülfe an. Diese wurde denn auch mit Freude angenommen und die beiden Frauen waren bald die besten Freundinnen. Mit Tante war's ja bekanntlich leicht Freundschaft zu machen, ihre außerordentliche Gutmütigkeit trug jedem freundlichen Menschengezicht ein wohlwollendes Herz entgegen; und die Frau Rütinānti war eine kluge Dorfdiplomatin, wenn sie sich auch in Stellung der beiden Mädchen diesmal miserabel betrog. Die reichgekleidete, harfenspielende, französisch redende Luise war keine Kokette, aber der hübsche Offizier hatte bei ihr jene rasch entstehende Sympathie geweckt, welche



auch die besten jungen Leute zuweilen erfaßt. Sie war eine unbemittelte Waise, ohne bedeutende Talente und jeder Anstrengung abgeneigt, also der Hülfe von Verwandten überwiesen. Und jetzt bot ihr der Zufall eine Gunst an, den reichen schönen Freier. Sie unterhielt also dessen Mutter bestens, gab ihrem feinen Gesichtchen einen zuckersüßen Ausdruck, sang deutsche und französische Lieder, so viel begehrt wurden, wartete mit Chokolade in vergoldeter Tasse und Wiener Zucker- und Zimmetsternen auf und bat die Rütinänti: „sich von ihr bedienen zu lassen, wie von einer Tochter.“ Das Wort Tochter wußte unsere kluge Frau zu benutzen — „Ja, ja Tochter! der schönste Name auf der Welt! War auch einmal so glücklich, eine zu besitzen — nun ist sie bei den Engeln.“ — Jetzt bemühte sich Frau Rütinänti, Thränen zu vergießen — eine schwere Sache für ein stolzes, kaltes Gemüt — aber sie zwang's glücklich durch. — Die dümmste Frau kann ja weinen, das ist Frauentalent, warum nicht auch die klügste? — Als sie lang unter ihrem großen Taschentuch geschluchzt, Tante ihr aus Gutmütigkeit Gesellschaft geleistet und selbst Luise ihr feines Spizentüchlein



vors heimlich lächelnde Antlitz hielt, sagte sie: „Eine Tochter wird mir armen, alternden Witwe nie das Leben versüßen, aber vielleicht eine Schwiegertochter. — O wäre mir eine beschieden — mit dem goldenen Engelföpfchen meiner seligen Marie.“ Luise senkte verschämt ihr blondes Lockenhaupt — und wieder ging dreifältiges Weinen unter den Tüchern an. „Aber,“ fuhr salbungsvoll Frau Rütinanti fort: „Mein Ulrich ist gar eigen — nicht leicht wird er heiraten — der stolze prächtige Mann. — Kein Mädchen seiner Heimat genügt ihm — und weiter wohin ist er noch nicht gekommen. — Er will seine Mutter nicht verlassen — keinen Tag — und er kann es auch nicht ohne Schaden. — Unsere große weitverbreitete Landwirtschaft, unsere reichen Kapitalbriefe verlangen Aufsicht — und er versteht's, wie kein anderer hier herum. — Bald muß er aber wohl in die Ferne. — Wir hören schon des Krieges rollenden Donner über unsern Häuptern. — Die Tapfersten, die Edelsten, die Vornehmsten werden aufgerufen, das Vaterland zu retten! O wie stolz bin ich auf meinen Sohn! es wird ihm wahrscheinlich bald eine Obersten-Stelle ange-

boten! das Heldentum war von jeher sein Element! das hat er von seinen Ahnen! Manche unter ihnen haben sich Orden und Reichthum und berühmten Namen geholt in verschiedener Fürsten Länder! ich könnte viel davon erzählen, aber ich ermüde die geehrte Frau Tante — nur das will ich noch sagen: heißt mein Ulrich bald Oberst, so will ich mich gern gedulden mit seiner Abwesenheit, es kann dann vielleicht ein Adelsdiplom geben, was mir einzig wegen seiner künftigen Frau lieb ist — ich sterbe bald — und mir nützt solches wenig mehr.“

Nun hielt die bald sterbende Frau erschöpft inne mit ihrer langen Rede. Die andern saßen staunend mit offenem Munde da. Des Tantchens einfacher Kopf schwindelte bei solcher Beredsamkeit, bei welcher sie das Wahre und Falsche nicht unterscheiden konnte; Luise fauften die Worte: Ulrich, Oberst, Adelsdiplom — wie funkelnde Schmetterlinge um die geistig nicht weitsehenden Augen. Anna saß stille bei ihrer Näharbeit und dachte: „Gut, daß sie nicht weiß, daß ich die Erbin bin, so kann ich ruhig beobachten — und das scheint mir nötig.“ Die Frau Lütinanti

empfohl sich endlich unter sehr warmen Einladungen zu einem Besuch bei ihr. Auf dem Heimwege dachte sie: „Hab' eigentlich wenig Zeug zur Diplomatie, komme zu sehr ins Redefeuern, wenn ich dumme Zuhörer habe, die alles glauben; 's war zum Lachen, wie ich meinen einfältigen Ulrich lobte und von Oberst und Adelsdiplom sprach. Die adeligen Führer unserer Partei würden so einen Ulrich nicht einmal anschauen. Doch ich muß meinen Sohn bei stolzem Mut erhalten, das imponiert, wie es scheint, diesen gutmütigen Geschöpfen im Herrenhaus.“

Als sie in ihre Wohnung kam, saß Ulrich, ungeduldig wartend, auf seinen geliebten Polstern in der schönen hellen Stube und wollte Bericht hören. „Nun,“ sagte die Mutter, „wegen der Häßlichkeit brauchst nicht zu erschrecken; was das für ein bildschönes Gesicht ist, die Jungfer Luise, so fein an Gestalt und Manieren! sieht aus wie eine Prinzessin! habe auch schon Freundschaft geschlossen! Bin mit dir auf Sonntag zum Mittagessen eingeladen. Sei also nur getrost mein Ulrichlein und laß deine Mutter sorgen.“ Ulrich war auch fortan getrost und aß mit gewaltigem

Appetit das schmackhafte Abendbrot, das ihm die Mutter vorstellte. Diese betrachtete mit viel Wohlgefallen den hübschen Sohn und murmelte für sich: „Die Allerlistigste ist die Luise nicht, aber das schadet wenig, so lange ich lebe — und hoffentlich währt das noch ein halbes Jahrhundert — stehen die Teutschen besser unter meinem Regiment.“ „Was plauderst da für dich Mutter?“ fragte Ulrich, im Essen innehaltend. „Daß die Suppe gut ist und der Braten noch besser, mein Ulrichlein,“ antwortete die Mutter lächelnd und wollte aufstehen, die Kirschenkuchen zu holen. Da hielt sie Ulrich fest: „Sag Mutter, wie ist's mit dem Rudolf? dem Donnerkalb! hat der etwa auch die Berrücktheit, der Luise nachzuspüren? da sollt' ich ihn auf den Degen herausfordern, wenn's der Mühe wert wäre, oder ihm wenigstens die Beine abschlagen!“

„Keines von beiden, mein tapferes Ulrichlein,“ lachte die Mutter, „wir wollen ihn schon wegdiplomatisieren — laß nur mich machen.“ „Du wirst ihn hoffentlich schön verleunden, Mutter! das kannst du aus dem Fundament, hab dich oft bewundert, wenn Besuch da ist, wo nimmst nur

die Gedanken her?“ „Red' nicht so einfältig, Ulrich,“ sagte die Mutter streng, „ich verleumde niemand, spreche bloß pflichtgetreu die Wahrheit und warne unerfahrene Freunde vor gefährlichen Menschen — und gefährlich ist dir Rudolf und sogar Josef, so verwildert der junge und so unscheinbar der ältere aussieht. — Erinnerst dich, was ich einmal von Selbständigkeit und männlichem Charakter sagte? Halt dich also Sonntags beim Mittagessen klug, fang' nicht unnütz Streit an mit Rudolf, welcher auch kommt. Du hast den Vorteil einer bessern Kleidung, was jungen Mädchen immer gefällt, und ich glaube, die Jungfer Luise mag dich wohl, seit sie dich vorgestern auf dem Hof geschaut.“ „Rudolf kann dann die Hungerleiderin heiraten!“ lachte Ulrich spöttisch, „das wird seinem bösen Alten gefallen! hä! hä! hä!“

---

Die langaufgeschobene Mittagsmahlzeit muß endlich auch beschrieben werden. Luise, Anna und Küchenmagd kochten mit Ach und Weh, so gut sie konnten. Luise und Anna wollten Wienertrachten geben, die Küchenmagd solche aus der



Ostschweiz. Auf diese Weise mußte niemand Hunger leiden an besagter Mahlzeit. Tanten trippelte ängstlich hin und her, machte überall Frieden und deckte den Tisch. Luise schlich sich vom Kochen weg und kam bald als prächtige junge Dame zum Vorschein in himmelblauem Seidenkleid mit Brüsseler Spitzen um Hals und Arme; die Goldlocken hielt das Perlenband der Mutter zusammen. Luise strahlte vor Freude, Jugendglück und Schönheit; Tante lächelte freundlich. Anna seufzte, sie dachte an die Folgen ihrer vielleicht verhängnisvollen Rollenverwechslung — sollte es Kummer und Enttäuschung geben für Luise, so war sie Schuld.

Frau Lütinanti und Ulrich waren die ersten der eingeladenen Gäste. Die Frau würdevoll, aber dennoch einfach, als Landfrau gekleidet. Sie wußte mit Takt ihre Stellung zu benutzen. Auch Ulrich machte sich gut, seine kluge, vorsorgende Mutter stellte den Sohn in's beste Licht; er war einfach, aber dennoch als Edelmann gekleidet. Die Mutter sagte ihm heute nicht Ulrichlein und spottete nicht über seine Reden — wie gestern — sie sprach ihn heute als Ulrich an und richtete



die Unterhaltung der Gesellschaft so ein, daß der gutbelehrte, wenn auch nicht geistreiche Sohn, sich als verständiger junger Herr benahm, achtungsvoll seine Aufmerksamkeit der Tante zuwandte und einzig seine Augen feurig und bewundernd mit Luise sprechen ließ. Diese saß schön und hold errötend neben Frau Vütinanti und ließ sich von derselben mit Zärtlichkeiten überschütten, die sie töchterlich-sittsam erwiderte.

Anna gab sich bei Tische als vorsorgendes Hausmütterchen und blickte ängstlich auf, als ein Gepolter grober Schuhe hörbar wurde. Die guten Brüder besaßen keine andern. Sie traten verlegen in's Zimmer, denn sie waren vornehmer Gesellschaft ungewohnt und sich ihres dürftigen Anzuges bewußt. Tante und Anna plazierten die neuen Gäste in ihre Mitte und bedienten sie mit Suppe. Der ruhige Josef nahm sich bald ganz verständig und würdig aus, sein Benehmen war der Abglanz seiner edlen Seele, wie immer. Rudolf war befangen, die Liebe zu Anna und das Gefühl, Ulrich stelle sich den Damen vorteilhafter dar, gab ihm eine seltsam gedrückte Stimmung, welche sich in seinem Gesicht spiegelte.

Ulrich flüsterte leise seiner Mutter zu: „Er ist, wie ein Dsch an fremder Krippe.“ Anna dachte: „Er sieht aus, wie ein gefangener Löwe.“ Sie reichte ihm die duftende Bratenplatte zuerst. Der Löwe wandte ihr seine prächtigen feurigen Augen dankend zu, so daß sie errötend ihre Blicke senkte und fortan am liebsten mit Josef sprach, dessen verständige edle Antworten ihr sehr gut gefielen. Frau Lütinanti, Ulrich und Luise, alles fein erzogene Leute, lächelten einander leise spottend zu, über die Weise, wie die Brüder Löffel und Gabel handhabten. Daheim, bei ihrer Mehlsuppe und Ziegerbrat, hatten sie sich nicht gewöhnen können, mit solchen Dingen vornehm zu thun. Anna bemerkte mit heimlicher Empörung das Augenspiel der Spötter und der guten Brüder Verlegenheit. Auch die gemütliche, sonst wenig merkende Tante durchschaute Beides und wetteiferte mit Anna, die Brüder mit freundlichen Reden zu ermuntern. Es entspann sich ein herzliches, immer belebter werdendes Gespräch zwischen den vier guten Seelen, die erste Stufe einer aufblühenden achtungsvollen Freundschaft. Josef belehrte die Damen auf ihren Wunsch über die

gegenwärtigen kriegerischen Unruhen des Landes. „Die Schweiz und unser Kanton Graubünden,“ sagte er, „haben gegenwärtig kein verständiges, geordnetes Staatsleben, sind zerfallen in Parteien, die sich eigennützig anfeinden, d’rum wird es den eroberungsfüchtigen Franzosen leicht, auf unserem Boden die Oesterreicher zu bekriegen, die Hülfe von Rußland haben. Das Kriegsvolk dreier großen Länder wird vielleicht bald über uns kommen. Drum müssen wir uns rüsten, wie ihr vorige Woche die Landwehr gesehen habt; unangenehm ist’s, daß in jedem noch so kleinen Dorf die einen französisch, die andern österreichisch gesinnt sind und Verrat und Feindschaft aneinander üben. Kommen die Heere näher, wird’s noch schlimmer werden.“ Aengstlich ergriff Tante des Erzählers Hand und sagte: „Da möchten die Schwachen um gute Nachbarn bitten.“ Josef erwiederte mit seiner gewohnten freundlichen Treuherzigkeit: „Was wir Brüder thun können für unsere Nachbarn, daß thun wir gern; werden nächster Tage vom Hofe Fahn nach Bersam herunterziehen, unser Haus steht nicht weit von eurem, verlaßt euch auf unsern Schutz.“ Die Tante drückte ihm die Hand:

„Ja, Nachbar, euch darf man glauben und vertrauen.“ Mit feindlichem Neid und Argwohn hörte Frau Lütinanti dem Gespräch zu und nahm sich vor, den Brüdern der Tante Gunst zu entziehen, diese einzig ihrem Ulrich und sich selber zuzuwenden. „Will die Tröpsfe schon gehörig bei der einfältigen alten Dame verleumden,“ dachte sie und war fortan sehr still, weil sie nur diesen einzigen Zweck vor Augen hatte. „Heute will ich nichts sagen, um den Eindruck der gemüthlichen Mittagsmahlzeit nicht zu stören, aber später, bei meinen hoffentlich häufigen Besuchen, gibt's dann wohl Gelegenheit, heute ein Wörtlein zu flüstern, morgen ein anderes — des Vaters Geiz, der Mutter Unbeholfenheit, sind spitzige Dinge, — die ich der Tante und Luise in die Seele bohren will.“

---

Es war Josef ein Leichtes, den Vater zu be-  
reden, daß die Familie von Fahn herunter nach  
Bersam zog, wo sie, in der Nähe der fremden  
Damen, ein eigenes Haus hatten. Die alten  
Eltern hofften sehr auf die reiche Schwiegertochter,

waren aber nicht wenig betrübt, wenn sie sahen, mit welchem Eifer sich Ulrich und seine Mutter um die Freundschaft der Fremden bewarben. Wie Mahlzeiten und Landpartien abwechselten, stets geschmackvoll und praktisch von der Putinanti angeordnet, die auch Ulrich vortrefflich instruierte, daß er sich als Mann von Ehre, Verstand und Bildung benahm, der Tante die Aufmerksamkeit eines Sohnes zeigte, Luise entzückte und selbst der still beobachtenden Anna nicht mißfiel. Josef und Rudolf konnten keine Einladungen geben, Mutter Trini hätte nicht gewußt, was kochen. Vater Kasper besann sich auf nichts schöneres, als die reiche Jungfer in seinen Wiesen herumzuführen und ihr zu sagen: „Daß da ist mein Bläß! und daß dort ist auch mein Bläß! und wenn ihr zusammenthut — ihr und mein Bub — so wird das Stück größer, als wenn jedes ledig bleibt.“ Kasper wollte im Anfang diese seine geistreiche Erfindung benutzen, aber er verlor bald den Mut und die Lust dafür und brummte in sich hinein: „Ich glaube gar, die, wo die Reiche ist, hat der Ulrich erwischt! schleppt er sie doch an seinem Arm durch das ganze Dorf — mit der alten



Dicken, wo die Tante ist — und fressen sie mit-  
sammen, bald in seinem Haus, bald in ihrem —  
und seine Mutter kocht und mekzet den ganzen  
Tag und macht Augen, wie die Heerkuh auf der  
Alp. — Und meine Buben, die dummen Tiere,  
wo alles glauben, was man ihnen vorlügt,  
heiraten am Ende das arme Magdmensch und  
verhungern mitssammen. Aber da will ich passen.  
— In den Krautgarten laufen die Buben, so  
oft sie eine freie Stunde haben, und in seinem  
Garten, wo dran grenzt, da hockt das Magd-  
mensch und schaut über die Nase ab, während die  
alte Dicke und die hoffärtige Reiche lachen, daß  
sie ersticken. — Meine Frau, die hundertjährige  
Heimkuh, merkt auch nichts, aber ich will allen  
Augen machen, wartet nur.“ Trini und die  
Söhne machten sich allerdings viel zu schaffen im  
Krautgarten, dessen niedriger Zaun ungeniert in  
den Herrengarten schauen ließ.

Anna hatte von jeher innige Freude an der  
Gartenarbeit, ihr feiner Schönheitsfönn liebte die  
Blumen, ihre frisch-krästige Natürlichkeit gefiel  
sich in freier Luft und nützlichem Schaffen. Schon  
in Wien hatte sie ein kleines Gärtchen besessen



und ihre liebste Zeit dort zugebracht. Mit großer Lust begrüßte sie gleich bei ihrer Ankunft den Garten ihrer neuen Heimat, pflanzte und ordnete selbst und hatte tausend Freuden dran, ungestört von Tante und Luise, die beide die Gartenarbeit nicht liebten, erstere aus Bequemlichkeit, letztere weil sie fürchtete, ihr feines Gesichtlein könnte in der Sonne verbrennen.

Anna wurde in ihrer fröhlichen Garteneinsamkeit bald von vier fremden Augen oft besucht, erstens die gutmütig-wehmütigen der alten Trini, die so verschüchtert und dennoch mütterlich grüßte. Ihr Mutterherz sagte der einfachen Frau, was das edle Mädchen den Söhnen sei. Wenn ihr etwas am Gemüse des eigenen Gartens gut vorkam, wenn eine bei ihr seltene Rose blühte, dann reichte sie es Anna zu, so liebevoll und dennoch betrübt, heimlich den Mordspektakel fürchtend, welchen ihr Mann erheben würde, wenn einer der Söhne um Anna werben sollte. Zuweilen wagte sie es auch, zu sprechen. Sprach ja doch die Lütinanti so viel und so schön für ihren Sohn und hatte die Reiche erobert. Und sie hatte zwei Söhne und konnte dem geliebten Mädchen nichts

anderes sagen als: „Guten Tag Jungfer, heut' haben wir schön Wetter, aber morgen kann's regnen,“ und dann weinte sie fast, ob aus Scham über ihre eigene Einfalt, oder aus Freude, wußte sie selbst nicht. Zuweilen flüsterte sie auch: „Ich bete für dich, ich segne dich, du liebe Tochter,“ aber laut durfte sie dieses nie sagen. Doch Anna laß in den guten altertrüben Augen ähnliches und war mit der herzlichen Frau freundlich.

Rudolf hatte keine schüchterne Natur wie seine Mutter, sondern eine kraftvoll-leidenschaftliche, wie sein Vater, er legte drum daß innige Interesse für Anna unverhohlen an den Tag, grüßte sie mit seinen schönen leuchtenden Augen so oft er konnte, sprach wohl auch Worte warmen tiefen Gefühls, immer über den Gartenzaun hinüber, denn in Annas Haus wollte der dürstig erzogene, arm gekleidete Jüngling nicht treten, er haßte der Tante und Luisens mutwilliges Lächeln, er haßte vor allem Ulrichs Anblick, welcher jetzt viel in's Herrenhaus ging und dort groß that. Er klagte auch Josef seine Zweifel: Ob am Ende Ulrich gar um Anna werben könnte? die tausendmal mehr wert sei, als das zierlich gepuzte Märrlein

Luise. Er hat um des Bruders Vermittlung:  
„Schau Josef, das Blut kocht mir allemal, so oft der Kerl in Annas Garten steht und schön thut, er kommt jetzt immer mehr und wenn das so fort geht, brech' ich einmal durch die Hecken und schüttele ihn, daß er seine eigenen Knochen nicht mehr findet, dann aber hätt' ich alles bei Anna verloren, die so gut und verständig ist.“

Auf solche Klagen trat dann auch Josef in den Garten und sprach mit Anna in seiner bescheiden männlichen Weise und hatte die Freude, daß ihm das liebe Mädchen mit Achtung und Herzlichkeit zuhörte, ihm gegenüber weniger besfangen war, als bei Rudolf, und eine schöne geschwisterliche Freundschaft allmählig entstand. Anna that dies Verhältnis wohl, der Verkehr mit den guten einfachen Menschen gab ihrer Seele eine Heiterkeit, die sie früher nie gekannt.

Josef aber war jetzt nachdenkender und ernster als sonst, Anna wurde ihm unaussprechlich teuer. Zum erstenmal trat der Wunsch einer Heirat in sein ruhiges Leben, und der Bruder war ihm hier im Wege — der geliebte Bruder. — „Doch Rudolf soll dies nie empfinden, ich hab' ihm

Hülfe zugesagt und werde mein Versprechen halten.“ Niemand sah ihm den stillen Seelenkampf an, keine mürrische Laune betrübte die Seinen, aber gern ging er einsam durch's Feld und an die Arbeit und obwohl er sich sonst wenig mit sentimentalem Bücherlesen und Gedichten abgab, kam ihm doch ein bekanntes Volkslied oft in Sinn:

In des Sommermorgens Frühen,  
Wo wohl Sonne, Berg' und Flur  
Prachtvoll rot und golden glühen,  
Sonntag feiert die Natur. —  
Ist mein Sinn auch frisch und heiter,  
Dennoch schweift er leise weiter:  
Schön wie dieser Tag ist sie —  
Doch die Meine — wird sie nie. —

Zieh' ich dann mit Sens' und Spaten  
Schaffend wohl das Feld entlang,  
Schau' das Keimen meiner Saaten,  
Lausche meiner Heerden Klang;  
Mag ich nicht an Thorheit denken,  
Nicht den Sinn auf Fernes lenken.  
Arbeit hebt den Kopf empor,  
Der sich in der Ruh' verlor.

Aber kommt die Abendschöne  
Sanft und trauernd hergeweht,

Scheint es mir, daß eine Thräne  
Durch die ganze Schöpfung geht.  
Weiches Dämmern — Thuren thauen,  
Bleiche Sterne niederschauen.

Alles ist Gebet und Ruh' —

Irdisch Hoffen — schlaf' auch du.

Vater Kasper war eine energische Natur, wie wir schon gesehen, drum wollte er den ihm verhaßten Gartenplaudereien mit einem mal ein Ende machen. Als Trini kochte und die Söhne auf dem Acker waren, ging er selbst zum verhängnisvollen Gartenzaun. Die Tante allein saß gegenwärtig dort im Schatten der Fliederlaube.

„Frau, ich muß ein Wort mit euch sprechen!“  
„Zu Diensten,“ sagte die Tante und lächelte freundlich. „Braucht nicht zu lachen, Frau! braucht mich nicht auszulachen! Jedermann im Dorfe sagt: ihr seiet eine brave Frau — und bin ich und eure Mutter noch als Kinder mit einander herumgelaufen — und jetzt betrügt ihr mich!“ Die Tante fuhr von ihrem Sitze auf und stellte sich ferkengerade dem Zornigen gegenüber, welcher vor Aerger zitternd und polternd fortfuhr: „Ja, betrügen und anführen und anschmieren thut ihr mich! Habt da eine Bettlerin



im Haus, die bei euch Magd ist, und die werft ihr meinen Buben an den Hals, wo die Düm-  
msten sind auf dem Erdboden. Und mein schönes  
Vermögen! ja, mein schönes Vermögen wird  
herausgeschunden und soll die Bettlerware füttern;  
und daran seid nur ihr schuld, ihr, die man brave  
Frau tituliert, eine schöne brave Frau! Eine —  
Eine —“ „Was für Eine!“ schrie nun ihrerseits  
Tantchen, ihre Dorferziehung kam wieder zum  
Vorschein, und sie rechtfertigte den Spruch, daß  
gutmütige Leute sehr zornig werden können. „Was  
für Eine? sagt noch einmal, was für Eine?“  
„Eine wo nicht ehrlich handelt!“ erwiderte Rasper  
fest und scharf und fixierte die Tante mit seinen  
stechenden Augen. „Wollt mir ein hundsmageres  
Kindlein für ein feistes vertauschen, gebt dem  
Ulrich die Reiche und mir die Magd.“ Die Tante  
war nie eine Diplomatin — und das Rollen  
vertauschen der beiden Mädchen hatte stets ihre  
Mißbilligung. Drum rief sie jetzt zornig: „Also  
weil zwei übermütige Mädchen sich einen Spaß  
erlaubt haben, werd' ich Betrügerin gescholten,  
in meinen alten Tagen! Anna ist die Reiche,  
aber nicht für euch, Herr Rasper! wenn sie Ru-



dolf heiratet, muß er hier in unserem Hause wohnen, und um den Garten wird eine hohe Mauer gemacht, damit ich euer Gesicht nicht mehr zu sehen brauche.“

Schnell wandte sie sich ab und hastete dem Hause entgegen, ohne zu beachten, was für Gesichter sie hinter sich zurücklasse — das waren zwei verschiedene — erstens Raspers freudelachendes und dann der Lütinanti erschrockenes. Diese hatte eben zu Besuch kommen wollen, das laute Reden vernommen und es auf der Stelle recht gedeutet. — Bleich und fast weinend schritt sie jetzt schnell ihrem Hause zu. Daheim bei Ulrich angelangt, klagte sie: „Hab' solches immer geahnt, o die falschen Stadtleute! aber jetzt wird nichts mit der Luise! expreß nichts! eigentlich ist sie nur eine Gans, wie ihre Tante, und wir können von Glück sagen, sie bei Zeiten los zu werden. Sei nicht betrübt mein Ulrichlein, Rudolf muß dir die Anna lassen, die viel hundert mal gescheiter ist. Deine Mutter wird's schon besorgen!“ Ulrich drehte sich rat- und trostlos auf seinem Kanapee um: „Und ich liebe die Luise, und ich liebe nur sie! sie ist schöner!“ Fast weinend und betäubt

vor Unmut schleuderte er sein gelehrtes Lederbuch und seinen lieben Weinkrug in den hohen Wandspiegel, aus welchem ihm eben sein eigenes Antlitz jammernd entgegenblickte. „Was du für einer bist!“ fuhr die Mutter zornig auf, und ließ Spiegel- und Krugscherben erschrocken zusammen. „Jetzt, gerade jetzt sollst die Luise nicht haben, das wäre mir eine schöne Heirat! du Tropf! — eine dumme Frau, die nichts hat und ein dummer Mann, der alles verschlägt, was er hat — wäre ein gesegnetes Paar. — Es soll mir eine Freude sein, die Bauertölpel bei Anna und der Tante wegzudrängen“ murmelte sie im Abgehen. Ulrich verstand ihr leises Selbstgespräch nicht und achtete nicht darauf. Er weinte jetzt wirklich; er hatte Luise herzlich geliebt und wollte sie nicht fahren lassen, weil sie von ihren Wohlthätern gedrängt, ihn über ihre Stellung getäuscht hatte. „Nein, es wäre niederträchtig, diesem teuren Mädchen mein Wort zu brechen,“ seufzte er. „Die Mutter zwingt zwar vieles, aber ich will ihr drohen, zu den Oesterreichern in Krieg zu gehen, wenn sie mir Luise nimmt, und dann muß sie wohl nachgeben.“

Frau Lütinänti ging scheinbar auf ihres Sohnes Willen, österreichischer Militär zu werden, ein. Sandte ihn in die Stadt, Kleider zu kaufen, damit er ihre Intrigue, Anna zu gewinnen, nicht störe. Im Herrenhause that sie, als ob sie jene Unterredung nicht gehört, als ob alles beim Alten sei, sprach zu Ungunsten Rudolfs und dessen Familie heut' ein schlaues Wörtlein und morgen ein anderes und hatte den Erfolg, das einseitige warmherzige Tantchen in Feuer und Flammen gegen die Nachbarn zu hezen.

Der allgemein hochgeachtete Josef fand auch vor Tantchens Augen Gnade, aber die andern kamen schlimmer weg, besonders Rudolf, er wurde als roher finsterner Mensch geschildert, gerade wie sein Vater, als künftiger Tyrann seiner Frau! Anna senkte erschrocken die Augen, als sie solche Worte hörte, kamen sie ihr in den letzten Tagen doch als Wahrheit vor. Rudolfs Antlitz hatte allerdings einen Ausdruck von finstern Stolz, wenn er jetzt Anna begegnete, er grüßte steif und sprach nur hie und da ein Wort. „Warum dieß launische, düstere Wesen, dachte die gutmütige Anna, sie kannte eben die Wege der Schlimmen

noch nicht genug, wußte nicht, daß die Frau Lütinänti Mittel gefunden, auch in Rudolfs Familie zu flüstern, daß eine ihrer Kreaturen dort unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt hatte: „Wie falsch und spottfüchtig die Stadtleute seien — habe das reiche Fräulein Anna einen Bräutigam in der Stadt, sei nur der frischen Luft wegen auf kurze Zeit ins Dorf gekommen, und weil es ihm hier langweilig, spiele es Komödie mit den Bauerleuten, gebe sich für arm aus, damit man mehr Vertrauen zu ihm habe, ihm Geheimnisse erzähle oder gar so dumm sei, mit Heiratsanträgen zu kommen, was dann ein Gegenstand besonderen Spottes für die beiden Jungfern und den Stadtbräutigam wäre.“

Nach Anhören solchen Berichts, worüber Trini bitterlich weinte, Rasper schimpfte und tobte, stürzte Rudolf zornig und verzweifelt zum Hause hinaus und fand Josef betrübt und nachdenkend auf seinem Stallbänklein sitzen.

„Was sagst zu dem?“ fragte Rudolf atemlos und hätte in der Aufregung mit Melkeimer und Stoßkarren, welche im Wege lagen, fast so gemacht, wie Ulrich mit dem Spiegel. In Josefs

Seele kämpfte es ebenfalls schwer, aber er suchte es zu verbergen und redete brüderlich mit Rudolf:

„Mir gefällt Annas wunderliches Armthun auch nicht, wozu ist dies nötig hier bei uns? Wahrheit ist des Menschen erste Tugend, die scheint Anna zu fehlen, uns hätte sie nicht täuschen sollen.“ — Er verbarg nur mit Mühe seine Bewegung und schwieg.

---

Es gab von da an düstere Tage im Hause Raspers. Josef hatte im Walde beim Fällen einer Tanne einen Fuß verletzt und mußte das Bett hüten; konnte drum nicht mehr Vater und Bruder beschützen und trösten. Die hätten es nötig gehabt, denn sie waren weder so geachtet, noch so flug und ruhig wie Josef, und die Zeit war schlimm. Die Parteistreitigkeiten des Landes nahmen zu. Schon war es in manchen Gemeinden vorgekommen, daß Anhänger beider Parteien sich gegenseitig geprügelt, einander mitunter sogar die Häuser beschädigt hatten. Die von Frankreich aus protektirte Partei versprach Freiheit, Ruhm



und Ruhe, war aber selber sehr unruhig und plagte die Leute. Die von Oesterreich angeführte beschirmte wenigstens scheinbar die alten Rechte des Landes. Menschenfreundlichere Führer als bei den Franzosen gab es hier. In Graubünden stellten sich die alten Adelsfamilien auf beide Seiten. Im Oberland hatten die Franzosen grausam gehaust; auch Versam litt darunter, drum waren seine bedeutenderen Familien Franzosenfeinde, und wenn jemand seinen Nachbarn verderben wollte, nannte er ihn Franzos. Also machte es die Lütinanti mit Kaspers Söhnen und hoffte sie dadurch zur Flucht zu bewegen, damit Anna für Ulrich bleibe. Josef war sehr verständig, hülfreich und brav, drum blieb ihm die Freundschaft seiner Dorfbewohner trotz aller Verleumdung. Aber der alte geizige Kasper war wegen seines Reichthums beneidet und gehaßt. Rudolf, ein stolzer, schöner Jüngling, wollte gern die Leute belehren, das nahmen ihm Viele übel und nannten ihn Franzos. Der Lütinanti war es besonders gelegen, Rudolf aus dem Dorfe wegzubringen, sie merkte, daß er bei Anna mehr galt als Ulrich drum hezte und stichelte sie bei

allen Leuten so viel sie konnte, aber die ruhigen, verständigen Bersamer waren nicht leicht zu verblenden, deswegen nahm sie ihre zahlreiche Verwandtschaft vom höhern Oberland zusammen, lud sie oft zu Mahlzeiten in ihrem Bersamer Haus ein, und die von den Franzosen schwer geschädigten Leute kamen gern und drohten alles auszurotten, was französisch gesinnt sei.

Der verständige Josef wollte gern verhindern, daß der feurige, beredte Rudolf mit den Leuten über politische Verhältnisse rede, die damals so leicht mißverstanden wurden; er wußte es zu ordnen, daß Rudolf eine Stelle bei der Landesmiliz einnahm und nach Chur reisen sollte. Rudolf war dessen sehr froh. Strebbarkeit und Jugendmut zeigten ihm ein hohes Ziel in der Fremde, welches er in seinem kleinen Dorf nicht zu erreichen glaubte. Anna war verreißt, ohne von ihm Abschied genommen zu haben, was ihn heimlich sehr betrübt; und das Geflüster: „da geht der Franzos!“ welches selbst von Verwandten und Nachbarn kam, erzürnte ihn mit jedem Tage mehr. So trat er denn eines Abends zu Josef, welcher seinen halbgenesenen Fuß über das Bettgestell gelegt

hatte und fragte: „Was meinst Bruder, bist jetzt bald gesund und darf ich reisen?“ „Wegen meinem Fuß kannst du morgen gehen,“ antwortete Josef, „der schmerzt wenig mehr, aber eine unangenehme Ueberraschung kann's nächster Tage für uns geben, wo ich dann ganz gesund sein sollte. Frau Lütinänti hat wieder die Oberländer zu sich eingeladen. Ein Freund hat mich gewarnt. Sie sollen sehr aufgereggt sein und viel trinken. Wir müssen sie vielleicht schon heut Nacht erwarten. Schließ das Haus, wenn's dunkel ist, recht fest und vertraue den Eltern deine baldige Abreise und die schlimme Nachricht meines Freundes, damit sie auf Alles gefaßt sind und sich schützen können, mir ist am meisten bang um die gute Mutter.“ „Ja, ja, die Mutter hat an dir Alles, Tochter und Sohn,“ sagte Rudolf und drückte seinem Bruder innig die Hand. Und in der Dämmerung traten beide Brüder miteinander in die Stube; das Licht brannte und die einfache Suppe stand wieder auf dem Tisch. Aber der Vater brummte heute nicht. Er war so weich — die feindliche Stimmung des Dorfes, welche sich ihm selber schon durch Drohungen kundgemacht,

Rudolfs baldige Abreise —. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen und sagte: „Bet’ mal wieder einen Segen, Mutter, über uns alle, du kannst es am besten.“ Mit Andacht, Kummer und Liebe lauschten die drei Männer den schlichten Worten der frommen Mutter:

Wenn es über unsern Häuptern  
Stürmet in des Wetters Wuth,  
Wenn uns Krieg und Seuchen drohen  
Sind wir doch in Gottes Hut.

Seine treuen Vaterarme  
Schließt er um die Kinder sein;  
Laßt uns beten, ihr Geliebten,  
Und im Unglück ruhig sein.

Der Vater saß stille, mit gefalteten Händen da, große Thränen rollten aus seinen sonst so kalten, gefühlslereeren Augen. Rudolf schlang beide Arme um die Mutter und küßte sie innig, wie sonst nie im Leben, auch er weinte heftig, wie dies bei starken leidenschaftlichen Naturen zuweilen vorkommt. Trinis Thränen verschwammen in einem glückseligen Lächeln. Die liebende Mutter sah sich heute einmal herzlich geliebt, wie hätte sie nicht glücklich sein sollen? Nur Josef blieb

ruhig wie immer, wenngleich eine schöne Zärtlichkeit gegen Mutter und Bruder seine männlich-ernsten Augen belebte. Er verschloß und versperrte sorgfältig Fensterläden, Haus- und Stallthüre, rüstete seine wenigen Waffen und gab Rudolf einen Wink. Sie redeten die Eltern zur Ruhe und blieben auf.

Nachts 1 Uhr wälzte sich dumpfes Stimmengemurmel auf das Haus zu, welchem bald donnernde Keulenschläge gegen die Thür folgten. — „Wer ruft?“ fragte Josef zur Dachlucke heraus. „Dich rufen wir nicht, Josef,“ johlten und brüllten die Stimmen, „aber Rudolf soll herunterkommen, der Franzos! der Vaterlandsfeind! der Großhans! mit ihm haben wir eins auszumachen!“ „Freunde und Bettern,“ antwortete Josef, „ich kenne euch alle, wenn ihr gleich die Stimme verstellt, laßt uns in Ruh! ihr seid falsch berichtet über uns.“ „Rudolf! Franzosenteufel! heraus mit dir! oder wir schlagen deine alte Baracke in Fetzen!“ brüllte es drunten wieder und Steine flogen hageldicht in die zum Glück geschlossenen Fensterläden. Vorbei war's mit Rudolf's Geduld, er wollte bald mit Flinte, bald mit Keule über



die Ruhestörer herfallen. Es brauchte Josefs ganze Willenskraft, ihn zurückzuhalten und die Eltern zu trösten. „Wir können uns nicht wehren,“ sagte er „'s sind zu viele gegen uns, haben einen tollen Branntweinrausch; wenn sie sich ausgetobt, werden sie wieder gehen — besser sie lassen ihren Grimm an unserm Hause aus, als an unsern Köpfen.“ Und sie gingen endlich, als sie manches zerschlagen und den Gartenzaun umgerissen hatten. Ihre branntweinbegeisterte Kraft arbeitete sich ab an den dicken Eichenpfählen, sie wurden drum von selber wieder ruhig.

Morgens kam dem Josef seine verständige Gelassenheit zu gute. Rudolf wollte mit dem ganzen Dorf Handel anfangen, sein Vater dergleichen, selbst Trini ließ ihre gewöhnliche Sanftmut im Stich bei ihrem zerschlagenen Kabis.

Als dann ein alter Bekannter herrschlich — dort einer — alle reuevoll abbittend und ratend, hätten ihnen die beleidigten Leute gern das zertrümmerte Gartengerät an den Kopf geworfen. Aber Josef hörte sie ruhig an und befolgte ihren Rat, als sie sagten: Rudolf hätte schon seit längerer Zeit mit seiner politischen Weisheit groß

gethan, ihnen widersprochen, wenn sie die alte Ordnung des Landes verteidigt. „Als dann gestern Abend die Frau Rütinänti den fremden Mannen einen Kausch angehängt und dabei heimlich gestichelt, es sei eine Schande, daß ein Franzos die reiche Erbin und damit der Gemeinde schönste Wiesen friege, sei's losgegangen und heut Mancher drüber reuig. Aber Rudolf thue besser, für einmal in die Berge zu fliehen, ihn möge man nicht und das Ding könnte sich wiederholen. — Josef sei respektiert und beliebt und habe nichts zu besorgen.“

Nun fügten sich die Eltern der Abreise Rudolfs, welche dieser mit heimlicher Freude unternahm, im Dorf war's ihm erleidet, er wußte, daß ihm, dem kraftvollen jungen Manne, die Welt offen stehe, umsomehr da Vaters langgesparte Silberthaler jetzt wunderbar geschwind aus ihren mancherlei Verstecken hervorkamen.

---

In Kaspers Hause sah's jetzt immer still und traurig aus, der fröhliche, junge Rudolf, das Leben der Familie, war verreiszt, sein Militär-

posten gefährlich genug in jener Zeit. Die Mutter weinte um ihn und war sehr verschüchtert vor ihren Landsleuten seit jenem nächtlichen Ueberfall, der Vater noch gehässiger und menschenfeindlicher als sonst. Josef war auch ernst und nachdenkend genug, lebte aber auf, als er vernommen, Anna und ihre Tante und Cousine seien von ihrer Reise zurückgekehrt. Nun wollte er das liebliche Mädchen zur Frau seines Bruders gewinnen, traf sie oft in ihrem Garten oder auch im Hause, wurde freundlich aufgenommen und mit Achtung behandelt, die seinem edlen Charakter gebührte. Er war nun unverdrängter Hausfreund bei den reichen, aber in ihren äußeren Verhältnissen schutzlosen Damen. Sie sahen seine bescheidenen Besuche sehr gern und munterten ihn dazu auf, luden ihn zu ihren Theeabenden ein, wo es zwar einfach, aber dennoch sehr nobel und wohlgeordnet von statten ging; die feinen Wiener Braten und Ruchenteller zum Thee, das herrliche Obst aus Italien und der feurige Wein von Ungarn dünkten ihm sehr großartig neben Mutter Trinis Geföch, fast wie in einem Königshause. Silber, Porzellan und Kristall glänzten auf schneeweißen

Tischtüchern, kostbare Bilder prangten in goldenen Rahmen und ein reicher Bücherschrank gefiel Josef noch am besten. Tante und Anna spielten Klavier, fromme Kirchenlieder wurden vorgetragen mit Annas schöner Stimme. Luise handhabte ihre Harfe und sang auch, aber stille, traurige Liederlein, sie war bleich und kaum mehr zu erkennen als die frühere, fröhliche Luise, besonders wenn sie sang:

Nacht, wie süß bist du dem Müden,  
Gibst ihm Ruhe, gibst ihm Frieden.  
Und wer leise weinen will,  
Liebt dich auch, denn du bist still.

Seit Ulrichs Wegbleiben oder sich Bemühen um Anna war Luise sehr betrübt, aber bei ihrer herzlichen Sanftmut und Gutmütigkeit zeigte sie nie Bitterkeit gegen Anna, sondern fand, bescheiden wie sie war, es ganz natürlich, daß Ulrich, der nach ihrer Meinung hohe Held, die lebenswürdigeren Anna gewählt. Sie kannte keinen Neid. Josef hatte Erbarmen mit dem armen Mädchen, besonders als ihm die Tante die ganze Geschichte der Rollenverwechslung erzählte und Ulrichs charakterloses Benehmen, welcher von seiner Mutter

behütet, Luise scheinbar ganz vergessen hatte. Der edle Josef that, im Verein mit Anna und Tante, alles Mögliche, um das traurige, gedemüthigte Mädchen zu trösten und aufzurichten.

Eines Tages warb er offen für seinen Bruder um Anna. Da weinte sie, verließ die Stube und kehrte nicht wieder. Bekümmert wandte sich Josef an die verlegene Tante und bat sie um Aufschluß über der Nichte Benehmen; da wurde ihm die überraschende Antwort: „Anna liebt nicht Rudolf, sondern Euch, Josef — sie gehört zu den seltenen Mädchen, welche die Schönheit eines Mannes in seiner Seele sehen — denkt meinen Worten nach und richtet Euch drauf ein!“

Josef war wunderbar bewegt, Pflichtgefühl für seinen Bruder, welchem er Vermittlung bei Anna versprochen, tiefe Neigung für dieses liebenswürdige Mädchen stritten in seinem Herzen und raubten ihm alle Ruhe.

Aber die Zeit war eben ernst, es kam etwas, was seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Wir haben schon mehrmals gesagt, daß sich Franzosen und Oesterreicher in unserm Bündnerländlein bekriegten. Erstere waren gerade jetzt im



höhern Oberland, hatten das Kloster Disentis verbrannt und viel Schrecken gebracht. Die stets lebhaften und mutigen Oberländer standen tapfer entgegen, sammelten sich alt und jung zum Landsturm und wollten die Niederbrenner von Disentis (zum Teil schon von den Oesterreichern in die Flucht geschlagen) die Gruob hinunter verfolgen. Die Kunde kam nach Versam, auch dort sollten sich die Männer gerüstet halten.

Jetzt hatte es Josef schlimm, sein Bruder Rudolf galt ja für einen Franzosensfreund. — Unglückselige Frau Lütinanti, die der Familie solchen Namen angehängt und auch den guten Josef damit verdächtigt hatte. — Um das Unglück voll zu machen, lag seine Mutter krank im Bett, der Vater, betäubt von all dem Schweren, was sie getroffen, hatte in blinder Angst sein Vieh in ein abgelegenes Maiensäß gebracht und blieb in sicherem Versteck droben.

Am Tage des Landsturms stellte sich Josef ebenfalls mit den andern Männern auf den Dorfplatz, aber man wollte ihn durchaus nicht mitkommen lassen. „Wir brauchen keinen französischen Spion bei unsern Tapfern!“ murmelte die

Menge. Josef gab sich alle Mühe, seine Landsleute von seiner redlichen Gesinnung zu überzeugen; er hätte sehr gerne Militärpflicht für die Heimat gethan, denn er besaß einen echten, ruhigen Schweizermut. Er flößte den versammelten Leuten auch Ehrerbietung ein, wie immer; man wurde freundlicher und lud ihn ein mitzukommen.

Da führte ein seltsames Schicksal gerade in diesem Augenblick den längst verreisten Rudolf wieder in's Dorf und an der kriegerischen Schar vorbei. Er grüßte höflich, fand aber nicht gute Aufnahme. Wieder entstand ein Murmeln, das immer drohender wurde. „Franzose! Franzose! Verräter! beide Brüder!“ tönte es wild und ausgestreckte Hände stießen Rudolf zurück. Josef wollte auf's neue zureden. Da kam Ulrich auf seinem Roß — er war einer der Führer des Zuges — bleich und weich wie nie, nahte er sich Josef, bat ihn herzlich und dringend, daheim zu bleiben — in seinen Augen lag die Bitte um Vergebung und Zusicherung von Schutz des Volksführers. Alles stuzte und die Besserdenkenden drangen jetzt ebenfalls in Josef, daheim zu bleiben, seine Militärpflicht gegen die Heimat könne er ein andermal ausüben.

Unwillig und nachdenkend ging Josef endlich in sein Haus. Rudolf folgte finstern Blickes, der Vorgang gefiel ihm nicht.

Der Landsturm bewegte sich jetzt thalabwärts. Gute Waffen und kundige Führer fehlten ihm, doch Mut besaß er, dieser war von jeher eine hervorragende Eigenschaft der wettergestählten, bergkundigen Graubündner und hat sich bewährt in ihren vielfachen Kriegsdiensten. Drum zog auch heute der alternde Familienvater gelassen mit, seine mangelhafte Kriegswaffe phlegmatisch auf der Schulter tragend.

Uebermütig trollte die Jugend voran, hintendrein halberwachsene Buben, die nirgends fehlen. Sie fangen, balgten sich und neckten die Erwachsenen: „Meine Schwester mag dich nicht mehr!“ sagte einer zum nebenherschreitenden Jüngling, „lieber zög sie in den Krieg, wie die Weiber von Bern und der Urschweiz.“ „Geht meinen Töchtern auch so,“ sprach ein Familienvater, „sie kamen heut Morgen alle drei vom Estrich herunter mit Sensen und eisernen Gabeln und wollten durchaus mit;

hab's ihnen gewehrt, nur wegen der Waffen, die mich viel Geld gekostet, sie hätten mit ihren dicken Armen mein Eisenwerk auf den Franzosenköpfen zerschlagen.“ „Warum ließeſt ſie nicht mitkommen?“ wurde ihm die lachende Antwort, „oder noch lieber deine Alte, die hätte mit ihrer Mühlradzunge die Franzosen weggeblasen wie Spreu, und wir hätten eine Prämie gekriegt wegen leichtem Sieg.“

„Schwazt nicht ſo dumm! ſprecht lieber ein Gebet!“ mahnte ein Greis, „weiß Einer, ob er wieder lebendig heimkehrt?“ „Ja, 's wär heut Zeit zum Ernst,“ meinte ein anderer, „im vorigen Landſturm ging's groß zu, ich war auch dabei. Die Franzosen können's beſſer, aber unsere Leute haben mehr Mark in den Knochen und Füß zum ſtehen, nicht zum verlaufen. Daß war graulich und doch ſchön, wie's durcheinander ging im Rauch und Trommelwirbel und rotem Blut. Und wie's am meiſten dampfte, erſchien ein gewaltiger Kapuziner mit langem Bart und großen Augen; der warf die Arme in die Luft, mahnte mit Donnerſtimme zum Streiten und zeigte uns den Weg. Hab' ihn nachher fallen ſehen von einer Franzosenkugel, 's war ſchade um den Mann. Daß wir nichts

ausgerichtet, ist nur die verdammte Kriegskunst schuld, die Franzosen sind was gelehrt worden, wir nichts — und mit den Waffen ist's auch nicht gleich, der Franzosen ihre Kanonen und mein Dreschflegel, da wehre sich Einer!"

Trompeten und trommeln aus der nächsten Gemeinde unterbrach jetzt das Reden der kleinen, ärmlich bewaffneten Schar. Die Jugend freute sich des Zuzugs und der Kriegsmusik. „Sogar Fahnen haben die! und wir nicht einmal ein Schnupftuch an einem Stecken!"

Ein quetsilbriger Bursche sang:

Hört die schmetternde Trompete,  
Gellend ruft sie: tödte, tödte!  
Und der Trommel tiefe Stimme  
Ruft mit männlich stolzem Grimme:  
Tapfrer Wehrmann! pum! pum! pum!  
Bringe deine Feinde um!

So ging's weiter, überall Bewirtung, Frauen und Greise holten gefüllte Braantweinkübel, Brot und Käse aus den Häusern und das übermütige Reden, Lachen, Singen und Johlen vermehrte sich. Aber manches Gesicht wurde ernst und ernster, und diese Gesichter trugen nicht Bubenkappen und



hintenanhängende Bauernhüte. Es waren im Ausland gediente Soldaten und Offiziere, gut bewaffnet und mit militärisch kühner Haltung. Es waren auch vornehm aussehende Söhne des Landadels, oft auf kräftigen Pferden. „Gebt den Leuten keinen Branntwein mehr!“ baten und herrschten sie, „unsere Schar ist schon konfus genug, wir thun am passendsten, sie wieder heimzuschicken und organisieren das Ding später besser.“

„Was, heimkehren! was, keinen Branntwein mehr!“ schrie die kriegsunkundige Bergjugend. „Glaub' die Herren fürchten sich. Schlottert z'Herz, Junkerli?“ fragte einer höhnisch und trat Ulrich dicht unter die Nase, so daß dessen Pferd scheu wurde, sich bäumte und den Reiter abwarf.

Die Frau Lütinänti lag krank im Bett, als ihr ein Brief überreicht wurde von Ulrich:

„Liebe Mutter! Bin vom Roß gefallen und hab' mir weh gethan. Aber erschrick nicht, in wenig Tagen wird's besser sein. Wäre sehr gern heut heimgekommen, noch vor unserm Landsturm. Die Leute sind aufgereggt wegen dem Krieg und der schlechten Ordnung; die Schuld ist, daß man hin und her gesprengt wird ohne Ziel und Zweck.

Dann hat man ihnen noch viel Branntwein gegeben auf dem Zuge. Sie werden in wilder Raune nach Hause kehren, was mir wegen Josef Angst macht, man nennt ihn Franzos. Das haben wir zwei herumgeflüstert, Mutter. Geht's dem Josef schlimm, so haben wir's auf dem Gewissen! Dem Rudolf hätt' ich eins auf den Kopf gegönnt! er machte schon in den Bubenjahren den Ueberlegenen gegen mich. Aber Josef hat mir nie was zuleid gethan und ich hab' ihn immer respektiert. Warne ihn, Mutter, er soll in die Berge fliehen, ehe der Landsturm kommt. Oder wenn du noch krank bist, so schick die Anna vom Herrenhaus, ihr kann er nicht widerstehen. Bin weich geworden, wirst mich auslachen, mich für'n Hasen halten. Dein Spruch ist: „Den echten Mann beugt weder Glück noch Unglück!“ Du wärest ein solcher Mann, ich bin ein Kind — wie du oft gesagt — und befehle mich von Uebermut und Eigensinn, wenn der Himmel droht, wie gegenwärtig. Dein Ulrich.“

Frau Rütinanti war krank, drum machte der Brief tiefen Eindruck auf sie. „Nun, wenn Ulrich selber wünscht, daß Anna Josef retten soll, so

mag's geschehen, war bis heut' den Leuten feind, meines einzigen Kindes wegen; muß ich ihnen Freundin werden, so will ich's kräftig sein und ihnen den Verdruß wegen Rudolf vergüten, die alte Mutter hat's nötig."

Sie schickte nach Anna, die erschien mit Tante und Luise, die Putzantel war ihr zuwider und sie mochte nicht allein kommen. Als sie hörte, um was es sich handle, ging sie schnell in Josefs Haus, während sich die Tante mit der Kranken beschäftigte und Luise schüchtern und betrübt in einer Ecke saß. Das arme Mädchen merkte, daß man es nicht mehr zur Schwiegertochter verlange, hatte sich geduldig und demütig in den Gedanken ergeben, Anna auf seinem Platz zu wissen und freute sich, mit stiller wehmütiger Freude, daß sein geliebter Ulrich eine so vollkommene Braut erhalte.

Josef und Rudolf waren am Tage des Landsturms sehr ungerne, zornig und betrübt vom Platze der Militärsammlung weggedrängt, heim in ihr Haus gegangen. „Das ist ein Werk der Verleumdung!“ grollte Rudolf, „Ulrich und seine

Mutter haben uns vor dem ganzen Oberland als Franzosen ausgeschrien — dulden wir das?“ „Für einmal,“ meinte Josef, „fügen wir uns. Wenn's wirklich Krieg gibt, können wir dann als Soldaten und brave Männer auftreten und verblendete Leute schwatzen lassen. Sei also ruhig für diesmal, lieber Bruder, die Mutter ist krank, geh' in die Stube und tröste sie! nachher trage dem Vater 's Essen auf's Maiensäß, er ist droben und hat viel Sorge und Kummer wegen all den Verhältnissen, tröste auch ihn.“

Während Rudolf bei der kranken Mutter weilte, rüstete Josef dem Vater das einfache Essen in das hölzerne Traggeschirr. Magd hatten sie keine, Josef mußte jetzt alles allein besorgen. Als Rudolf gegangen, schaute ihm Josef lange nach und sprach für sich: „Das Maiensäß ist weit entfernt, vor drei Stunden wird er nicht heimkehren, das rettet ihm vielleicht das Leben, wenn schlimme Leute kommen, wie ich fürchte, und schimpfen und toben, könnte er leicht zornig werden und Streit beginnen, der für ihn gefährlich werden dürfte; ich bin ruhiger und will mich besinnen, wie das Unheil abwenden.“

Er ging in die ärmliche Stube, setzte sich auf die harthölzerne Bank und lächelte freundlich der Mutter zu, die müde auf ihrem Ruhebetto lag und sichtlich erfreut war, daß ihr Lieblingssohn jetzt bei ihr wachen wolle. „Bist ein Guter,“ murmelte sie zärtlich und dankbar und schlummerte ein. Josef wagte sich kaum zu rühren, um die Ermattete nicht zu wecken, lehnte sich an den Tisch und Gulers Bündnergeschichte vornehmend, wollte er lesen, so lange niemand seine Dienste nötig habe. Zu seinen Füßen schmiegte sich die Katze und blinzelte vergnügt ihren Herrn an, denn auch ihr war er freundlich.

Da klopfte es mit schüchternem Finger an die Thür und Anna trat herein, befangen und mit rotgeweinten Augen. Ein Anflug hoher, schöner Freude leuchtete auf in Josefs Gesicht, als er dem Mädchen entgegentrat und ihr den besten seiner Stühle reichte, aber besorgt und fragend senkte sich gleich wieder sein Blick in ihre kummerbetäubten Augen.

„O Josef!“ begann Anna bebend, ihrer Befangenheit kaum Herr werdend, „ich soll euch vor dem Landsturm warnen eh' er kommt! Flieht



in die Berge! ich will derweil eure Mutter pflegen," flüsterte sie leise und zärtlich, auf das Ruhebett blickend. „Ich kann nicht fliehen, Anna, das wäre meiner Mutter Tod. Die Tante wird euch nicht hier lassen, wenn der Landsturm wirklich drohen sollte, 's hat aber wenig Gefahr, fürchtet euch nicht für mich.“ „O Josef! ihr nehmt's zu leicht! Ulrich, der euch nicht liebt, warnt, 's muß ihn also arg drücken, und er kennt die Sachlage. Flieht und erhaltet euer Leben, für eure Eltern und — mich — ja für mich — jetzt in diesen furchtbaren Stunden der Angst und Gefahr sei's gesagt — ich liebe euch -- euch allein — und nicht Rudolf.“ Wieder flog jene hohe, schöne Freude über Josefs Antlitz. „Nein, meinem Bruder sollt ihr gehören! liebe, liebe Anna! er ist euch tener, wenn ihr's gleich noch nicht wißt, mir seid ihr Schwester — meine Schwester.“ Er drückte sie an seine Brust und küßte ihre Stirn. „Nun geh' zu deiner Tante, liebe, liebe Anna, und nimm den Trost mit dir, daß du mich glücklich gemacht hast.“

Er führte das willenlose Mädchen jetzt selbst in's Herrenhaus. Auf dem Rückweg hörte er den

fernverhallenden Lärm des heimkehrenden Landsturms. Wieder verschloß er fest sein Haus, wie in jener unruhigen Nacht und schaute nicht durch die Fenster, sonst hätte er gesehen, wie die Schar unordentlich und unzufrieden heranzog.

„Auf einen spätern Tag!“ rief ein gedienter Offizier, „wir wollen Euch bis dahin besser bewaffnen und instruieren, heut' hätt's Pech gegeben“.

Ein anderer meinte: „Schad' um den Landsturm, daß er nichts zu thun kriegt, er ist ein lustiger Kerl!“ Nun ließen sich viele unzufriedene Stimmen hören. Die liebe Jugend hätte gern Krieg gehabt: „Es nehme sie Wunder, wie das Ding in der Nähe aussehe!“ Die ältern Familienväter aber drückten den Hut tiefer in die Augen, damit man ihre heimliche Freude nicht gewahre und sie für Feigheit auslege; sie zogen so gern wohlbehalten heim zu den Thren und sehnten sich weder nach Schlacht noch Sieg.

Einige Gallige und Betrunkene schimpften über die Franzosen, die Schuld an allem Bösen seien, auch daß man heute nichts ausgerichtet! „Denen wollen sie geben! da wohne grad einer!“ Sie drangen auf Josef's Haus zu, schlugen mit ihren

Gewehrkolben und Keulen die alte Thüre ein und wollten in die Stube stürzen. Da trat ihnen Josef entgegen, bat seiner kranken Mutter wegen um Ruhe und suchte sie mit verständiger Rede zu begütigen. Aber die aufgeregten Leute lärmten wild durcheinander und hörten ihn nicht an. Der Wütendste von allen schrie: „Wo hast deinen verdammten Bruder? gib ihn her, den Franzosenteufel, sonst nimm das!“ Blitzschnell fauste seine Keule auf Josef's Brust nieder.

Der Schwergetroffene sank zu Boden und wurde totenbleich. — Nun kamen manche der Lärmer zur Besinnung. Josef war ihnen sonst ja achtungswert, einigen lieb gewesen. Sie kehrten sich drohend gegen den trunkenen Keulenschläger. Dieser, ein Oberländer aus einem höher liegenden Dorf, schlich, über das Mißfallen seiner Gefährten verblüfft, schweigend aus der Gesellschaft fort. Josef wurde nun aufgehoben und in die Stube getragen, wo großer Jammer bei der armen Mutter entstand. Jetzt war alles ratlos, einige liefen in's Herrenhaus, da Hilfe zu holen. Anna, Luise und Tante kamen weinend. Auch Rudolf kehrte von seiner Maiensäßreise zurück. Verzweifelt warf er

sich über den sterbenden Bruder, „o, ich hab' dich allein gelassen! ich bin schuld, bin schuld!“ stöhnte er. Die Mutter weinte laut, Anna zitterte und war nicht fähig, der Tante, Luise und dem Arzte zu helfen, einen Verband anzulegen.

Nur der Verwundete blieb ruhig und freundlich, zu schwach zum Sprechen, reichte er die rechte Hand liebevoll der armen Mutter, winkte mit der Linken Rudolf und Anna an sich. — „Liebt einander“ — hauchte er leise — „tröstet Mutter und Vater.“ — Seine schönen brechenden Augen wandten sich zum Fenster, welches der Arzt öffnete.

Und zum offenen Fenster blickte  
Abendhimmel gütig nieder,  
Lächelte dem Todesmüden  
Wunderschöne Scheidegrüße,  
Denn die Sonne sank im Westen  
Rosig golden hinter Bergen,  
Die mit ihren Strahlenkronen  
Weit in's Land herniederwinkten  
Und sie scheinen laut zu sprechen:  
„Unser Liebling will verlassen  
Diese kleine dumpfe Erde,  
Mög' er immer höher schweben!  
Höher noch als uns're Häupter,  
Die der Sterne Glanz umleuchtet.“

Aber auf der kleinen Erde  
Weinen treue Augen bitter,  
Beten fromme Lippen leise:  
„Gott, o Gott! führ' den Geliebten  
Hoch zu dir in deinen Himmel!  
Das allein nur, kann uns trösten.“

Lassen wir ein Jahr vorübergehen. — Die politische Lage des Landes und Dorfes hat sich wenig geändert, drum ist alles, selbst die Feier von Hochzeiten, still und ernst. Ein solcher Sonntag zeigt sich heute. Die freundliche Dorfkirche mit ihrem grünen Kirchhof schmückt Sonnenglanz, sonst kein anderes Zeichen einer Feier, und in schlichtem, schwarzem Gewande nahen auch die wenigen Menschen, die wir hier sehen. Der ehrwürdige greise Pfarrer und ein alter Bauer machen den Anfang. Es ist unser Kasper, sein Gesicht sieht noch älter aus, als vor einem Jahr, aber es hat einen edlen, traurigen Zug, der ihm früher fehlte — und unser Trini folgt ihm so fromm am Arme der Tante und der Rütinäntin. — Alles ist jetzt versöhnt, alles gut und mild. — Trini, ein Engel an Geduld und Ergebung, trotz



der altmodischen Bauernkleidung und dem alten welken Antlitz. Josef's Tod hat der Eltern Seele dem Himmel näher gebracht, man sieht es ihnen an. Und Josefs Geist scheint in den Augen des schönen, jungen Mannes zu leben, der als Bräutigam an Annas Seite geht. Ernst und Milde haben sein früher ungestümes Jugendfeuer besänftigt und verklärt, er ist jetzt Annas würdig, die eine edle, liebliche Braut ist, einfach gekleidet, mit dem Myrtenkranz im dunklen Haar. Luise, die zweite Braut, ist ganz kindliche Fröhlichkeit, denn sie hat ihren geliebten Ulrich bekommen, nachdem ihr Anna eine sehr reiche Aussteuer geschenkt, zum Ersatz für die traurige, täuschende Rolle, welche sie früher spielen mußte.

Es ist selbstverständlich, daß Rudolf und Anna mit den Eltern sehr gut sind und Mutter Trini die angenehmsten, ruhigsten Tage ihrer ganzen Vergangenheit jetzt durchleben könnte, aber die Erinnerung an ihren Josef will nicht erbleichen, sie weint ihm tausend Thränen nach und ihr einziger Trost ist, daß es ein himmlisches Wiedersehen gibt.

Oft flüsterte sie innig:

Als du weiltest bei den Deinen,  
O du Lieber, o du Lieber,  
War mir fast als wie im Himmel,  
Schaut' ich in dein treues Auge.

Jetzt ist es mir so einsam,  
Ob die Welt wär' ausgestorben.  
Sehe niemand, sehe Niemand,  
Als nur dich in tiefer Trauer.

Der Mutter ähnlich in solchen Gefühlen ist Rudolf. Das Andenken des Bruders füllt seine ganze Seele, drum ist er so miß und gut mit seinem geliebten Ideal in der Brust.

Anna ist eine brave Frau. sorgsam in ihrer Häuslichkeit, treue Gattin, Schwiegertochter und Nichte. Auch den weitem Verwandten und Nachbarn eine Stütze und Freude. An ihr hat die kluge Frau Elisabeth eine gute Hilfe, wenn bei den schweren Kriegzeiten sich Franzosen, Oesterreicher und Russen durch das kleine Dorf Bersam jagen, die Hausmütter besagten Dorfes ihnen Speise und Kleider geben sollen und kaum wissen, wie die Sachen abtheilen, damit das Nötigste für die eigene Familie bleibe. Diesen armen, bedrängten Hausmüttern schenkte Frau Elisabeth entweder

eigene Vorräte, oder wußte mit verständiger Rede die Führer der fliehenden Soldaten milde und menschenfreundlich zu stimmen, so daß sie den Dorfbewohnern nicht alles nahmen. Am edelsten zeigten sich dem Dorfe gegenüber die Oesterreicher, tyrannischer die Franzosen.

Anna und die beiden freundlichen Töchter Frau Elisabeth's, Rosa und Cäcilia, halfen der Mutter treulich, Speise zu bereiten für die vielen Hungrigen und nähten und strickten halbe Nächte hindurch an warmen Kleidern für die beraubten Dorfbewohner und die fliehenden, frierenden Soldaten. Hatten Anna, Rosa und Cäcilia eine ihrer seltenen Ruhestunden, so freute es sie besonders, die gutmütigen Dorfmägdelein aufzusuchen und zu trösten, die in der Tiefe ihrer kleinen Ställe ihre Haustierlein vor den räuberischen hungrigen Soldaten geborgen hatten, Lämmer, Kaninchen, Hühner, auch wohl Hunde und Katzen. Die Eltern wagten es nicht, solche, an sich wertlose Tierchen, dem durchziehenden, hungrigen Militär vorzuenthalten und lieferten sie aus, wo sie dann geschlachtet und in Backöfen und andern Feuerstätten gebraten wurden. Den kleinen gutmütigen Mädchen war

dies schrecklich und mancher solcher Kinderseufzer hat sich in der Sage erhalten:

1.

Mein Lämmlein weiß wie Schnee  
Bist mir genommen worden,  
Sie werden dich ermorden,  
Und mir ist weh — so sterbensweh.

2.

Mein Hennelein mit krummem Bein  
Und Meuglein hell, o komm' doch schnell!  
Daß ich dich kann verstecken,  
Mit meinem Herzen decken!

3.

Gute Kameraden, liebe Tierlein mein!  
Muß euch geben — geben — soll't geschlachtet sein!  
Thu' drum weinen — weinen — ich armes Mägdelein.

Diesen hilflosen Bersamerkindern, welchen der schlimme Krieg ihr väterliches Erbe genommen, die der traurigen Gesetzeslosigkeit des Landes wegen nicht einmal den Segen einer Dorfschule genießen durften, kamen nach mehreren Jahren Rudolf und Anna als treue Wohlthäter zu Hilfe. Nachdem nämlich Rudolf unter heißen Thränen seinem guten Mütterlein die Augen zgedrückt, welches glück-

felig seines Josefs gedenkend, sanft und ruhig starb, und auch der im Alter mild und freundlich gewordene Vater Kasper seinem Trini ergeben folgte, und Anna, noch schmerzlicher bewegt als Rudolf, die teure Tante vom glücklichen Hause hinaus auf den stillen friedlichen Bersamer Kirchhof begleitete, als dies alles vorüber und unterdessen mehrere Jahre entchwunden waren, entschlossen sich die guten, schwergeprüften Leute einem reichern Leben entgegenzugehen, als das arme, kleine Dörflein bieten konnte.

Sie zogen nach Wien, wo das lohnende Kaufmannsgeschäft blühte, welches Annas Voreltern gegründet. Rudolf wurde hier geachteter und glücklicher Kaufherr; sandte seinem Heimatdörflein bedeutende Summen zur Hebung der Dorfschule und Unterstützung der Armen.

Das lang niedergetretene Glück des lieben Dörfleins erhob sich wieder freundlich und gemüthlich und Rudolf wurde seine Stütze und sein Wohlthäter.

Anna machte es besonders Freude, ihre liebe Luise mit herzlichen Briefen und passenden Geschenken zu beglücken. Luise war nach der Schwieger-



mutter Tode ein fleißiges, geachtetes Hausmütterchen geworden, ihrem Gatten und den Nachbarn lieb.

Auch die edle Frau Elisabeth, Rosa und Cäcilia erfreuten sich bis in ferne Jahre Annas Freundschaft.



## Elisabeth von Marmels.

---

Hab' von meinen Obern den Befehl erhalten, in diesen Blättern niederzulegen, was mich bewogen, den Klosterschleier der heiligen Esopeia zu nehmen; man wundert sich drob — und ich rede nicht gern davon — aber man befiehlt — und ich muß gehorchen.

Ich bin eine Tochter des alten, streithaften Hauses derer von Marmels — und gleiche meinen Ahnen in hoher Gestalt und bräunlichem Antlitz, welches man schön nennt, als wie vom Glanz der Morgensonne beleuchtet; dunkel sind mir Haar und Augen.

Mein Bruder war blond und zart, den Verwandten von Zürich ähnlich, dabei zwei Jahre älter als ich.

Wir hatten das Unglück, unsere Mutter früh durch den Tod zu verlieren; dennoch wurden wir in ihrem Stammhaus aufgezogen, am lächelnden

Zürichsee, wo wir uns munter herumtummelten, unter den Augen alter, treuer Diener, denen uns unsere sterbende Mutter flehentlich anbefohlen hatte, weil sie wohl wußte, daß der Vater (ein streitbarer Mann) nicht nur beständig in die Fehden seines Landes verwickelt, sondern auch noch mit Nachbarn, Verwandten und Untertanen viel Blutiges auszumachen hatte. Ich war, wie schon gesagt, ihm ähnlich an Gestalt und Sinn, und kam mir drum vor, die Tapferkeit sei des Menschen schönste Tugend, und besonders einem Manne von edlem Stande ganz unentbehrlich.

Mit stiller Unruhe betrachtete ich daher meines Bruders zarte, schwache Figur, sein gutes furchtames Gesicht und dachte mit Zorn und Schmerz, wie das gekommen? Ein böser Verwandter aus Vaters Land hätte den jungen Knaben gern tot gehabt, um sich selber in dessen Erbe zu setzen. Er raubte Rudolf und brachte ihn auf sein Bergschloß, wo Gespenster hausten — die ihn erschrecken mußten — bald in Gestalt weißer Frauen — bald als schwarze Männer, die große Kugeln rollten.

Endlich gelang es dem Vater, den Armen zu befreien und dem Better ging's schlimm — er

konnte nun auch die Kugeln rollen hören — in einem kohlschwarzen Gefängniß. —

Wie erschrock ich! da ich Rudolf wieder sah! Er hatte nicht gewachsen — und war jetzt kleiner als ich — sein bleiches Gesichtlein schaute mich furchtsam und wehmütig an. Ich nahm ihn in meine Arme und drückte ihn stark, that bei mir den Schwur: „ihn immerdar zu beschützen — wie ein Mann und Freund.“

Wir begannen nun allerlei, übten uns im Reiten und Waffenspiel, wobei ich der Lehrer, er der Schüler — und war das eine schöne Zeit — denke noch so gerne meines edlen Rosses Leone.

Allgemach traten wir ins Alter der Erwachsenen. Ich sehnte mich jetzt in's Land meines Vaters, zu den großen, ernstesten Menschen, wo Berge und Wälder höher, dunkler und majestätischer waren als in Zürich.

Die streithaften Bewohner der rhätischen Burgen sich gegenseitig beeiferten, wer mir am meisten Ehre erwiese, auf den Kampfspielen zu Chur.

Dazumal pochte mein junges Herz glücklich und übermütig und mein Vater war stolz auf seine Tochter bis — ein schwerer Donnerschlag

des Himmels — ihn zu Grabe führte — und ein noch schwererer — mich mit Sturmeseile zu meinem Bruder rief. — Er hatte mich nicht nach Chur begleiten wollen, weil er heimlich Grauen vor Rhätien empfand, wo er als Kind so sehr gemartert worden. In meiner Abwesenheit hatte er sich unserm vornehmsten mütterlichen Verwandten, Hans von Breitenlandenbergs angeschlossen, mußte an dessen Seite den schweren Krieg mitmachen, welchen Zürich gegen die Eidgenossen führte. — Armer Bruder — das war nichts für dich — zuletzt half er die Burg Greifensee verteidigen. — Wie es da ging — wißt ihr — wie Alle gefangen und zum Tode verurteilt wurden. — Mir dunkelte es vor Augen, als ich die Trauerkunde vernahm.

Und wenn ich gleich meinen Bruder preisen mußte, daß er auch auf diese Weise eines Heldentodes sterbe und mich ein Heldentod immer das Schönste dünkte, was einem Manne begegnen könne, so kam mir das Sterben Rudolfs doch zu unerwartet und zu früh.

Ich that mein Möglichstes, ihn noch einmal zu sprechen, und meinen Zürcher Verwandten ge-



lang es, durch Verwendung des guten Hauptmanns Holzach, meinen Eintritt bei Bruder und Vetter zu erwirken.

Der Kerkermeister führte mich zum Veztern, als dem Vornehmern — da lag der prächtige Hans von Breitenlandenberg in schweren Ketten an feuchter Mauer und war ganz ruhig, so wie der Tapfere auch im Tode sein muß, gab mir väterlich eine gefesselte Hand und sagte mit unterdrücktem Seufzen: „Base Elisabeth, Gottes Dank, daß du kommst! Tu echtes Blut der Marmels und Breitenlandenberg, geh' zwei Schritte weiter — dort liegt dein Bruder — an die Wand geschlossen wie ich. — Tröste mir den — und stärke ihn zum Sterben — es ist eine Schande, wenn sich ein adeliger Mann vor dem Tode fürchtet.“ Damit winkte er mir nach der andern Seite — und ich ging — am ganzen Leibe bebend — und was fand ich da — Rudolf zusammengefauert in seinen Ketten, an feuchter Mauer totenbleich — und wie er mich erblickte — Gott — da weinte er laut und fiel mir um den Hals, daß die Ketten flirrten — und konnte lange nicht sprechen und ich auch nicht, — das war eine Stunde — und

als wir uns endlich ein wenig beruhigt — wollte ich ihm zureden, daß er als Christ und tapferer Ritter von Marmels sterbe.

„Ich habe mir nichts vorzuwerfen,“ schluchzte er, „und sterbe als ergebener Christ — aber mit Zittern, — ich kann nicht anders — das Leben ist mir lieb — ich bin noch so jung — und habe mich fürchten gelernt in der Kindheit, und fürchte mich jetzt — o gute, gute Elisabeth! mache daß ich nicht sterben muß.“ —

So jammerten wir noch lange und all' mein Zureden half nichts. Breitenlandenberg mochte erraten, was wir sprachen, denn er rief mich zu sich. „Elisabeth von Marmels,“ sagte er streng, „nimm die Schmach von deinem Hause — und aus der Verwandtschaft der Breitenlandenberg — du hast den Mut dazu, — geh' wieder zu dem jämmerlichen Hasen und sag' ihm: es sei dir gelungen, ihn frei zu bitten — man werde ihn zwar hinausführen mit den Andern und das Richterschwert über ihm schwingen, um ihn zu erschrecken, nachher aber frei lassen und zu dir bringen.“

Betäubten Kopfes that ich wie Breitenlandenberg befahl — aber Rudolf war untröstlich und

glaubte das nicht — und ich stand ratlos und trostlos vor ihm, — plötzlich kam mir ein Gedanke: — „Nicht wahr, lieber Rudolf, du hast gebeichtet und gebetet, wenn du allenfalls doch sterben mußt.“ „Ja Schwester — ich bin ganz vorbereitet.“ „O mein Rudolf, wenn es mir gelingt, dich frei zu bitten, komm' ich selbst auf den Richtplatz, — stelle mich, wo du mich sehen kannst und trage eine rote Rose im Haar — die sei dir ein Zeichen, daß du frei wirst, wenn du die erblickst — dann sei ruhig — schaue deine Schwester und die Rose an und sei ruhig.“ Er sah auf mich mit dem Blick eines hilflosen aber vertrauenden Kindes, ich küßte ihm die Thränen vom Antlitz, — mit scheinbarer Heiterkeit — während mein Herz brechen wollte, denn ich wußte, es war der letzte Abschied auf Erden. War ich ja doch schon Tags zuvor, geleitet von meinen guten Zürcher Verwandten, bei den Anführern gewesen — selbst bei dem grausamen Ital Reding. Hatte gebeten und geweint und die rauhe Antwort erhalten:

„Man gebe keinen frei — keinen“ — und wollte dennoch nicht weichen — bis mich meine

Berwandten erschrocken hinausführten — weil wir sonst hinausgeworfen worden wären.

Am Abend fand ich mich unscheinbar gekleidet, aber mit roter Rose im Haar auf erhöhtem Standpunkte in der Nähe des Richtplatzes, wo mich die Verurteilten sehen mußten, — ich konnte da stehen — o es ist wunderbar, was der Mensch kann, wenn er will, dunkel erinnere ich mich des grausamen Ital Reding, der vielen weinenden Frauen und Kinder von Greifensee, des Kriegerkreises und der Todesgerichte.

Der prächtige Hans von Breitenlandenbergr wandte den Kopf nach allen Seiten, erblickte mich, — hob grüßend seine noch immer gefesselte Hand und sagte meinem neben ihm stehenden Bruder ein Wort, das ich nicht vernehmen konnte, aber die Wirkung war wunderbar, Rudolfs zusammengesunkene Gestalt richtete sich männlich empor, sein Antlitz wurde belebt und feurig, er war jetzt schön.

Wir blickten einander an und ich sah nur ihn, gab dem schauerlichen Geräusch keine Acht — wenn des Scharfrichters Schwert durch die Luft sauste und wieder Einer weniger wurde, wir unsern treuen Breitenlandenbergr auch nicht mehr sahen.

Endlich mußte Rudolf vortreten, er that es ruhig und schaute immer nach mir, plötzlich sah ich sein Haupt nicht mehr.

Gestorben ist er wie ein Held, mutig und schön, — das hat man mir später gesagt. Niemand wußte, daß ich seinem Tode zugeschaut und warum ich jetzt ins Kloster gehe — noch nicht 20 Jahre alt.

Aber ich weiß, daß ich in der Welt von da an nicht mehr fröhlich sein kann, darum gehe ich.





# Drei Ströme.

---

Es jauchzt der junge Rhein:  
Bald werd' ich groß wohl sein!  
Mein wildromantisch Vaterhaus  
Leb' wohl! ich zieh' in's Leben aus.  
Ich bahne mir durch Schauerluft  
Den Weg in weite, freie Luft  
Und schaue gern mich um im Land,  
Wo einst das Zelt des Lusters stand,  
Wo Vater Athatus' Kriegerschar  
Nach langer Wandrung ruhig war,  
Und einer neuen Heimat Glück  
Sich aufthat müdem Flüchtlings Blick.  
Dort ist es schön! Dort ist es heiter!  
Dort möcht' ich lieber nimmer weiter.  
Dort fühl' ich meine klaren Wellen  
Im stolzen Mut der Jugend schwellen,  
Und Menschenwohnung, Menschenfreude  
Sind dort nun meine Augenweide.

Doch plötzlich tritt ein trübes Bild  
An mich heran, so seltsam wild.  
Vom Berg herab mit dunklem Blick,  
Mit krauser Stirne stürmt voll Tück'  
Ein unheilvoll, unheimlich Kind,  
Das stets gespenstisch Böses sinnt.

Vom Blocksberg\*) kommst, vom Drachensee,  
O Nolla, düstre Bergesfee!  
Mir graut vor deiner Nachbarschaft  
Als ob das Böse mich an sich rafft. —  
Weh'! was geschah hier?  
O Nolla, was machst du aus mir?  
Bin nicht mehr klar, bin nicht mehr gut,  
Ein dunkler Strom voll wilder Wut,  
Ras' ich vorbei  
Mit zornig drohendem Rachegeschrei! —  
„Und Rache wofür?“  
Das fragst du, Mensch, blickst bang nach mir. —  
Wofür? Weil eine dämonische Macht  
In meiner Tiefe sich geltend macht,  
Drum hab' ich meine Ruh' verloren  
Und bin nun auch zum Bösen erkoren!

So rollt die Nolla, mit ihr roll' ich  
Zerstörend fort. Da seh' ich dich  
Du milde, blaue Flut,  
In der des Himmels Auge ruht,  
Du Bergestochter, Albula,  
Die nie die Macht des Bösen sah,  
Die friedlich walt durch blühend Land,  
Jetzt schüchtern naht des Rheines Strand.  
Der Rhein ist dunkel, der Rhein ist trüb,  
Du machst ihn klarer, du machst ihn lieb;

---

\*) Den Bz Beverin bezeichnet die Sage als nächtlichen Versammlungsort von Hexen und bösen Geistern, den nahen Lüschersee als von Drachen bewohnt.

Mein rollend Schwarz wird sanftes Blau,  
Wenn ich in deine Wellen schau'.  
So laß zusammen uns weiter zieh'n!  
Das Böse wird langsam zur Tiefe flieh'n.  
Und kommen mehr helle Gewässer wie du,  
Dann wogen wir ruhig dem Meere zu,  
Versenken in seinen unendlichen Raum  
Den schweren, dämonischen Jugendtraum.



## Andres der Senn.

---

Ein Heinzenberger Senn, großer Andres genannt, vom Dorfe Präz, war ein starker gewandter Ringer, was zu seiner Zeit viel galt. Zwei Rhäzünser kamen auf die Alp zu ihm, um vereint den Starken zu besiegen und durchzuprügeln. Anfangs thaten sie freundlich; Andres merkte aber ihre Absicht, kannte seine Ueberlegenheit und es dauerte ihn, Schwächere zu mißhandeln, wozu es im Ringkampf leicht gekommen wäre. Er wollte die Männer auf gütliche Weise entfernen, ging in den Keller, holte in jeder Hand eine volle, etwa 10 Maß haltende Milchgepse heraus und bot den Fremden freundlich zu trinken. Diese sahen die Leichtigkeit, womit der Senn die schweren Gefäße hinhielt, erschrafen vor der Kraft des Mannes und entfernten sich ohne Ausforderung.

Dies ist das Wahre an nachfolgender Erzählung.

---

Von seiner Alp herab schaute gar sehnsüchtig Andres, der stattliche junge Senn, auf die nahen Maiensätze, wo die Dorfbewohner eben am Heuen waren. Auf eines der schönsten Maiensätze flogen des schönen Andres sehnsüchtige Augen. Dort schwang die Sense, kräftig wie ein Mann, des Sennen Herzliebste. Ach wie gern hatte er das Mädchen, aber nur im Stillen; laut sagte er's nicht, denn sie war ja so reich und so schön, das heißt: reich für den bescheidenen Sennen. Sie besaß keine Millionen, aber vier gutgenährte Kühe, Kälblein, Schafe zc., das hübsche Maiensatz und ein kleines hölzernes Haus im Grünen, Acker genug zu Schwarzbrot für sich, drei kleine Geschwister und den guten Andres, wenn er das Glück gehabt hätte, welches er heimlich so ersehnte, aber — o Je! Hoffnungsloser Liebe Gram hatte indessen den kräftigen Sennen nicht mager gemacht und nicht grämlich. Er tätschelte die eben von der Morgenweide heimkehrenden Kühe freundlich auf die glänzenden Rücken und schickte sich gemächlich und gemütlich zum Melken an. Er hatte ein kindlich freundliches Herz, dieser baumhohe, vierschrotige Senn, der stärkste Jüngling weit und



breit in den zu damaliger Zeit so beliebten Ringkämpfen, wo man sich aus blutigen Köpfen und zerschlagenen Gliedern wenig machte, wenn nur der Gegner zu Boden kam. Dem Andres kam keiner Meister, das war sein Hauptruhm bei seinen Zeitgenossen, dabei that er in seiner Gutmütigkeit dem Gegner nie unnötig weh, schonte die Schwächern, und hatte oft ein herzliches Späßchen bereit, sie von einem demütigenden Kampf mit ihm, dem Stärkern, abzuhalten. Nun aber hatte der stets Meisterbleibende Andres jemand gefunden, der ihm Meister wurde, das war seines verstorbenen Religionslehrers älteste Tochter Anna (Nonna genannt, in der hie zu Land üblichen, romanischen Weise).

Nonna war ein zwanzigjähriges Mädchen, schon seit lange vater- und mutterlose Waise. Von der Mutter hatte sie Häuslichkeit, Bescheidenheit, rastlosen Fleiß geerbt und das hübsche Bauerngütchen. Der Vater war arm, gewöhnliches Loos graubündnerischer Seelenhirten. Es war seine Lieblingsfreude gewesen, seiner ältesten, talentvollen Tochter alle Gelehrsamkeit beizubringen, welche sich der arme Pfarrer auf dürstigen Schulen und

durch Selbststudium angeeignet, selbst sein wenigsz Latein und Griechisch mußte Nonna lernen. Er hatte in seinem einsamen Dorfe keinen nahestehenden Freund, keinen Sohn; so wurde ihm denn die gute, reich begabte Tochter Freund und Genosse bei seinen Studien, die einzige Seele, die seinen nach Weisheit und Wahrheit strebenden, aber durch äußere Verhältnisse niedergedrückten Geist verstand.

Als Vater und Mutter starben, war Nonna 16 Jahre alt, die drei Schwesterlein viel jünger. Sie wurde ihnen eine gute Mutter, lehrte sie kochen, nähen und spinnen, mit freundlicher Liebe und dem ihr eignen rastlosen Fleiß. Sie war darin ganz das Ebenbild der verstorbenen Mutter. Aber sie vertrat bei den Kindern auch Vaterstelle, gab das hübsche kleine Gut nicht in fremde bezahlte Hände, sondern ergriff gleich andern Bäuerinnen Pflug, Sense und Melkstuhl; es ging damit jedes Jahr besser. In Freistunden lehrte sie die Schwesterlein lesen und brachte ihnen nach und nach alle ihre Kenntnisse bei, bis auf Latein und Griechisch. Das ernste Studium ihrer frühen Jugend, der darauffolgende Kampf mit äußern Verhältnissen,

das traurige Verwaisstsein und die damit verbundene Pflicht, für kleine Geschwister zu sorgen, dann die strenge körperliche Arbeit, alles dies gab dem Mädchen ein ernstes, tiefdenkendes, fast männliches Wesen, schon ihrem Außern prägte sich dies auf. Sie war an Wuchs und Bewegung mehr kräftig, als zierlich. Das Antlitz sonnen- und wettergebräunt; aber es war das schöne glänzende Braun der Gesundheit und Jugend. Braun waren auch die Augen, die so viel Ernst, Verstand und Güte aussprachen; Augen, die Achtung forderten und erhielten, wo sie erschienen. Schön war ihr reiches dunkles Haar, die offene Stirn und der frische Mund, der selten lachte, obgleich er die niedrigsten Zähne zu zeigen gehabt hätte. (Eine bei Graubündner Bergbewohnern sehr oft vorkommende Schönheit.) Uebrigens war diese kräftige, ernste, verständige Jungfrau eine echt graubündnerische Erscheinung; nur war sie vom Ernst des Lebens besser erzogen, als dies bei den meisten ihrer Landesgeschwestern der Fall ist. Dieses Mädchen war die stille Sehnsucht des gutmütigen Sennen Andres. Er gab seiner geheimen Liebe nie Worte, aber doch eine Sprache. Nicht etwa, daß er im

Mondschein rührende Lieder bließ auf seinem Alp-  
horn. Er konnte nur lustige Stücke, und bließ  
diese so laut, daß wer daneben stand, sich die  
Ohren zuhalten mußte, denn er hatte eine gute  
Zunge; von fern tönte es aber gar hübsch und schien  
besonders den Rühern gut zu gefallen, die gern  
zur Sennhütte kamen, wenn Andres dort stand  
und bließ; sie erhielten dann Salz und Lieb-  
kosungen aus des Sennen breiter Hand. Seiner  
stillen Liebe aber gab Andres eine andere Sprache,  
als die des Alphorns. Hatte er nicht gerade mit  
der Sennerei zu thun, so machte es ihm Freude,  
den Leuten beim Bergheuen zu helfen. Wer am  
ratlosesten dran war, erhielt des starken Sennen  
uneigennützigige Hilfe. Heute dieser, morgen jener.  
War aber viel Heu einzubringen und Regen nahe,  
dann ging Andres alle Mal auf's Maiensäß, wo  
Konna und ihre Schwesterlein arbeiteten. Burden  
wie Berge flogen alsdann unter seiner Hand von  
der Wiese in den Stall. Selten war ein Regen  
flink genug, dürres Heu zu nassen, wenn Andres  
zur Hilfe da war. Die Arbeit ging rasch wie  
der Blitz; zu liebenden Blicken und Worten nahm  
sich der liebende Senne keine Zeit. War aber

das Heu eingebracht, prasselte der Regen auf das Strohdach, ruhte der müde Helfer bei den kleinen Geschwistern auf duftendem Heu und brachte die dankbare Nonna das beste Gericht aus der kleinen rauchigen Berghütte, dazu eine Flasche alten Beltliners, zu besonderen Anlässen noch seit des Vaters Zeiten gespart: Dann loderte die Liebe hell auf in des Jünglings bescheidenem Herzen. Aber eben weil dieses Herz ein so bescheidenes war, sprach die Liebe nicht mit der Zunge, nur mit glänzenden, treuherzigen Augen. Nonna mochte diese Augensprache wohl verstehen, beantwortete sie aber nicht, ihre Blicke blieben freundlich, ruhig und klar wie immer; während sie emsig ein weißes Tüchlein auf das duftige Heu breitete, die hölzernen Teller mit goldgelbem Tatsch und Rindfleischschnitten daraufstellte, als herzliche Wirtin vom alten Beltliner einschenkte und sagte: „Nun laßt Euch's schmecken; wie habt Ihr gearbeitet! das schöne Heu wäre uns ganz naß geworden, wenn Ihr nicht geholfen.“ „O möchte sie mir du sagen! dachte Andres, wie's Brauch ist zwischen uns Knaben und Mädchen im Dorf, aber die Jungfer Pfarrerin ist eine gar ernsthafte und gelehrte



Person, zu der unferneins nicht hinschauen darf." Laut setzte er hinzu, dem Mädchen das Glas reichend: „Thut mir doch Bescheid, Jungfer Nonna.“ „Euer Wohlsein,“ sagte sie freundlich, hob das Glas an den rosigen Mund und reichte es wieder dem Jüngling. Der trank mit entzücktem Lächeln an der Stelle, wo Nonna's Lippen geruht; tränkte dann die Kleinen, denen der seltene Wein gar prächtig gut vorkam zu ihrem Stücklein Tatsch. Dann mußte Nonna auf's Neue Bescheid thun, Andres Augen baten so herzlich, und er trank ihr wieder so freudeglühend nach, daß auch die Jungfrau errötete und ein leises, schönes Lächeln ihr ernstes Antlitz übersflog. Es war ein Himmelsmahl für den Sennen. Die müden Kleinen hatten sich Bettchen im Heu gegraben und waren eingeschlafen, daneben saß Andres mit seinem freudespendenden Glas, ihm zur Seite Nonna, gar fleißig an einem Strumpf strickend, die Augen nachdenkend, und mit einer bei ihr seltenen Schüchternheit, niedergeschlagen, die Wangen rosiger glühend, das ganze Antlitz glänzend; es schimmerte ein Ausdruck tiefer, freudiger Rührung auf ihm, deren Ursache sie vor sich selbst geheim halten wollte,



und noch weit mehr vor Andres. Der Regen rauschte in Strömen auf das schirmende Stalldach und machte es nur um so heimeliger drinnen. Zwei hübsche Kaninchen naschten in der Tenne die Halme zusammen. Die Katze schnurrte behaglich auf dem Heu neben Nonna. Oben in der Dachlücke suchten Vögelein Schutz vor dem Wetter. Es war so traulich, so lieblich in diesen vier hölzernen Wänden. Des Jünglings Herz war so warm, so selig, so voll, aber es wallte nicht über; es war eben ein graubündnerisches Herz, in Alpenluft stark und ruhig geworden; ruhig bis zum Phlegma, und stark im Tragen und Entsagen, wenn Verstand oder Rechtsgefühl etwas anders sprachen, als das Herz. Es kam ihm vor, daß seine Liebe eine kaum, vielleicht gar nicht erwiderte sei. Wohlhabende Bauernsöhne warben um dieß allgemein geliebte Mädchen, und er war arm — konnte ja von nichts anderm sprechen, als von Rügen und Ringkämpfen, und Nonna redete wie ein Pfarrer, sogar besser, meinte Andres seufzend, als der junge Ser Berent (Herr Pfarrer), der Nonna gar gern zu seiner Frau Pfarrerin gemacht hätte, was den Mädchen damaliger frommer Zeit als eine

Reiter zum Himmel erschien, und Nonna noch besonders lieb war aus dem Grunde, weil das Pfarrhaus die Heimat ihrer Eltern und glücklichen Kindheit gewesen, so daß es den Anschein hatte, der junge brave Pfarrer steche die ebenfalls braven Bauernsöhne bei ihr aus. An den armen Sennen dachte niemand, als vielleicht Nonna selbst im geheimsten Innern ihres Herzens, es zog sie eine stille Sympathie zu ihm, die sie aber sorgfältig verbarg, weil sie ihr nie nachzugeben dachte.

Wie heute, liebend und es verschweigend, war Andreß schon oft neben Nonna gefessen. Liebend und still wie immer entfernte er sich auch diesmal, als ihn seine Sennenpflicht zur Alp zurückrief.

Tags darauf kam ihm dort ein Besuch, zwei Männer aus dem tiefen Thal wollten sich mit dem gefürchteten Ringer messen, ihn im Fall des Sieges, woran sie gar nicht zweifelten, halb tot schlagen; das war damals so Sitte. Niemand wehrte solche täglich vorkommende blutige Ringkämpfe; der Sieger war dann der gefeierte Held des Tages, der Besiegte wusch sich den zer schlagenen Kopf mit Brauntwein und ging wieder seinen gewöhnlichen Geschäften nach.

Mit Andres thaten seine Besucher diesmal gar freundlich, wollten ihn mit Falschheit locken, um ihn desto leichter in die Falle zu bringen. Der Senn trat ihnen mit seiner gewöhnlichen ruhigen Herzlichkeit entgegen, durchschaute aber bald ihre wahre Absicht. „Soll ich mit ihnen ringen?“ dachte er, „die hab’ ich bald z’Boden, aber die Schwefelhölzer dauern mich doch, könnt’ sie übel traktieren, wenn ich hitzig werde, und das werd’ ich diesmal, ich merk’s, wo man so falsch und zu zweien auf mich loskommt! Will probieren sie in Gutem fortzubringen.“ Er ging in den Keller, holte zwei volle, 10 Maß haltende Milchgepffen heraus, trat zu den Fremden und sagte freundlich: „Mögt Ihr trinken? ’s ist heut ein heißer Tag, werdet durstig sein.“ Leicht, als ob’s Federn wären, hielt jede seiner Hände eines der schweren Gefäße hin; die prächtige, hohe Gestalt stand so frei und ruhig da und ein kindlich schalkhaftes Lächeln brach aus den glänzenden Augen. Ueberrascht und erschrocken schauten die Fremden auf den Alpenriesen, tranken ein wenig gar zimperlich, dankten höflich und marschierten zur Hütte hinaus und bergunter. „Tonder!“ sagten sie, als sie sich endlich in ge-

Höriger Entfernung und Sicherheit glaubten, „daß ist ein Kerl! in jeder Hand eine volle Geyse halten; der hätt' uns mit solchen Fäusten zu Brei geschlagen, wenn wir ihn angepackt; gut, daß wir uns fortgemacht, eh's eine Ausforderung gab zc.“ Andres lachte den Fliehenden herzlich nach, viel wurde darüber gescherzt in der Alphütte, und bald drauf drunten in den Maiensäßen, wo auch Nonna davon hörte und großes Gefallen an Andres Betragen fand. „Daß muß ich ihm sagen, daß er sich schön benommen hat, das erste Mal, wenn ich ihn sehe,“ dachte sie. Diese Gelegenheit wurde ihr auch unversehens eines Morgens, wo der Himmel klar und herrlich war.

Heute gibt's gutes Heuwetter, dachte Nonna, muß früh mähen gehen. Mit einem frommen Morgengebet erhob sie sich von ihrem Heulager, richtete ihren einfachen Anzug, den blauen, selbstgewobenen Rock, die gestreifte Schürze und die weißen Hemdärmel zurecht, nahm die blanke Sense auf die Schulter und ging hinaus zur Wiese. Vorerst aber hielt sie noch bei ihrem Spiegel und Toilettentischchen still, um die klaren Augen noch klarer zu waschen und das Haar zu flechten.

Dieser Spiegel war die glänzende ruhige Alpenquelle, in ihrem Rahmen von weichem Moos und üppigem Heidekraut. Noch war die Sonne nicht aufgegangen, der majestätische Kranz silberhäuptiger Berge ringsum erglühte im ersten Morgenrot. Ein weißer durchsichtiger Nebelflor lag über dem Rhein tief drunten im Thal, und ebenfalls vom Thal klangen andächtig frühe Morgeng'ocken empor zur hehren grünen, tauperlengeschmückten Alpenwelt, wo die blühende Jungfrau am Quell kniete, ihr braunes freundliches Antlitz badete und das reiche Haar wie ein dunkler, glänzender Schleier sie umwallte. Eben wollte sie's in Flechten ordnen, da schaute sie erschrocken zum Hügel hinter dem Quell; dort trat ein Mann hervor, es war Andres. „Guten Tag, Jungfer Nonna!“ sagte er warm, „stör ich? will gleich gehen.“ Aber er ging nicht. Die Stillgeliebte kam ihm heut so schön vor, weil sie nicht ernst und ruhig wie sonst, sondern bei der Ueberraschung hold errötend, in lieblicher, mädchenhafter Verlegenheit vor ihm stand. Sie strich das wallende Haar zurück und sagte bescheiden: „Guten Tag, Andres, von wannen kommt Ihr so früh?“



„Von den innern Weiden,“ antwortete der Senn, „hab' selber nachschauen wollen, wie's die Hirten dort mit dem Vieh machen; 's gibt schön Wetter heut, könnt ich Euch vielleicht auch helfen mit dem Heuen? so eine Stunde oder zwei im Zwischentäfen.“

„Danke,“ sagte Nonna freundlich, „hab' den Nachmittag nur wenig einzutragen, will mich an's Mähen halten, damit es morgen was gibt.“ Sie nahm die Sense zur Hand, als ob sie gehen wollte, während Andres noch immer bei ihr stand, es kam ihm schwer, das liebe Mädchen mit der rauchigen Alphütte zu vertauschen. Eine verlegene Pause entstand im Gespräch der Beiden. Endlich erhob Nonna mit ungewöhnlicher Freundlichkeit ihre klaren Augen zum Jüngling. „Vorgestern, Andres, habt Ihr Euch gar schön benommen gegen die beiden Rhäzünser.“ Nun kam die Verlegenheit an Andres, er lächelte und errötete wie ein Kind, welches die Mutter lobend und streichelnd vorstellt. „Wißt Ihr's auch schon,“ stammelte er freudig befangen, „'s war besser so, was hätt's mir genützt, die armen närrischen Burschen zu prügeln?“

Leuchtenden Blickes sagte Nonna: „Das ist

eben das Schöne, wenn der Starke schont und vergibt. Und," fügte sie mit herzlichem Lächeln bei, „dann habt ihr's auch so fein angefangen, ich hätt' euch solches nicht zugetraut.“ „Was, haltet ihr mich für einen Tropf?“ erwiderte Andres, ebenfalls gutmütig lächelnd; „das ist böß von euch, aber ich verzeih's von Herzen, da habt ihr meine Hand drauf.“ Er reichte ihr mit schalkhaftem, liebewarmem Blick die breite Rechte. Donna ließ ihm ihr braunes, schwieliges Händchen; die Reize, rot und verlegen zu werden, kam nun wieder an sie, besonders als sie des Jünglings innigen Händedruck fühlte, und sein Blick fragend und bedeutungsvoll lange, lange auf ihr ruhte. Glühend wie eine Alpenrose, machte sie sich los; „denk', muß mähen gehen, 's ist Zeit," sagte sie kaum hörbar und ging gesenkten Auges. Aber ein schüchterner, wunderlieblicher Blick entwichte doch auf Andres. „Die ist heute freundlicher als sonst," murmelte dieser, „wenn der Spaß von vorgestern sie freundlich gemacht hat, kann ich den Rhäzünsern noch danken, daß sie gekommen sind und mich prügeln wollten.“

Lange schaute er dem Mädchen nach, das nun eilig in einiger Entfernung mähte. „O du Liebe,

Liebe; wenn einmal doch mein Weib würdest!“ Seine Pflicht rief ihn wieder zur Alp, wo er den ganzen Tag nachsinnend lächelte, was er auch arbeiten mochte, so daß ihn die Hirten verwundert anschauten. Mehr als je behielt er nun Nonna's Maiensäß im Auge, bewachte ihn beständig von seiner Alpweide aus. So auch in sinkender Nacht, wo er selber die Viehherde hüten half, ganz nahe bei den Maiensäßen. Es war eine wundervoll klare Mondnacht, ein feierlicher Glanz lag über der Alpenwelt, ausströmend von Millionen Sternen und dem im Vollmond leuchtenden Firnenkranz. Andres dachte aber nicht an die silbernen Firnen und wohl kaum an die Sterne. Der dunkle Stall dort unten, wo sein Liebsteß auf Erden schlummerte, nahm sein Herz so sehr in Anspruch, als es bei einem treuen Graubündner Eennen nur möglich war, dem die glöcklein-läutende Herte sonst über alles geht. Die Hirten jauchzten, jodelten und alphorneten. Andres jubelte fröhlich mit. Drunten in den Maiensäßen ging auch lustiges Leben an; die durch uralten Brauch geschützten Abend-Hengerte begannen. Des Berges kräftige Jünglinge, Müdigkeit nach des Tages Last nicht achtend,

zogen von Stall zu Stall, wo während der Zeit des Bergheuens ganze Familien auf ihren frischen Heustöcken schliefen, meist in den Kleidern des Tages, über die sie ein Heutuch schlangen. Der alte Großvater hatte etwa noch ein Kopfkissen und eine Decke. Ebenso das kleine Poppi, das, der Liebling und die Bewunderung von Alt und Jung, an der Mutter Seite schlummerte. Drunten im Viehstall lagen Milchkuh und Zugmäße auf gleicher Britze beieinander. In einem Chrommen in der Ecke grunzte das Schweinlein; mager bei einer miserablen, gut genährt bei einer wackern Hausfrau; und so weit als möglich von den andern Tieren entfernt, sädelten die furchtsamen Hühner, unter denen der Hahn sich besonders wichtig hervorthat, als unentbehrlicher Morgenwecker der Mähder. Auch der treue Hund war mit der Familie heraufgezogen aus dem nun so einsamen Dorf und übte hier oben seine gewöhnliche Nachtwächterpflicht, die ihm etwas mühsam wurde, wenn der Stall einem mit Töchtern gesegneten Vater gehörte. Denn da machten die Hengert-Knaben Halt. Und je nach ihrem Charakter oder dem Respekt, den sie vor den Stall-

bewohnern hatten, gab's entweder ein Thürgepolter oder ein leises, höfliches Anklopfen. Im erstern Falle kamen gewöhnlich Vater und größere Buben mit Stecken und Dachlatten hinter die Ruhestörer her. Selten gab's ernsthaften Streit, öfters ein derbes Necken und Auslachen der armen schlaftrunkenen Verfolger, und die mutwilligen Ruhestörer zogen jauchzend und jodelnd weiter.

Im Falle höflichen Anklopfens aber strichen sich die Mädchen die Heublumen aus dem reichen Haar, ordneten ihren Anzug, während der Vater ehrbarlich das Stallthor öffnete, und die Mutter, das aufgeweckte, schreiende Kleine beruhigend, Teil an der nun geführten Unterhaltung nahm; mütterlich besorgt lauschend, ob der Besucher auch ein Guter und ein Reicher sei, ob er nur zur Kurzweil komme, oder aus rechtem Ernst, und ob sie etwa schon beim Meister Schreiner eine schöne neue Trucke bestellen müsse, zu baldiger Aussteuer der Tochter.

Nonna hatte sich solche Hengerte fern zu halten gesucht, nicht weil sie dieselben für unsittlich hielt. Bei dem nüchternen Alpenvolk, besonders bei den brävern Jünglingen und Jungfrauen, waren sie



dies nicht. Nonna aber hatte keine Eltern, welche die Gespräche solcher Besuche mit ihr teilen, sie allenfalls drinn beraten konnten. Sie hatte vielmehr die Pflicht, selbst als vater- und muttergleiche, würdige Persönlichkeit dazustehen vor ihren kleinen Schwestern. Drum vermied sie die gewöhnlichen Mädchenschäkereien, wenn sie auch unschuldig waren. Einem andern hübschen Mädchen wäre es nicht leicht geworden, den Dorfknaben die beliebten Hengerte abzusagen. Aber Nonna übte eine geistige Macht über ihre Landsleute aus, der niemand widerstand. Es lag ein solcher Ausdruck von Herzensreinheit und festem Charakter in jedem Wort, in jedem Blick von ihr.

Andres wußte das alles, drum wunderte und beunruhigte es ihn, was denn heut Nacht das schwärmende Volk um ihren Stall herum zu bedeuten habe. Er überließ die Rüche den Hirten, ging näher und erblickte die fremden Zimmerleute, welche den Sommer über bei einem Bauer des Dorfes gearbeitet. Heute hatten sie den Abschiedstrunk gehalten, noch sturme Köpfe davon, und schwärmten und polterten nun auf den Maiensäßen herum.

Nonna auf ihrem dufenden Heulager, neben

den Schwesterlein ruhend, konnte trotz des mühevollen Tages nicht schlafen. Der Austritt von heute Morgen an der Quelle hielt sie wach. War Andres nicht ein braver, treuer Mensch und hatte sie so lieb. Heute Morgen sah sie's am deutlichsten. Und auch sie hatte ihn so lieb, sie konnte sich's nicht mehr verbergen. Aber der junge Pfarrer mit seinen schönen Reden und Büchern, und dem geliebten Haus ihrer Kindheit. Und der brave, reiche Bauernsohn, dem ihre Verwandten sie dringend zu verloben wünschten. Es gab nun auch bei ihr das in solchen Fällen gewöhnliche Mädchenseufzen, Nachsinnen und nicht mit sich selber einig werden, bis rauhe Stimmen vor dem Stall ertönten, derbe Fäuste an die Thür polterten. „Ach Gott!“ flüsterte Nonna erschreckt, „wer thut mir das?“ Sie lauschte lange. Hörte Andres mit gebieterischem Tone die Klopfer wegweisen, hörte, wie ein Wortstreit geführt wurde, von Worten kam's zu Thätlichkeiten. Andres hieß nicht umsonst der starke Ringer. Er hatte es versucht, die betrunkenen fremden Zimmerleute auf gütliche Weise von Nonna's Stall wegzubringen. Als dies nicht gelang, die Ringereien begannen, kam

er so in sein Element hinein, daß er die mehrzähligen Gegner nicht achtete. Seine Augen flammten, seine gewaltige Gestalt riß einen um den andern zu Boden. Da nahm einer hinterlistig ein schweres Stück Holz auf, schlug es Andres um den Kopf mit den Worten: „Da hast eins, starker Dchz.“ Der Senn stürzte nieder, wie eine vom Blitz getroffene Eiche, das Blut strömte aus großer Kopfwunde. „Der ist kaput!“ brüllten die Betrunkenen und stürmten davon.

Nonna hatte dem Lärm gelauscht, Andres Stimme vernommen, aber den Hergang der Sache kannte sie nicht. Tiefe Betrübniß erfaßte sie, daß auch der Stillgeliebte einer dieser Nachtbuben sei. Sie sah durch die Stalllucke die Streitenden fliehen und Einen bewegungslos am Boden liegen. Erschrocken sprang sie hinaus zum Verwundeten. Das Mondlicht fiel auf Andres bleiche Züge und geschlossene Augen. Nonna, mit den Folgen der damals oft vorkommenden blutigen Schlägereien bekannt, verband gefaßt und geschickt die Wunde, neigte Schläfe und Mund des Betäubten mit frischem Quellwasser und bettete ihm den blutenden Kopf hoch auf ihren weichen Arm.

Langsam erholte sich der Kranke, so liebend und sorglich verpflegt. „Kommt herein auf's Heu, Andres, da im Grase ist's feucht.“ Sie unterstützte seinen wankenden Schritt, und hatte ihn bald bequem auf den Heustock gebettet. Lang saß sie neben ihm. „Thut's euch sehr weh?“ fragte sie weich. „O nein,“ sagte Andres matt, aber heiter, „'s macht nichts, hab' solches oft gehabt, aber heiß ist mir der Kopf, leg' deine kühle Hand drauf, Nonna. So ist's gut, du Liebe, 's wird nun bald besser.“ Und er wurde auch allgemach munterer, und schaute mit unbeschreiblichem Ausdruck in seiner Pflegerin schönes mondscheinbeglänztetes Gesicht, so daß sie sich endlich tief errötend abwandte und verlegen sagte: „Aber Andres, wie konntet ihr nur Streit aufangen vor meinem Stall, mich dadurch in Angst und vielleicht in schlimme Nachrede bringen.“

„Ich hab' nur die betrunkenen Zimmerleute wegjagen wollen,“ sagte Andres matt und ruhig, „hab' heut Nacht in der Nähe gehütet.“

„Ich glaub' euch, ihr könnt nicht lügen,“ erwiederte Nonna und schaute ihm treuerzig in die Augen. „Ach Gott! wie seid ihr so bleich.“ Eine

Thräne, hell wie der Silberstrahl des Mondes, der sie beglänzte, fiel von der Jungfrau Wange.

Mit inniger Liebe schaute der Jüngling die Weinende an, so daß sie auf's Neue errötete und ihre Gefühle verbergen wollte. „Andres,“ sagte sie schnell, „jetzt, wo ihr krank seid, lasse ich euch recht gern bei Nacht in meiner Wohnung, aber sonst — was würden die Leute sagen? hab' mich bisher so stolz gestellt, ich mußte es freilich, habe ja keine Eltern mehr.“

„Laßt mich für euch und die kleinen Schwestern sorgen wie ein Vater,“ sprach der Jüngling feierlich, und leiser fügte er hinzu: „O sag' nicht nein, Nonna, ich hab' dich so lieb.“

Nonna barg ihr Antlitz in die Hände und schwieg lange. Als sie endlich wieder aufblickte, leuchteten ihre Augen in schöner frommer Berklärung. „Ich hab' soeben stille um Gottes und der Eltern Segen gebeten,“ sagte sie und reichte ihm die Hand.





# Zwei Wildmannli-Sagen aus Graubünden.

---

## 1. Babeli.

Babeli war eine Tochter des stillen, grünen Alpenthales Safien, des Thales, dessen Jungfrauen, trotz der Bergluft, so weißen Antlitzes, blond und blauäugig sind.

Babeli war weisern Antlitzes, als alle andern, sein Haar hatte ein goldneres Blond, seine Augen ein reineres Blau und einen holdern Blick. Die Jünglinge des Thales wußten noch wenig von Babeli, denn es war gar jung, und wohnte mit der Mutter auf dem abgelegenen Hofe Ober-Samana. Dort trieben die beiden Frauen ihren im Thale üblichen Beruf, die Feld- und Alpenwirtschaft. Babeli war die Pflegerin des Viehes, die Arbeiterin der wenigen Wiesen, die nicht abgeweidet wurden und rund die hölzerne Wohnstätte

umgaben. Mutter Stiuna besorgte unterdeß die ziemlich beträchtliche Käferei und den kleinen, einfachen Haushalt.

Kurz, aber schön ist der Sommer in jenem Hochthale. An einem dieser sonnenhellen Tage, wo die Alpen so duftig grünen, die Alpenrosen so glühend winken, die Herdenglocken so fröhlich läuten, stand Babeli auf der Wiese neben seiner Hütte, die Sense in der Hand, während die naheliegende, zur Weide bestimmte Flur, der Tummelplatz der Herde war. Die glatten Tiere prangten heute in ihren hellsten Flecken, die Babeli ihnen zu Ehren des schönen Morgens angehängt. Auch sich selber hatte das Mädchen geschmückt, mit dem weißesten Hemde seiner eigenen Bleiche, dessen faltige Aermel und hübsche Halskrause dem einfachen Anzuge ein nettes Aussehen gaben. Die reichen goldblonden Flechten umrahmten im Kranze das Blumenantlitz mit den wunderfreundlichen blauen Sternen, die Babeli so liebevoll auf seine Kühe und Kälblein gerichtet hatte, von denen allein es sich gesehen wähnte.

Aber es irrte sich. Hinter einem der vielen herumgesäeten, mitunter sehr großen Felsstücken barg

sich ein Zuschauer und Bewunderer der schönen Mähderin und Hirtin.

Es war einer jener rätselhaften Bewohner des höchsten Gebirges, „Wildmannli“ genannt.

Ob's Menschen waren? ob Berggeister? ob sonst eine Art menschenähnlicher Wesen? die Hirten des Thales wußten es nicht und erzählten sich allerlei Abweichendes von diesen seltsamen, in Felsenhöhlen wohnenden Geschöpfen. Dem einen erschienen sie tiefern Geistes als Menschen — Propheten, Wettermacher und zauberhafte Heilkünstler. Der andere fand diese kleinen, dunkelfarbigen, blitzschnellen Wesen blödsinnig, nur durch Gestalt und Sprache an Menschen erinnernd. Kurz, abgebrochen und rätselhaft war die Rede der Wildmannli, man konnte sie kindisch nennen oder albern, aber es lag oft ein tiefer Sinn darin, der sich erst später enthüllte. Daneben waren sie schalkhaft, doch nur selten böshaft und rachsüchtig, oft auch sehr gutmütig und dienstfertig.

Das Wildmannli, welches heute Babeli bewunderte, war ein kleines Ding, wie alle seine Brüder, viel kleiner als das hoch und schön aufgeschossene

Babeli; war flink und bräunlich, hatte krauses, fohlschwarzes Haar und fohlschwarze Blitzäugelein, die ganz besonders glänzten und wie traurig waren, wenn sie Babeli anschauten; dann wandten sie sich minutenlang von der herrlichen Jungfrau und fielen in den Wasserspiegel einer nahen Quelle. Ein Schauder schien Wildmannli da zu durchrieseln, als es seine eigene, kleine schwarze Gestalt betrachtete; es flüsterte wie verzweifelnd: „Sie Tanne und ich Staude — sie Blume und ich Heuschreck — sie Honig und ich Galle.“ Dann sprang er mit einem Satz hinter dem Steine hervor, hinab zur hölzernen Wohnhütte und richtete seine flehenden Blicke schmerzlich empor zum schönen Babeli. Dieses aber schrie laut auf, ließ die Sense fallen und floh in die Hütte.

„Ei, du Gauch!“ schalt Mutter Stinna, die in der Hausflur, die zugleich Küche war, kasete. „was springst so? und rennst mir fast den Kessel um, das möchte sich verleiden, wegen des wilden Mannli draußen.“

Mutter Stinna war eine jener gutmütigen, aber aufbrausenden, derben Naturen, die gegen jedermann gutherzig, aber oft unzart sind und

sich selbst am meisten dadurch schaden. In Berglust und Einsamkeit ergraut, war sie eben ihrer Natur treu geblieben, hatte sich weder beherrschen, noch verstellen gelernt. Drum stieß sie erst ein helles Lachen aus, als sie Wildmannli, von Kummer und Zorn verzerrtes Gesicht erblickte, wie es ihrem Babeli nachstarrte. Dann aber bekam die Gutmütigkeit die Oberhand und mit der in ihrer patriarchalischen Heimat herrschenden Gastfreundschaft lud sie Wildmannli in die Hausflur zur Schotten- und Ziegermahlzeit; Wildmannli aber sagte mit immer noch sehr mürrischer und verstörter Miene: „Trei' ich unter's Dach, so regnet's!“

„Ei was, regnen,“ erwiderte Stinna, „es ist ja das schönste Wetter! kommt doch herein und eßt! schaut, die Schotte ist schön grün und lauter, und der Zieger weiß und zart. Kommt doch! ei so kommt doch! und laßt euch nicht so nöten!“ Dabei zog sie das Mannli mit ihrer derben Freundlichkeit über die Schwelle. „Trei' ich unter's Dach, so regnet's!“ sagte er wieder, aber diesmal mit weichem, wehmütigem Tone und schaute sehnsüchtig nach der Thür, wo vorhin Babeli sich ge-



flüchtet. „Da habt ihr den Löffel und eßt!“ drängte Stinna und reichte ihm einen tüchtigen hölzernen Schöpfer.

„Aber was ist das!“ rief sie, an die Hütthür tretend, den Himmel auf einmal voll Regenwolken sehend, „und wir haben heute das beste Heu abgemäht!“ „Hab' gesagt, es regnet!“ seufzte das Mannli trüb.

„Ja, kleiner Lump! hast's gesagt und den Regen gemacht!“ schrie Stinna in ihrem Zorne, den sie nie beherrschen gelernt hatte. Im Winkel lehnte an langem Stecken der ruhige Ofenwisch, ihn ergreifen und auf das Mannli loszuschlagen, war bei Stinna das Werk eines Augenblicks. Das kleine mißhandelte Geschöpf floh mit durchdringendem Geschrei und schwang sich auf jenes hohe spizige Felsstück, wo es sich zuerst verborgen. Von dort herab rief es Stinna drohend zu: „Wart' di ärgert's!“ und verschwand.

Der Regen hörte augenblicklich auf und lange blieb heißes, dürres Wetter. Es entstand im Thale eine große Trockenheit. Frau Stinna war am Sonntag auf den Platz hinunter zur Predigt gegangen und hatte die Geschichte mit dem Wildmannli

erzählt. Nun hieß es bald allgemein: „Die rauhe, unmanierliche Stinna ist Schuld am Regenmangel! Sie hat 's Wildmannli geärgert!“

Als die Dürre fort dauerte, bezannen die Thalbewohner Stinna arg zu bedrohen, so daß sie's geratener fand, in die Berge zu fliehen.

Das liebliche Babeli hatte jetzt böse Tage. Es trug der Mutter das Essen in ihren Zufluchtsort und zitterte für sie, denn immer unheilvoller klangen die Verwünschungen der schwer bedrängten Hirten, deren Vieh auf dem ausgebrannten Boden endlich nicht mehr weiden konnte. Hungertod drohte den Herden.

Als einmal Babeli an einem brennend heißen Tage wieder mit dem Eßkörblein zur Berghöhle schlich, wo die Mutter versteckt war, folgten ihm die Männer des Thales so eilig, daß das erschrockene Mädchen nicht entfliehen konnte. Raub wurde ihm das Eßkörblein entrißen und geboten: der Mutter fortan keine Speise mehr zu bringen, denn wenn das Vieh verhungern müsse, solle diejenige, welche dran schuld sei, es gerade zuerst.

Da weinte Babeli und bat für die Mutter mit all der rührenden Kindesliebe, Unschuld und

Schönheit, die ihm zu Gebote standen. Die Hirten wurden tief bewegt, aber der Vornehmste unter ihnen sagte:

„Wir möchten dir, gutes Kind, den Kummer gern ersparen, allein es ist nicht anders möglich, deine Mutter muß durch ihren Hungertod das wilde Mannli versöhnen, damit wir nicht alle vor Durst verschmachten.“ „Es muß so sein!“ riefen die Hirten.

Babeli weinte und bat auf's Neue. Da begann Rudolf (unter den Jünglingen der Edelste und Schönste): „Jungfrau, die du so schmerzvoll und lieblich bittest, daß mir das Herz drüber bricht, weil ich dir nicht helfen kann, geh' an den Ort, wo du 's erzürnte wilde Mannli zum letzten Mal gesehen, und bitte, wie du uns bittest, so muß es verzeihen!“

Da kletterte das schöne Babeli auf den hohen Felsstein, es kletterte mühsam, denn es war sehr schwach geworden vom Kummer und der kindlichen Angst. Dort oben kniete es und war so bleich, keine einzige Alpenrose blühte mehr auf den Wangen; um den holdseligen Mund, halb aufgelöst, wogte das herrliche Goldhaar nieder; Babeli

wollte seine Bitte aussprechen, aber es konnte nicht, Thränen auf Thränen flossen aus den blauen Augen und rollten wie Tautropfen den Stein herunter bis auf den dürren Boden.

Nun erschien das lange nicht mehr gesehene wilde Mannli wieder hinter'm Stein. In seinen Blitzäugelein perlte es, als ob Babelis Thränen hineingefallen wären. War lieb und weich war sein Blick und klang seine Stimme, als es der frommen Tochter zurief: „Schau, 's regnet! bist g'segnet!“ Wieder verschwand es. Aber ein herrlicher warmer Regen strömte drei Tage lang, Gras und Blumen sproßten üppig, wie nie.

Aus den schönsten unter den letztern erhielt Babeli von unbekannter Hand einen Kranz an seinem Verlobungstage mit dem schönen Rudolf, welcher die verbannte Mutter mit der Sorgfalt eines Sohnes aus der Felshöhle geholt und sie der glücklichen Tochter in die Arme geführt hatte.

„Wer hat den Kranz geflochten?“ fragte Babeli ihn bewundernd, „er ist so herrlich gewunden, und die Blumen in Farben prangend, wie ich noch keine gesehen.“

Da huschte etwas leicht, wie ein Schatten über die Flur, wo die Verlobten saßen. Babeli schaute aufmerksam hin.

„Armer Kleiner!“ seufzte es und drückte den Kranz auf sein Goldhaar.

„O wie schön!“ riefen die Gespielen, „wer hat doch den Kranz gewunden?“

## 2. Heinz und Maria.

Sie lebten zur Wildmannli-Zeit in ihrem stillen, sonnigen Bergdörflein, ein altes Ehepaar, das durch seine Liebe sprichwörtlich geworden. Diese Liebe war das einzige Glück der guten Leutelein; bitterarm, fast zum Betteln, krüppelhaft und häßlich, mußten sie trübselig durch's Leben schleichen; sie wohnten aber dennoch gemütlich und friedlich in ihrer baufälligen Hütte, von Hollunderbüschen umgrünt und umschattet, deren Zweige sich grüßend auf das Bretterbänklein neigten, wo Maria spann und der franke, lahme Heinz sich am Sonnenschein und frischer Luft erlabte, daneben zur Kurzweil die kleine schmeichelnde Kaze



hätſchelte und mit ſeinem zurückgelegten Morgenbrote fütterte. Auch Maria mußte oft mit dem Spinnen inne halten und die Kaze bewundern. Noch mehr nahmen ſie aber ihre beiden Hennen in Anſpruch: „Waß daß für prächtige Hennen wären, und ſo viel Eier legten,“ meinte Maria. Sie bekamen aber auch ſo guteß Eſſen, alß die armen Leute ſelber hatten, und durſten im Winter in der Stube unter dem Ofen wohnen, die Kaze aber auf dem Ofen. Dieſer lieben Armut waren die drei Tierchen Freunde und Hausgenoſſen, und d'rum auch ſo zahm und zutraulich.

Troß Maria's Spinnen mußten ſie zeitweiße betteln gehen, da der krüppelhafte Heinz arbeitsunfähig war. O wie gern wären ſie zuſammen um's liebe Almoſen ausgegangen, aber Heinz konnte nur ſchwerfällig fortkommen und wenig tragen, weil die rechte Hand die Krücke führen mußte. So blieb er denn, daß „Gottßwillen Mannli“ ſeiner Dorfnachbarn, indes Maria, mit einem großen Sack und der Geduld der Liebe außſtaffiert, von Hof zu Hof zog, ihr Geſpinnſt bei den Bäuerinnen anbrachte, und zugleich für ihren Heinz bettelte.

Groß war der Kummer der guten Leutchen, wenn sie auf diese Weise für einen ganzen Tag voneinander scheiden mußten. Da gab es Thränen und Küsse, über welch' letztere die mutwillige Dorfjugend lachte, denn häßlich waren die beiden sehr. Maria blatternnarbig, Heinz einäugig und lahm. Drum machte ihre unverhehlte, einfältige Zärtlichkeit der Jugend vielen Spaß, und lockte wohl gar Zuschauer an die niedern Hüttenfenster.

So guckten denn die Kinder eines abends durch besagte Fensterlein. Maria stand in der Küche am Herd. Sie war eben von einer gewaltigen Wanderung zurückgekehrt. Ihr großer, gefüllter Bettelsack lehnte an der Herdplatte. Die müde Heimgekehrte erwartete sehulich ihren Heinz, den sie den ganzen Tag nicht gesehen. Er war während ihrer Abwesenheit in die näher gelegenen Orte ebenfalls Almosen heischen gegangen und hatte heute noch nichts Warmes gehabt. „Der arme, liebe Tropf,“ seufzte Maria. Sie kochte nun ihm und ihr einen guten Kaffee aus Eichel, Erbsen und Gerstenkörnern, nur Kaffeebohnen waren keine dabei, denn solche hatte sie keine. Aber der Kaffee wurde doch recht gut, wie sie meinte. Dann nahm

ſie die blechene Kanne, in welcher Milch war, auf ihrer ganzen Wanderschaft zuzammengetragene, dünne und dicke, blaue und weiße. Solche goß ſie zum guten Kaffee ohne Kaffeebohnen, und wartete nun mit glücklichen, ſehnfächtigen Augen auf den lieben Heinz, denn biß der kam, mochte ſie auch nicht eſſen. Inzwiſchen leerte ſie den Bettelſack aus, erlaß die ſaftigſten Käſbröcklein und das lindeste Brod für den lieben Heinz, der ja keine Zähne mehr habe, und ſie alle, d'rum könne ſie wohl die Kruste (Rinde) beißen, damit Heinz das Rinde bekomme. Der Ersehnte ließ lange auf ſich warten. Das Feuer brannte noch immer auf dem Herd; da that die geſchäftige Maria nochmals die Pfanne über und in dieſe die gar vielen zuzammengebettelten Butterbröcklein, um ſie in eine einzige Scheibe zu gießen. Daneben horchte ſie geſpannt auf jedes Geräusch, und murmelte für ſich: „Biß aß nüt ſchnuufet, chunt är nüt, i chenna na am Schnuufa.“ (Schnuufen, kuchen). Unterdeß ſchmolz die Butter, fing an zu zischen und ſchäumen und über die Pfanne zu fließen, ſo daß ſich Mariens ganze Aufmerkſamkeit derſelben zuwenden mußte, deß geliebten Heinz' wirklicheß Schnuufa überhört

wurde, und der Vangersehnte plötzlich vor ihr stand. „Heinz, mi liabi, liabi Seel!“ rief Maria freudeweinend und die Butter vergessend; „Mis Bibli! mis Herzli!“ rief Heinz, ließ den Krückenstock fallen und sank in Mariens Arme. Sie küßten sich herzhaft, worüber die Kinder am Fenster ihren Jubel hatten, der aber ganz unmäßig wurde, als die Küßenden in ihrer liebevollen Zärtlichkeit an die Pfanne stießen, so daß diese samt Inhalt in's Feuer fiel. Die armen Neutchen erschrocken ob dem Unheil und Heinz weinte bitterlich über die viele verschüttete Butter, die sein gutes Bibli ihm zu Liebe so mühsam zusammengeheischt habe. Maria, selbst tiefbetrübt, bekämpfte ihren Kummer, um den lieben Heinz zu trösten. „Thua nu nit so jamn'ra, mi liabi Seel, i will ga ander's Schmalz heischa! thua di trösta, mi Heinz! Chum, i han dar a guata Kaffee g'macht, und lind's Brot g'heischt und a gut's Brochi Chääs, das dar Ehrast git.“ Damit ging sie mit Kaffee, Brot und Käse in die Stube und Heinz humpelte getröstet nach.

Die lauschenden Kinder erzählten diesen Auftritt bei Hause, und die Sage behielt ihn.

Aber noch andere Zuschauer als die Kinder waren Zeuge des rührenden kindischen Vorfalles gewesen; zwei kleine, dicke Männlein mit dunkelbraunen Gesichtern und schwarzen Haaren hatten auch in der Abenddämmerung durch die engen Küchenfensterlein geguckt. Sie zeigten einander lachend die schneeweißen Zähne, ob des Anblicks flüsterten seltsame Worte und entfernten sich. Um Mitternacht, als das bleiche Mondlicht geisterhaft die Wolken grüßte, klopfte es erst leise, dann dringender an Heinzens und Mariens Hüttenthür, so daß die armen Leutchen erschrocken ihr schlottriges Häuslein öffneten.

O Erstaunen! Zwei kleine, braune Männlein in wunderlichem Gewande schleppten ein weites Gefäß aus Baumrinde daher, setzten es Heinz und Maria zu Füßen und sagten in ihrem lachenden Gurgelton:

„'s Schmalz verschütt',  
Klag nüt!  
Alpchonig thuat  
Für jede Kranket guat.“

Die beiden wilden Aertztlein der Berge schoben das Rindengefäß in's Haus und verschwanden



Es war der herrliche Bienenhonig, wie man ihn zuweilen im Alpenwalde findet. Das Rindengefäß war rohe Arbeit, aber es hielt den Honig zusammen. Heinz und Maria waren überglücklich und teilten auch ihren Nachbarn von der süßen Speise mit.

War das Wetter besonders lieblich und die Wege gut, so wagte es Heinz zuweilen wohl auch Maria zu begleiten, aber sie kamen dann nie weit, und wenn sie die steilen Berghalden zu den oberen Höfen erklimmen mußten, hatte Maria ihre Not mit dem großen Sack und dem lieben Heinz. Letzterer hing sich an den Arm seiner Lebensstütze und keuchte und jammerte erbärmlich: „D wie wüt' z'Bei ihuat mar weh! wemmar nit as bizli siza?“ Dann setzten sie sich. Heinz wurde wieder ganz gemüthlich heiter und wartete bis die geduldige Maria zu Atem kam, der ihr ausgegangen war, ob der Doppellast von Heinz und Sack.

Hatten dann Beide ein bißchen ausgechnauft, so schauten sie vergnügt umher in die frühlingsschöne Landschaft, und noch vergnügter einander in die Augen. Der arme Heinz hatte zwar nur eines, aber wer weiß, ob er Maria dennoch nicht

schöner vorkam als das sonnenbeglänzte, liebliche Thal mit seinen blühenden Bäumen, singenden Vögeln, frischgrünen Blumen und traulichen Wohnungen, eingerahmt von hohen Bergbalden und schattenwehendem Walde, der freundlich den Abgrund verschleiert, in dessen Tiefe der wilde Bergbach rauscht. In dieser Landschaft schaut das weißschimmernde Kirchlein besonders freundlich aus seiner grünen Umgebung. Es war der Punkt, auf welchen die fromme Maria am liebsten ihre Augen heftete. Sie hatte aus dem Kirchlein so viele guati Vidanka g'holt, wie sie sagte, und sann nun diesen Gedanken nach, indes Heinz behaglich schnarchte und die Sonne sein graugelocktes Haupt senkte. „Du arma Viaba!“ flüsterte Maria weich, und breitete ihm ihr Kazalet schirmend über die Stirn. Als er aufwachte nahmen sie einen Imbiß aus dem Bettelsäcklein und wanderten mühselig, aber miteinander innig zufrieden weiter, um bald wieder auszuruhen. So ging's den ganzen Tag.

Später wurde Maria krank und fühlte ihr Sterben nahe. Da ließ sie den Pfarrer und die Gemeindevorsteher zu sich bitten. Sie kamen in das arme Stübchen mit den gebräunten, schad-

haften Wänden, den papierverklebten Fensterlein, dem bösen Tisch, dem noch bößern Ofen, auf welchem die Kaze, und unter welchem die Hennen ihr Quartier hatten. Die nun ruhenden Bettelstücke hingen am Ofenstängli, und auf einem Brettergestell an der Wand stand das braune Kaffeefrüglein, die blecherne Milchkanne und zwei hölzerne Näpfchen, Löffel von gleichem Stoff und dann auch noch, besonders in Ehren gehalten, die Bibel Marias. Maria aber lag im armen Bette am obern Stubenende, und vor ihr auf wackeligem Schemmel saß Heinz, betäubt vor Kummer, kaum fähig, die Kranke dürftig zu pflegen. Sie aber war ruhig. In ihrem, auf den ersten Anblick so häßlichen Gesicht, lag der Ausdruck einer schönen, bald von der Erde scheidenden Seele. Mit inniger Liebe und voll Kummer weilten ihre matten Augen auf dem Gefährten ihres in Armut und Frieden dahingeflossenen Lebens. Sie bot ihre letzten Kräfte auf, den weinenden Greis zu trösten.

Als der Pfarrer und die Gemeindevorsteher eintraten, flog ein heller Freudenschimmer über ihre Züge. Sie lächelte innig und bittend die Männer an und sagte: „Ach mini guati Herra, gäältet.

wenn i g'storba bi, so sorgat ihr für mi arma liaba Heinz, daß ar au no ordali z'ässa het und Ohleidig? und bätat mit ihm und tröstat na Gäältad, ihr varsprächad mar das — jetzt in minar Todesstund?"

Gerührt versprochen die Männer der Sterbenden, für ihren Heinz zu sorgen.

Da lächelte Maria dankbar und selig und sagte: „Bez chann i ruhig stárba, dar liab Gott vergäлтs da Herra tußimal und gáb na a seligs End wie mir. Amen.“

Bald darauf starb Maria, und der Pfarrei und die Heimatgemeinde sorgten mildthätig für den armen Heinz. Er hätte es jetzt, Nahrung und Verpflegung betreffend, besser gehabt als während seines ganzen Lebens; aber die stille Sehnsucht seines treuen Herzens nach der guten Lebensgefährtin wollte nicht weichen. Jeden Tag wandte er an der Krücke zu ihrem Grabe und sein armes einziges Auge weinte heiße Thränen. Jedermann im Dorfe hatte Mitleiden mit dem bekümmerten Greise, und die sonst so mutwilligen Kinder wichen ihm still und achtungsvoll aus und störten die heilige Ruhe des geliebten Grabes nicht.

Aber jemand kam doch oft dahin — wer war's? Ein Engelein — flüsterte Heinz und glaubte dieses auch. Das geheimnisvolle Wesen legte prächtige Blumen auf Marias Grab. Im Frühling purpurrote Alpenrosen, im Sommer rein leuchtende Edelweiß, im Herbst himmelblaue Glockenblumen und im Spätherbst, als alle Blüten des Tales verwelket waren, da strahlte eines Morgens auf Marias Grab jene wunderbare, goldleuchtende Sternenblume, welche ein Kind der höchsten Berge ist und den meisten Menschen als ein Märchen erscheint. Wer hatte all' die Blumen gebracht? Heinzens alte Freunde, die Wildmannli. Sie thaten ihm noch manche Freundschaft und nie ein Leides an und leben als gute Wesen in der Sage





# Das Bergwirthshaus.

Eine Graubündner Volksfage aus dem siebenzehnten  
Jahrhundert.

Der Fremde, welcher durch unsern Kanton reist, wird hauptsächlich unsere majestätischen Berge bewundern, ihre großartigen und zum Teil schauerlichen Naturschönheiten. Und hier auf diesen Bergübergängen, mitten im ewigen Schnee, unter Lawinendonner und Sturmesbrausen, erheben sich jetzt in der Gegenwart prächtige Gasthöfe, und Europas vornehmste und gebildetste Gesellschaft pflückt da oben die blühenden Alpenrosen des kurzen Sommers und atmet die reine Luft.

Wir erinnern an Maloja, Pontresina und andere Orte. Ein Leben der Ruhe, des feinen Tons und der Behaglichkeit wird in Freuden genossen.

Vor zweihundert Jahren ungefähr waren diese Bergübergänge anders belebt. Die schwer wegsamen

Alpenstraßen verbanden Deutschland mit Italien, Frankreich und Spanien machten sich auch hier zu schaffen. Man lese nur Graubündens Geschichte vor zweihundert Jahren, wo sich die Religionskriege Deutschlands hier in kleinem Rahmen wiederholten, wo Graubündens Söhne Soldaten aller Länder wurden, weil dieses damals Sitte war. Es spiegelte sich ein reiches, vielbewegtes Leben im engen Kreis unserer Berge ab. Die Bergwirthshäuser waren oft in bösen Händen echte Räuber- und Mörderhöhlen, wie sie noch heute in der Sage leben.

Vorliegende Erzählung behandelt ein solch kleines, altes Bergwirthshaus mit dicken Mauern, engen Fenstern und tiefen Kellern. Du winktest damals dem müden Fußwanderer und dem Saumroßführer einladend und dennoch unheimlich zu — einladend als Ruhepunkt und warmer Herd in einer schauerlich öden, eisumstarrten Natur; du warst dem frierenden Reisenden willkommen, dumpfe, dunkle Bergwirthsstube mit deinem großen warmen Mauerofen, auf dessen Platte sich die wehrhaften Gäste sammelten, rohe, starke Saumroßtreiber, wandernde Soldaten in römischen, französischen

und spanischen Uniformen, dicke, muntere Mönche. Es wurde erzählt und gelacht und geflucht, mit schmutzigen Karten und Würfeln gespielt, die schneenassen Kleider getrocknet. Feuriger Beltliner machte die Kunde, von altem, scharfriechem Käse und hartem Brot begleitet.

Unten an den Seitenwänden des Ofens hatten sich die verschüchterten, verdrängten Wanderer versammelt, das Bettelweib mit dem Kind auf dem Rücken und dem Kind an der Hand, deren alte Mutter Alle, welche es hören mochten, mit Wahrsagen, pikanten Neuigkeiten aus den Dörfern oder schauerlichen Gespenstergeschichten unterhielt.

Auch verlumpte Buben waren da, welche in's Welschland Brot verdienen gehen mußten. Gesichter, bald frech, bald kindlich, bald Heimwehthränen von den Wangen wischend. Gutmütig erhielten sie manches Stück Brot von lauten und stillen Gästen, denn auch die Stillen waren vertreten und nahmen die versteckteste Seite des Ofens ein, wo es ihnen sichtbar unheimlich war in dieser nicht zarten naturwüchsigen Gesellschaft. Ernste, feingekleidete Männer, scheinbar dem Handelsstande angehörend, oder auch demjenigen der Künstler,

denn Musikinstrumente guckten hie und da aus Federfutteralen. Wenn aber vom Ofen herunter rauhe oder lachende Stimmen riefen: „Spielmann mach auf!“ so drückte der stille Mann erschrocken sein geliebtes Instrument an die Brust; vor solcher Gesellschaft mochte er nicht spielen.

Zum Bergwirthshaus empor schreitet eines Tages ein schönes Mädchen mit besorgter Miene. Schon dämmerte der Abend und es war noch weit, ängstlich schaute die Reisende seitwärts, ob sich für die Nacht nicht eine nähere Heimat aufthue. Ach ja, da lag nahe am Berghang das Häuslein der lieben Gotte (Pauthin). Das Mädchen schritt stark und mutig drauf los, erst dem gefrorenen Alpsee entlang, der heute so düster grau und kalt hauchend aussah, von einer Schar Raben und Geier umkrächzt, dann an verkrüppelten Bergföhren vorbei, den einzigen Bäumchen in dieser weiten Höhe. Hundert Schritte oberhalb der Föhrenzwerge lag der Gotte Holzhäuslein.

Die Jungfrau klopfte an die niedere Thür, aus der zwei Gestalten traten und herzlich die Hände der Reisenden schüttelten. Drei graubündnerische Menschenkinder standen sich gegenüber. Der Mann

mit dem gutmütigen, verständigen Blick, zeigte jene unglückliche Verkrüppelung (Kropf), wie wir sie zuweilen an unsern Landsleuten sehen — komme sie vom frühen Lastentragen, von der Beschaffenheit des Trinkwassers oder anderer Ursache, sie entstellt sehr — und Peter, sich dessen bewußt, war schüchtern im Verkehr mit Fremden.

Sein alterndes Schwesterlein Peppi dachte mit Recht nicht viel nach über Schönheitsansprüche, blieb drum stets munter und gutmütig, eine herzlich liebe Einfalt.

Anna Casati, die Reisende, war eines jener jungen Mädchen, die trotz des Lebens in rauher Bergluft, eine anmutige, reine, wir möchten sagen krystallene Schönheit besitzen. Peter kannte sie von Kind an, er war bei ihren Eltern Tagelöhner gewesen. Diese Schönheit, dieses warme, gute Gemüt, war und blieb das Ideal des stillen Mannes; heute noch stiller als sonst, begnügte er sich, Holzflöße in den Ofen zu schieben, um dem lieben Gast eine wohnliche, warme Stube zu bereiten, während Schwester Peppi gekochte Milch, Geiskäs, Brot, Eier und Fleisch auf den Tisch brachte, Anna mit vielen freundlichen Worten zum



Essen nötigte, selber tüchtig zulangte und unter herzlichem Richern allerlei schöne, wichtige Dinge erzählte: von ihren Geißen und Hennen, vom Spinnen und Weben, worüber sich Anna auch freuen wollte, aber nicht recht konnte, ihr Herz war gar zu schwer. Gotteli Peppi bemerkte dies endlich, ließ nun die eigenen Herrlichkeiten liegen und fragte nach Annas Erlebnissen.

Diese saß in ihrer Betrübniß so schön und edel da, ihre sanfte, klare Stimme dünkte dem horchenden Peter wie Musik; seine Augen wurden feucht, wenn sie von ihren verstorbenen Eltern erzählte, von ihren, in fremden Landen verschollenen Brüdern, deren einem sie jetzt auf das Bergwirthshaus entgegengehen wolle, weil ihr entboten worden, er reise heute über den Berg und möchte daheim die Verwandten besuchen. „Ich weiß es aber,“ fuhr Anna seufzend fort, „daheim ist niemand mehr, Vater und Mutter auf dem Friedhof, und weil beide so lang und schwer krank gewesen sind, haben wir Schulden machen und das Häuslein verkaufen müssen, und ich diene nun als Magd bei den Bauerleuten hinterm Berg; dort würde mich der Bruder niemals finden, d’rum gehe ich

ihm entgegen; ich gehe nicht gern, denn man sagt, es seien keine guten Leute im Bergwirthshaus.“  
„Na, und es geiste dort!“ sagte schauernd das alte Gotteli, „und es gingen in den Kellern Gespenster herum, welche Ketten nach sich zögen und Stimmen machten, g'rad wie kranke Hunde. Und einmal,“ flüsterte es noch leiser, „sei droben ein Wirt gewesen, der habe die Leute gemetzget, g'rad als ob's Kälblein und Schweinlein gewesen wären, und habe dann ihr Fleisch fein gehackt und Würst' drauß gemacht und den Gästen zu essen gegeben und gesagt, das seien gekaufte Bratwürst. Das sind gräuliche Geschichten! und gwüß wahr!“

In diesem Takt ging's noch eine Weile fort. Peter konnte nicht mehr im Stüblein bleiben, das Herz wollte ihm zerspringen; Anna saß so schön und edel da, und war so betrübt und hatte keine Eltern mehr und mußte schwere Mägdedienste thun bei harten, geizigen Leuten. Sie mußte ein unheimliches Haus aussuchen, um ihren einzigen Verwandten auf Erden zu finden. Könnte er ihr doch helfen mit seinem ganzen Eigentum, seiner ganzen Seele! ihr nur eine einzige Stunde der Freude, einen einzigen Hort vor Kummer und

Gefahr bereiten! Aber wie? Der Gedanke daran trieb ihn in's Freie hinaus; dort wurde ihm weniger eng und heiß, dort gab es vielleicht fluge Gedanken. Und unbeachtet von der Schwester und dem Gast wankte er in die erhabene winterliche Alpenlandschaft hinaus, an das Ufer des gefrorenen Sees. Gedankenlos drückte sein Holzschuh eine Stelle der eisigen Fläche ein, und aus dem nun frei gewordenen klaren Wasser blickte ihm die Abendsonne entgegen in ihrer ewigen Schönheit und daneben ein häßliches Menschenbild — sein eigenes — ja das war er selbst — das war sein Gesicht, seine Gestalt — und er hatte daran denken können, diesem so schönen jungen Mädchen Schutz anzubieten — bei ihm, in seiner Armut. — O, warum bin ich so häßlich! Und er konnte nichts mehr sehen, aus seinen ehrlichen Augen flossen warme Thränen hinunter in den kalten See. — Stille, prächtige Abendlandschaft, ruhiger Alpsee und reines, betrübtes Menschenherz, wer ist am schönsten von euch? Menschenherz! du bist es, so tief, aufopfernd, bescheiden, von niemand verstanden, vom Leben kalt umweht, und dennoch reich an Liebe.

Im Sternenlicht schlich er wieder in's Haus zurück, die beiden Gottelein plauderten noch immer von einem interessanten Kapitel. Das alte Gotteli war nämlich auf den Gedanken gekommen: „Weil die Anna nun gar so verlassen bei fremden Leuten dienen müsse, wäre es das Gescheidteste — sie heirate gerade den Peter!“ — Einen lustigen Sprung machte das gute Gotteli über den wunderbar klugen Gedanken, den es selber gehabt, ja selber gehabt, es, das sonst nicht viele Gedanken habe.

Zuerst kletterte es an der höher gewachsenen Anna empor und küßte sie inbrünstig, dann lief es im Häuslein herum und brachte drei Schüßele und vier Betttücher und ein dünnes Goldringlein hervor, des unbeholfenen Haushältleins prächtigste Schätze, warf alles vor Anna hin, lachend und weinend vor Freude, und zog und trug schließlich noch Geiß und Gizzi in die Stube, als weiteres Eigentum und wurde sogar wichtig, indem es Annas kleinen Bündel neben all die Herrlichkeiten legte und hustend vor Lachen und auf Peter zeigend, den Volksspruch hersagte:

„Mein Bündel (Bündel)  
Und dein Bündel  
Soll sein ein Bündel!“

Peter, flüger als Peppi, hatte seine Gedanken schon draußen beim See gehabt, lachte d'rum nicht und wunderte sich auch nicht, daß Anna schon am frühen Morgen durchaus zum Bergwirthshaus wollte, und es ihr bei den Verwandten unbehaglich war. Ihrem guten Herzen thaten Peter und Peppi leid, aber nichts verscheucht ein zartes und stolzes Gemüt entschiedener als eine Liebe, die es nicht erwidern kann.

---

Und Anna wandelte in den emporblühenden Morgen hinein. — Emporblühend, das ist das rechte Wort für einen prächtigen Morgen in hohen Schneebergen, da ist alles so blendend weiß, du denkst an eine Welt von Silber und Lilien, die sich riesengroß vor dir ausbreitet, gar keine Farbe weiter, nur klares Blau als Himmelsdecke über dich gewölbt. Und langsam, ganz langsam, siehst du die Silber- und Lilienwelt im Osten von zartem Rot angehaucht, und lebhafter wird's und tiefer und feuriger von Minute zu Minute, Rosen scheinen den Bergen zu entblühen, erst die sanft-



schönen der Gärten im Thal, dann die purpurglühenden der Alpen, dann die herrlichste von allen, die wunderbare goldschimmernde Sonnenrose. O Sonnenrose! jetzt hast du die Welt verklärt! sie ist nicht mehr weiß, sie leuchtet in den Farben des Regenbogens, aber strahlender, zaubergleich, ein geöffneter Himmel, vor dem das Auge des Beschauenden sich glücklich und demutvoll senkt.

Auch Anna ging ihren Weg in Demut und Bewunderung. Die Sonne stieg höher und die schöne Alpenlandschaft erhielt ein alltäglicheres Aussehen, besonders als sich nach und nach der Himmel trübte und ein beginnender Föhnwind Wolken daherjagte. Die Naturbewunderung erkaltete darum und ernste Gedanken über eigene Schicksale in der Vergangenheit und Gegenwart erfüllten die Seele der stillen Reisenden.

Sie gedachte ihrer verwaisten, dienstbaren Lebensstellung, der lieben verstorbenen Mutter, der schweren, langen Krankheit des Vaters, sah dessen edles Gesicht so lebhaft in ihrer Erinnerung, wie es sie in seiner Todesstunde schmerzlich und liebevoll ansah, bleich wie die Kissen seines Sterbettes. Dann dachte sie an noch fernere Ver-

gangenheit zurück, wie sie als kleines Mädchen von den viel ältern Brüdern so bitterlich weinend Abschied genommen, als die armen Knaben in liebloser Fremde ihr Brot suchen mußten, und sie sumimte leise das rührende Volkslied vor sich hin:

Ich armer Knab', ich sage heut'  
Dem Vaterhaus Ade — mit Leid,  
Und muß in weiter Ferne wohl  
Mein Brot mir suchen kummervoll.

Der Vater schweigt, die Mutter weint  
Und alles mir so trüb erscheint.  
Ihr lieben Schwestern, ach wie gut  
Hab't ihr's in treuer Heimat Gut.

Ich bin ein Knab', ich werd' ein Mann,  
Mich d'rum nicht zärtlich pflegen kann.  
Muß stark wie meine Berge sein,  
Mich nicht vor Kampf und Ferne scheu'n.

Ja, ja! so sagte der Aeltere und Festere, der wilde Hans, und verbiß die Lippen und machte trozige Augen und weinte nicht als er ging.

Aber der Jüngere, der gute Friedrich, ach wie weinte der, als er Abschied nahm und wollte der Mutter Arme nicht loslassen, und als er's doch mußte, wie schaute er tausendmal zurück, auf jeder

Höhe, so lang er unser Haus noch sehen konnte; und die Mutter hoffte leise, er komme bald wieder heim, weil er so sehr verdrieße. Aber er kam nicht, und der Vater hätte es auch nicht erlaubt, denn er war ein strenger Mann. Und Friedrich hat einen bessern Platz gefunden, als Hans, wie stets ja der Himmel dem Guten hilft, und hat viel Geld verdient in all den Jahren und kommt jetzt heim. — O wie froh bin ich! o wie froh! Und da droben im Haus soll ich ihn heut' erwarten, möchte fliegen wie ein Vogel, daß ich bald hinaufkomme! hab' ihn so lange nicht mehr gesehen.

Und sie schritt rasch und freudig die Höhe empor. Wo aber nur der Hans sein mag in weiter Welt? Er hat nie entboten, daß er gesund geblieben, er wird doch nicht tot sein? Und sie ging jetzt langsamer, bis wieder der Gedanke an den glücklicheren, geliebteren Friedrich ihre Schritte beflügelte, was auch des beginnenden Unwetters wegen nötig war.

---

Der Föhn in den Bergen sammelt schnell Regen- und Schneewolken. Diese brachen jetzt los, als Anna die Bergwirtsstube erreichte, welche mit ihren engen Fensterlein beim trüben Gewitterhimmel noch dunkler war, als sonst und war mit Gästen angefüllt, denn alles hatte des drohenden Sturmes wegen seine Reise beschleunigt.

In dem drückenden Menschenqualm fragte Anna vergebens nach einem Friedrich Casati.

„Es ist kein solcher da,“ antwortete endlich die freundlichste der derben Mägde, „nur Soldatenvolk aus Rom, ein Pack, vor dem man sich fürchten muß, und ein vornehmer spanischer Sennor, der sich auf sein Zimmer zurückgezogen hat.“

Anna Casati wurde es in der Wirtsstube unheimlich, wo wieder das im Anfang beschriebene Getümmel herrschte.

Reden, Lieder, Flüche in romanischer, deutscher, italienischer, französischer und spanischer Sprache wirbelten durcheinander, und der Wirt, welcher auch ein Spanier sein soll, schritt mit stechendem Blick und zusammengekniffenen Lippen, bleichgelb und schweigend durch's Gedränge.

Er hatte das Bergwirthshaus erst vor einem Jahr gekauft, war wenig bekannt im Land, aber doch schon gefürchtet, obwohl ihm niemand etwas Böses nachzuweisen wußte.

Unsere junge Reisende zog sich verschüchtert auf ihr enges Dachkämmerlein zurück, wo sie die Zeit mit Stricken verkürzte und nur hie und da furchtsam zur Küche schlich, um bei den Mägden nach dem Bruder zu fragen. Bei solcher Gelegenheit wurde sie von einem der vielen betrunkenen Soldaten verfolgt; in Todesangst floh sie ihrem Kämmerlein zu, der Unholde hintendrein, ihr die Thür des armen Asyls versperrend. Nun suchte Anna, einem gejagten Vogel gleich, auf dem dunklen Estrich nach einem sichern Versteck, gab in der Unruhe nicht Acht, wohin sie trat und sank in eine Vertiefung der Mauer.

Als sie sich vom ersten Schrecken erholt hatte, fühlte sie festen Boden unter den Füßen, fand sich an eine hölzerne Wand gelehnt in tiefer Dunkelheit, wahrscheinlich war's eine Zimmerwand, denn die schrillen Schläge einer Stubenuhr ließen sich in der Nähe vernehmen. Es schlug die dritte Nachmittagsstunde, dann die vierte und fünfte



und niemand kam, sie hier zu stören. Dabei war sie sich ihrer jugendlichen Gewandtheit und Kraft bewußt, welche es ihr möglich machten, wieder von ihrem Versteck aus auf den Estrich zu gelangen, sobald es im Hause still geworden. Ein Gefühl der Ruhe kam über das arme Mädchen, sie beschloß, vor dem Morgen dieses sichere Plätzchen nicht zu verlassen und lauschte halb träumend dem Sturm, welcher jetzt mit fürchterlicher Gewalt losgebrochen war. Wie das tobte und sauste in den Bergen, wie die niederstürzenden Lawinen donnerten, wie selbst das alte Bergwirthshaus ächzte, die Fensterläden schlotterten, die Dachlatten durcheinander geworfen wurden. Und ärger, immer ärger heulte und wütete es in den Lüften, schütterte es im Mauer- und Lattenwerk des Hauses. Schwere Gegenstände, wahrscheinlich Dachstücke, polterten auf den Estrich herunter, ein kalter Luftstrom drang bis zu Annas Gefängnis, noch einmal dröhnender Fall und ein Stein des Daches traf Anna, traf ihr Haupt, das sich schmerzverwundet und betäubt senkte, schwer betäubt, denn sie verlor das Bewußtsein und erwachte erst wieder, als die schrille Wanduhr Zwölfe schlug, die Geisterstunde.

War's auch eine Geisterstunde für Anna, oder war ihr Kopf noch immer betäubt und in wirren Phantasien befangen? Der heruntergefallene Dachstein hatte sich neben ihr zwischen der Mauer und Wand eingeklemmt und letztere geborsten. Durch die Spalte blitzte heller Lichtschimmer, sie konnte jetzt deutlich in einen weiten Raum hinein schauen, ein Schlafzimmer schien's zu sein, denn ein hohes Himmelbett mit verblichenen seidnen Vorhängen war da zu sehen, die Bettdecke hochrot, blutfarben, grell beleuchtet vom klar brennenden Nachtlicht auf einem Tischchen neben dem Kopfe des Bettes, und dieses Licht beschien deutlich den Kopf, das Gesicht ihres Vaters, mit geschlossenen Augen auf einem Kissen ruhend, so blutrot wie die Bettdecke. Ein edles, schlummerndes Mannesgesicht, das ihres Vaters, nur jünger, schöner, als sie dieses je gekannt. Ist's Traum, ist's Wachen? fragte sie sich und befühlte ihren eigenen, immer noch sehr schmerzenden, betäubten Kopf. Nein, es muß Traum sein, denn die Geisterstunde schlägt, da träumt man tief und geisterhaft. Der Kopf im Bett bewegte sich einen Moment und schlummerte dann weiter. Anna betrachtete ihn lange. Ist's

Wachen, ist's Traum? Der Kopf ihres Vaters zur Zeit seiner Jugend und Schönheit. Sie bemerkte jetzt auch blitzende Waffen, Degen und Pistolen neben dem Rissen, und sie bemerkte noch mehr — war's Wachen, war's Traum — ein zweiter Kopf erschien oben an der Wölbung der Decke, wie zu einer erst jetzt gemachten Oeffnung, in's Zimmer hinabstarrend. — Ist's Wachen, ist's Traum? — Auch dieser Kopf war der Kopf ihres Vaters, aber wie derselbe in seinen schlimmsten Stunden gewesen, und zugleich war es der Kopf des Wirtes, unheimlich, lauernd, böse. — Ist's Wachen, ist's Traum? — Anna preßte eine dumpfe Angst die Kehle zusammen, sie wollte schreien und konnte nicht, ihr eigener verwundeter und schmerzender Kopf fühlte sich wieder von Betäubung erfaßt und traumhafter, immer traumhafter wurde alles um sie. Das Rollen des Sturmes draußen, ein anderes seltsames Rollen über ihr, über der Zimmerdecke und dem Himmelbett, das Rollen, wie von einem großen, schweren Rade aus Stein, und der Kopf mit den lauernenden, schrecklichen Augen zeigte sich jetzt deutlicher in der Oeffnung der Wölbung, und das rollende

Kad ließ sich herunter in's Zimmer auf's Bett und rollte nicht mehr, sondern sank lautlos immer tiefer, dem schönen Kopf des Schläfers nach und Anna wollte schreien vor Angst, aber sie konnte nicht. Es war ja nur ein Traum, und der Kopf droben an der Decke schaute immer geisterlicher, und das Kad sank immer tiefer — tiefer — tiefer. Anna wußte nicht mehr wo sie war und kam sich vor, als schon gestorben, währte sich bei den Engeln, denn ein solcher schwebte unter dem Kad hervor in wunderbarer Schönheit. Es war ihr Bruder Friedrich, der jetzt alle irdischen Qualen überstanden hatte und die verlassene Schwester mit himmlischem Lächeln grüßte.

Ein schrecklicher Schrei rief sie wieder in's traurige Erdenleben zurück. Der unglückliche Mörder hatte das Kad an seiner Maschinerie in die Höhe gewunden und betrachtete das schlummernde Antlitz des Engels jetzt genauer.

„Bruder! Bruder!“ schrie er in fürchterlicher Angst und geberdete sich wie wahnsinnig. Anna verlor das Bewußtsein auf lange, der schwere Traum war jetzt zu Ende. Als sie erwachte herrschte Dunkelheit ringsum, außer dem Sturm

war jetzt alles still. Peinlicher Kopfschmerz und eisige Kälte plagten die Arme. Sie wollte durch die geborstene Wand blicken, um sich zu überzeugen, ob da drinnen wirklich ein Zimmer wäre, aber ein Brett lag davor — hatte das schon gestern Abend da gelegen? — und die schaurige Vision war nur ein Traum?

Mit größter Anstrengung gelang es Anna bei vorrückendem Morgen diesen Ort des nächtlichen Grauens zu verlassen; mühsam tappte sie auf dem Estrich weiter und erreichte die Küche, wo sie von den Mägden erfuhr, die Soldaten wären noch da und thäten wüst im Rausch, Friedrich Casati sei keiner angekommen, aber einige Reisende, vielleicht auch der Gesuchte, diesen Morgen am Hause vorbei und landabwärts gegangen.

„O, wenn einer von diesen mein Bruder wäre!“ seufzte Anna, „und ich weg könnte aus diesem unheimlichen Hause.“ Der grausame Gedanke plagte sie immerfort: „War's ein Traum diese Nacht, war's Wirklichkeit?“ „Wo ist der Wirt, daß ich ihm meine Beche bezahlen kann?“ fragte sie so jammervoll, daß die Mägde sich verwundert anschauten.



„Verreist mit dem vornehmen spanischen Sennor,“ wurde ihr zur Antwort, „zahlt die Zeche nur uns, Jungfer, wir wollens treulich übergeben, und dann thut ihr besser zu verreisen, die Soldaten sind böß und haben euch schon nachgefragt.“

Ob sie letzteres sagten, um die Zeche der armen Geängstigten selber zu behalten, ob sie Anna aus wirklichem Erbarmen zu entfernen wünschten? Daß sonst so starke Bündnermädchen hatte genug erlebt, um zur Flucht getrieben zu werden — landabwärts ging sie jetzt so schnell sie konnte.

---

Das gute Gotteli Peppi nahm die Müde, fast Zusammenbrechende, mit herzlichem Mitleid auf und verpflegte sie sorgsam, erzählte dabei jammernnd, wie Peter gestern Abend trotz Wind und Wetter zum Bergwirthshaus hinauf gegangen sei, um Anna vor den schlechten Leuten droben zu warnen, und wie er noch nicht zurückgekommen wäre, und es sich grausam ängstige um den Bruder. Anna weinte mit dem treuen Schwesterlein, fühlte sich aber sehr schwach und krank und konnte viele Wochen lang Peppis dürstiges Bettlein nicht mehr

verlassen; glühte in schweren Fieberphantasien und sah nur, wie durch einen Schleier, die Gestalten ihrer treuen Wärter Peter und Peppi. Als sie sich endlich langsam erholte, wollte Peppi allerlei erzählen von wirren Krankenreden, vom Bergwirthshaus, von gerechter Strafe und Folter, aber Peter machte dann immer warnende Geberden gegen die unvorsichtige Erzählerin, mit der Treue und Sorge einer Mutter.

Als Anna ganz gesund war, konnten die alten Geschwister ihr nicht mehr die Wahrheit verschweigen.

Sie erfuhr nun, wie Peter ihr an jenem Abend zum Bergwirthshaus gefolgt sei in der Sorge, es könnte ihr im unheimlichen Hause übel ergehen, wie er einen Vorwand gefunden hätte, in der Stube zu bleiben, wie er da hörte, daß die betrunkenen Soldaten von einem schönen Mädchen sprachen, welches heute angekommen, irgendwo im Hause sein müsse, wie sie die Stube verließen um dieses Mädchen aufzusuchen und er ihnen angstvoll gefolgt sei und von einem schweren Schlag erhalten habe, so daß er lange besinnungslos in der dunklen Hausflur gelegen

wäre, später aufgestanden sei, um nach Anna zu forschen. Eine der Mägde hätte er endlich durch Schenkung seines ganzen Geldvorrates dahin gebracht, Anna in ihrem Kämmerlein aufzusuchen. Erschrocken hätte ihm das Mädchen gesagt, die Kammer sei leer und die Vermißte nirgends zu finden. Wie er sich nun in bitterem Jammer eine Weile an die Mauer lehnen mußte und da im Dunkel einsam stand, sei der Wirt an ihm vorbeigeschossen mit einem Licht in der zitternden Hand, blutbefleckt und so erbleicht und verzweifelt, als sei ihm was Grausames begegnet. Der Wirt wäre sonst ein hartgesottener Heuchler und nur etwas ganz Appartes könne ihn so aufgereggt haben. Peter sei dann im ganzen Hause herumgeschlichen, habe alle Thüren geöffnet, welche sich öffnen ließen, und habe die Ueberzeugung gewonnen, daß es wahr sei, was man vom Bergwirthshaus flüstere — es kommen dort Morde vor — und gerade in selber Nacht müsse etwas gegangen sein, was dem Wirt ein böses Gewissen und ihn unvorsichtig gemacht habe, er sei sonst klug und argwöhnisch und hätte solche Thüren sonst besser verschlossen.

„O, Base Anna!“ fuhr Peter fort, „ich dachte,

das Blut, welches ich gesehen, sei Eures! und ich hatte keine Ruhe mehr und lief fort zum nächsten Landjägerposten. Die Männer lachten mich erst aus, wurden dann nachdenklich, fluchten und gingen mit mir. Die Kraft verließ mich manchmal auf dem rauhen Wege, allein die Zwei faßten mich bei den Armen und zerrten mich nach, ich müsse auch bei der Durchsuchung sein, sagten sie. So kam ich lahm und wie gerädert wieder in das gräuliche Haus zurück.“

„Der Wirt liege krank im Bett, hieß es. Nun wurde gesucht und allerlei gefunden, was nicht schön war. Schmucksachen und reiche Geldbeutel mit verschiedenen Namen und Zeichen. Tiefe Keller in denen man merkte, daß unlängst die Erde aufgewühlt worden. Ich drückte meine Augen zu, als da gegraben wurde, denn ich fürchtete, auch Annas Leiche zu sehen. Aber ich sah nur Fremde, fragt mich nicht, es war schaurig.“

„Die Betten droben in den Kammern hatten Rissen und Decken von rotem Zeuge, auf solchem sah man freilich die Blutsflecken weniger — ihr werdet immer bleicher Anna — ich mag nicht mehr erzählen.“

„Drunten im hohen, grauen Gefängnis des Städtleins ist der Wirt, und ich muß morgen hinunter als Zeuge — und ihr müßt auch mit — denn — o Anna! erschreckt nur nicht gar zu arg, — er hat ausgesagt, daß er Hans Casati heißt und aus eurem Dorfe ist.“

„Ich hab's geahnt,“ sagte Anna bleich mit gefalteten Händen, „es ist mir vorgelegen all' die Tage, seit ich wieder denken kann, die zwei Köpfe waren einander und meinem Vater so ähnlich.“

„O spricht nicht von Köpfen,“ bat Peter weinend, „das ist ja ein Traum eurer Krankheit, denkt an nichts Schreckliches mehr, denkt nur allein dran, eures Bruders arme Seele weich zu machen durch gutes schweesterliches Zureden. Er soll sehr verstockt sein, bereitet ihn vor zum Himmel, der dem reuevollen Sünder ja auch offen ist.“

Peter konnte nicht mehr sprechen, der Anblick von Annas Trauer that ihm allzuweh, weinend ging er hinaus, seiner Bergarbeit nach.

Das redselige Peppi schlüpfte nach ihm in's Stübchen. Bekümmerte haben bekanntlich eine unglückliche Neugier, ihr Schicksal betreffend. Anna



fragte, und Peppi, jetzt nicht mehr vom Bruder gehindert, erzählte in seiner Einfalt was es konnte; wie die Rede gehe, daß der Wirt sogar seinen eigenen Bruder erstochen hätte, daß er aber nicht gewußt, daß der vornehme fremde Sennor sein Bruder sei, erst als derselbe im Tode gelegen, habe er ihn erkannt, aber nicht mehr lebendig machen können und sei darüber schrecklich reuevoll. Dies habe er im schweren Schlaf einer harten Krankheit erzählt, die er im Gefängnis überstanden. In wachem Zustande sage er nie so etwas, sondern leugne und nenne sich einen redlichen, ungeschuldig verleumdeten Mann.

Die Totenbeine im Keller müßten seine Knechte verscharrt haben, die sich ja bei seiner Gefangenahme auf und davon gemacht hätten, was Beweis genug für deren schlechtes Gewissen sei. Das rote Bettzeug hätte der frühere Wirt angeschafft, und er habe gemeint, es sei gleich, ob man rotes oder weißes Bettzeug benutze.

„Erstochen hat der Wirt seinen Bruder, und wo?“ fragte Anna jammervoll.

„Auf der Berghöhe, glaub' ich, mitten im Weg,“ antwortete Peppi, „die Leute erzählen es so, die

Mägde wollen nichts von einem Hausmorde in selber Nacht wissen."

"O, wenn es nur ein Traum wäre, was ich gesehen!" seufzte Anna.

Peppi fuhr plaudernd fort: „Der abscheuliche Mensch, der Wirt, ist schon sechsmal gefoltert worden und fast darüber gestorben. Als man ihn das letzte Mal losgebunden, soll er dem Henker gesagt haben: „Plagt mich noch eine Stunde, so sterb' ich als ehrenhafter Mann und mach' meiner alten Familie keine Schand'." Morgen soll er das siebente Mal gefoltert werden, und wenn er da nichts bekennt und nicht stirbt, muß er frei gelassen werden, das ist den Herren drunten im Gericht so befohlen worden. Ich glaub' sie thäten ihn lieber hängen oder rädern. Dich aber wollen sie herunterholen, damit du dem armen Sünder schweesterlich zuredest und seine verstockte Seele lind machest zur Wahrheit."

Das war ein schwerer Weg für Anna, hinab in's düstere alte Gerichtsgebäude. Es bedurfte der ganzen Kraft ihres frommen Gemütes, um nicht zusammenzubrechen vor diesem Antlitz, auf welchem sich die Züge ihres Vaters und Bruders,

finstere Willenskraft und schwere Schmerzen malten. Gelähmt und gebrochen lag er auf Stroh und konnte ihr nur mit Mühe die verstümmelte Hand reichen.

„Ich weiß wer du bist, gutes Mädchen, ich weiß warum du kommst. Wenn etwas auf der Welt mich weich machen könnte, so sind es deine Thränen, aber auch diese sollen mich nicht bewegen ein Verbrechen einzugestehen, das ich nicht begangen habe — nicht begangen — verstehst du mich, Schwester!“

Anna kniete weinend beim Unglücklichen nieder, sagte ihm leise in's Ohr, was sie in jener Nacht gesehen — wie einzig nur Wahrheit und Reue seine Seele retten könnten.

„Rette deine Seele, Bruder!“ rief sie in verzweifelter Angst, „daß wir alle wieder zusammenkommen, Eltern und Geschwister; ich werde ja auch bald sterben, wie könnte ich leben mit solchem Kummer.“

„Du hast geträumt in jener Nacht, Schwester, wie du selber meinst,“ sagte er finster, „ich bin ein ehrenhafter Mann und lasse mich lieber auf

der Folter töten, eh' ich ein Verbrechen bekenne, daß ich nicht begangen habe."

„Bruder, laß dich nicht wieder auf die Folter bringen! bekenne lieber alles!“ jammerte Anna. „Sie werden dich grausam martern! ich hab's gehört. Alles hält dich für schuldig.“

„Mögen sie thun, was sie dürfen, Schwester, nie soll mein eigener Mund mich zum Verbrecher stempeln — nie. Jetzt geh', du schadest mir nur mit deinem Geschrei.“

Er kehrte den Kopf mühsam gegen die Wand und schaute sie nicht mehr an.

Anna erblickte sein Gesicht erst wieder, als es noch viel bleicher war, einem Toten ähnlich. — Er hatte auch auf der letzten Folter nichts bekant und war freigesprochen worden.

Es kam ihm jetzt gut, daß er eine liebevolle Schwester besaß, die ihn pflegte; er blieb lange krank und erhielt die freie Bewegung der Glieder nie mehr.

Auf seinen Wunsch wurde er, als er es wieder aushalten konnte, im Tragsessel nach dem Bergwirthshaus getragen, daß sein Eigenthum blieb —

man konnte es dem Manne, der kein Verbrechen bekannt, nicht nehmen. —

Anna folgte ihm dahin als liebevolle Krankenkürterin. Wenn sie aber leise auf jene Nacht anspielte, so sagte er finster:

„Du hast geträumt, Schwester! du hast geträumt!“

Anna versah außer der Krankenpflege des Bruders, mit Hilfe von Dienstboten, die Wirtschaft und hielt es für ihre heilige Pflicht, den Reisenden, besonders Frauen und Mädchen, eine sorgende Mutter zu sein. — „So sühne ich am besten die Verbrechen, die hier begangen und vereine die Seelen meiner Brüder.“

Es war unter ihrem milden Walten eine sonnige, freundliche Zeit angebrochen für das Bergwirthshaus, — die im Volksmund jetzt noch als Sage lebt, — schade, daß sie nicht lange währte.

Der Wirt starb bald, Anna ein Jahr darauf. Verwandtschaft und Annas entschieden ausgesprochener letzter Wille brachten das Bergwirthshaus an Peter und Peppi, welche die Wirtschaft auf zwar unbeholfene, aber gutmütige Weise fortführten,



und nicht müde wurden, den Gästen von Anna zu erzählen, die schon auf Erden ein schneeweißer, goldiger Engel gewesen und darum den sündenschwarzen Bruder selig gemacht und das Haus von bösen Geistern befreit habe.

Die Sage von Gespenstern, die im Keller wimmerten und mit Ketten rasselten, verlor sich ganz in der kurzen Zeit, wo Anna im Hause wohnte. Dienstboten, die früher schwer zu halten waren, drängten sich jetzt so viele heran, daß die Hälfte abgewiesen werden mußte. Peter hatte von einem fremden Künstler eine Tafel anfertigen lassen, die vor dem Hause angebracht wurde und eine Inschrift enthielt, die ungefähr folgenden Sinn hatte:

Hier ist sie oft gestanden,  
Und schaute mild und gut,  
In silberweiße Berge  
Mit goldner Alpenlut.

Sie selber war noch schöner,  
Als alles um sie her;  
So rein und engellieblieh,  
Und doch so hoch und hehr.

Die Müden und die Armen,  
Die hier vorbei gereist,

Hat sie, wohl himmlisch\*gütig,  
Getröstet und gespeist.

Und was sie mir gewesen,  
Das weiß nur Gott allein;  
O dürst' ich Freund und Diener  
Ihr ewig, ewig sein.

---

Diese düstere, in unseren Volkserzählungen vielbesprochene Sage ist in Vorliegendem vielleicht etwas undeutlich gegeben.

Der Wirt des Bergwirthshauses, ein unheimlicher Fremder, der aber als Knabe einer Landesfamilie entstammte, richtete in seinem besten Gastzimmer eine Maschine ein, welche durch eine Oeffnung in der obern Diele ein steinernes Rad auf das Bett des arglosen Schlafers herunter-sinken ließ und diesem den Kopf zerschmetterte.

Nach dem Tode des Gemordeten wurde das Rad wieder mittelst der gleichen Maschine in die Höhe gewunden, und durch die Oeffnung der Diele gezogen und auf dem Estrich versteckt. Die verhängnisvolle Oeffnung wurde mit Teppichen und dergleichen verdeckt.

Drei Geschwister hebt die Sage besonders hervor, welche in diesem blutigen Trauerspiel ihre Stellung hatten. Der älteste Bruder, Wirt und Mörder; der Zweite, welcher durch reiche Begabung und gutes Verhalten ein vornehmer Herr geworden ist, kehrt aus der Fremde zurück und wird unbekannter Weise Opfer seines Bruders; die Schwester, ein reiner Engel, muß alles gezwungen mitanschauen, aber in ihrem frommen Gemüte verwandelt sich das Böse in Himmlisches, und sie meint: „Der getötete Bruder schwebt als seliger Geist durch das Zimmer; sie vergibt dem unglücklichen Sünder und verpflegt ihn bis zu seiner Sterbestunde.

Verwandte, welche das Bergwirthshaus von den Geschwistern erbten, erzählten die Begebenheit weiter und stifteten der guten Schwester eine Gedenktafel.



# Sieben Schwestern.

Einer alten Chronik nach erzählt.

---

## Einleitung.

Nimm, liebe Leserin, die deutsche Geschichte zur Hand und schlage das Jahr 1688 auf, so wird dir hauptsächlich in die Augen fallen, wie sehr die deutschen Rheinlande durch Frankreichs Eroberungssucht und Grausamkeit gelitten haben. Der französische König, Ludwig der Vierzehnte, kannte kein größeres Glück, als Kriegsrühm. Um nun Deutschland ungehindert zu besiegen, wollte er dessen Grenze gegen Frankreich gänzlich verwüsten lassen, damit ja keine Macht dem unglücklichen Lande erfolgreich zu Hülfe kommen könne. Die sogenannte Rheinpfalz, diese schönen blühenden Gegenden, hatten damals zum Kurfürsten Philipp Wilhelm von Neuburg, einen braven, friedlichen Mann, in beginnendem Greisenalter. Zu ungerechten Verträgen mit dem schlauen Frank-

reich ließ sich dieser ehrliche Fürst nicht ein, das mußte Ludwig der Bierzehnte, darum mußte der gutmütige Philipp Wilhelm überlistet werden, und das war keine schwere Kunst. Ludwig besaß geistreiche Minister und Generale, auch vornehme Damen waren da, welche mit klugen Ratschlägen unterstützen konnten, z. B. die Herzogin von Montespán. Eine französische Gesandtschaft wurde an den Kurfürsten abgeschickt, welche wegen Grenzverträgen unterhandeln sollte.

Nun sagt aber eine alte Chronik jener Zeit: „Philippus Wilhelmus, Graf zu Neuburg und Kurfürst, war ein großmütiger, gutherziger Herr und hatte das Malheur, daß der König von Frankreich Streitschriften mit ihm wechselte und im Jahr 1688 mit seinem starken Heer in die Pfalz fiel und das ganze Land auf das Außerste ruinierte. Vorwand war ihm die Erbberechtigung auf die Rheinpfalz seiner Schwägerin, der Herzogin von Orleans. Aber dieselbe, eine brave Frau, wehrte sich gegen die Grausamkeit.

Nun kam ein schlauer, schlimmer Rat der Herzogin von Montespán, welcher den Kurfürsten glauben machen sollte, der König von Frankreich



werbe um eine der schönen neuburgischen Prinzessinnen für seinen Sohn, den Kronprinzen. Ein hübscher, schlauer Mann wurde vorgeblich als Gesandter hingeschickt, den Kronprinzen zu spielen. Bekannt war im Volksmund, der Kronprinz begehre allerdings eine Deutsche zu heiraten (wie er denn später die Prinzessin von Baiern geheiratet hat). Die Töchter des Kurfürsten Philippus Wilhelmus waren sehr schön und von Fürstenthäusern begehrt. Eleonora, die älteste, hat den Kaiser Leopold geheiratet, Maria Anna, die zweite, den König von Spanien. Auf diese Art war es kein Wunder, daß die armen Prinzessinnen von der Pfalz und ihr gutherziger Vater an die schlaue Intrigue glaubten und sich betrügen ließen vom hübschen französischen Gesandten, der seine Rolle klug zu spielen verstand.

Also erzählt das alte Buch vom Jahre 1688, mit wie viel Wahrheit oder Irrtum, können wir nicht unterscheiden, aber hübsch und rührend ist die Geschichte. Der französische Dauphin Ludwig, Sohn Ludwigs des Vierzehnten, war ganz unschuldig an der Intrigue.

### Die kurfürstliche Familie.

Stellen wir der Leserin jetzt die kurfürstliche Familie vor, wie sie im altmodischen, einfach möblierten Saale des Schlosses zu Düsseldorf versammelt ist.

(Vorerwähntes altes Buch nennt den Kurfürsten einen glücklichen Vater, weil er zwölf schöne, gute Kinder besaß.) Die Ältesten sitzen gegenwärtig in seiner Nähe, an einem dunklen Eichentisch, der mit Landkarten, Festungszeichnungen und Schreibzeug bedeckt ist. Der sorgenvolle Vater mit der edlen Miene unter den ergrauten Locken zeigt zwei schönen, kraftvollen Söhnen von 27 und 25 Jahren, Johann Wilhelm und Wolfgang Georg, die französischen Festungspläne und spricht seine Befürchtungen wegen der Kriegsgefahr aus.

Auch an die Töchter wendet sich der freundliche Vater und möchte sie mit gleicher Liebe unterrichten wie die Söhne, aber nur die zweite, Maria Anna, nimmt Teil an der gelehrten Unterhaltung von Vater und Brüdern. Sie ist 21 Jahre alt, braun von Augen und Haar, hohen schlanken Wuchses, keine Schönheit wie die

Schwwestern, aber geistreicher als alle, macht sie einen guten Eindruck; man sieht in ihr der Eltern und Geschwister Stütze. Verständig, edel und ernst ist ihr Wesen.

Ihr zur Seite sitzt Kaiserin Eleonora, die älteste Schwester, und möchte dem Vater zu Gefallen gern in die Landkarten schauen, aber sie macht ein verlegenes Gesicht, denn sie hat kein Talent für solche Dinge, besser würde es ihr behagen, an ihrer reichen Stickerei zu arbeiten, wo es in Gold und Silber schimmert und eine Scene aus der heiligen Legende dargestellt ist. Eleonora, gegenwärtig auf Besuch bei ihren Eltern, ist 23 Jahre alt, glänzend dunkel von Augen und Haar, sieht nicht so geistreich aus, wie Maria Anna, aber etwas heiliges leuchtet von ihrer reinen Stirn. Sie galt für eine anmutige Schönheit, sonst hätte wohl Kaiser Leopold sie nicht von so vielen Fürstentöchtern auserwählt.

Gleich Eleonora möchte auch die dritte Tochter, Elisabeth, dem Vater zu Gefallen die Länderkarte studieren, aber sie hält die Harfe im Arm und wirft zärtliche Blicke darauf und summt ein Liedchen mit sanft errötenden Wangen. Elisabeth ist 19

Jahre alt, goldblond und blauäugig. Schön wie die Prinzessinnen im Märchenbuch, Dornröschen und Schneewittchen, ist sie der Liebling und Stolz der Mutter.

Die vierte Tochter, Dorothe Sophie, macht sich nichts aus Landkarte, Vater und Brüdern, sie schaut ungeniert in den Spiegel und ordnet ihre rabenschwarzen Locken, dunkel, wie ihre schalkhaften feurigen Augen. Sie ist 17 Jahre alt, nicht schön, aber graziös und lebhaft.

Die fünfte, Leopoldine, sitzt neben der freundlichen Mutter und sticht Blumen auf einfaches Tuch, nicht auf Gold- und Silbergrund, wie Eleonora, sie hat viel weniger Taschengeld als die Kaiserin, aber weit mehr Kunstsin und Geschicklichkeit. Nur 15 Jahre alt, ist sie blond und blauäugig wie Elisabeth, hat aber nicht derselben glänzende Schönheit, dafür eine engelhafte Lieblichkeit, wie ein reines, glückliches Kind.

Die sechste Tochter, Hedwig Amalia, erst 13 Jahre alt, ein blühendes, fröhliches Mädchen, mit braunem Krauskopf und lachenden Blauaugen, hüpfst mit ihren vier kleinern Geschwistern um die Wette; sie bewegt sich in ihrer Munterkeit leicht,

wie ein Vögelein und muß nicht zur Ruhe gewiesen werden, wie die laut polternden Brüderlein, welche mit ihrem Lärm die Erwachsenen stören.

Das siebente Töchterlein, Adelheid, ist zur Zeit unserer Erzählung noch ein schönes Kind.

Der 9jährige Ludwig Anton tritt jetzt, nach des Vaters erstem Winken, beschämt zu den ältern Geschwistern an den Tisch und bemüht sich auch die Karten zu studieren. Er ist ein bleicher Knabe mit feinem, ernstem Gesicht. Späterer Bischof von Mainz, sieht er nachdenkender aus als seine Brüder.

Der 7jährige Karl Philipp, dick und fröhlich, wurde in der Folge ein tapferer Krieger.

Der Jüngste, Alexander Sigismund, wird von der Mutter auf den Schoß genommen. Er ist ein wunderschönes Kind, welches von den Fremden das schöne Rheinfürstlein genannt wurde, als es noch klein war. Zum Manne erwachsen, wurde er Bischof von Augsburg.

Außer dem kurfürstlichen Elternpaar und den zwölf Geschwistern ist noch ein junger Mann im Saal, von Prinz Johann Wilhelms Alter. Von nicht schönem Aeußern und sehr bescheiden, würden



ihn Fremde für einen Bedienten halten. Er nimmt sich hauptsächlich der drei kleinen Knaben an und leitet ihre Spiele. Es ist Graf Ernst von Blumenau, welchen der Kurfürst als Waise in sein Haus aufgenommen und mit seinen Kindern erzogen hat.

Jetzt wollen wir noch etwas über die Kaiserin Eleonora sagen.

---

### Eleonora.

Eleonora Magdalena Theresia, die Gemahlin des Kaisers von Oesterreich, war trotz ihres äußern Glanzes die Bescheidenste der Schwestern. Eine gute, fromme Seele — einfältig gut, wie sogar ihre Mutter meinte — und wie sie sich später als Kaiserin in ihrem Religionseifer auch bewies. Eine jener wunderbaren Naturen, wie sie die christliche Vorzeit uns zeigt, wo mit heiterm Mut Schmerzen gelitten, Entbehrungen getragen wurden, eines hohen Ideals willen.

Kaiserin Eleonora war eine strenggläubige Katholikin, eine Wohlthäterin den Armen im liebe-

vollsten Sinn, eine aufopfernde Tochter, Gattin und Mutter, welche selbst bis zur äußersten Ermattung am Krankenbett ihrer Familienglieder wachte. Von Person war Eleonora eine freundliche, anmutige Schönheit, ein Naturkind im edelsten Sinne des Wortes. Sie gefiel allgemein gut.

Als Kaiser Leopold unter allen Fürstentöchtern Europas sich eine Gemahlin aussuchen ließ, fiel seine Wahl auf die an Land und Geld dürftig ausgestattete Tochter des kleinen Hauses Neuburg. Kurfürstin Elisabeth Amalia, Eleonoras Mutter, und ihr Hof glaubten der Himmel falle ein ob solchem Glück und Wunder. — „Der glorreiche deutsche Kaiser und die liebe Einfalt und Armut, mein Kind; hätt' er doch wenigstens eine ihrer Schwestern gewählt, die sind hübsch und witzig. Aber den Heiligen sei Dank, die ist gut versorgt!“ Kurfürst Philipp Wilhelm lächelte gemächlich und zufrieden und sagte: „sie haben meinen Diamanten taxiert nach seinem wahren Wert, er soll jetzt in der ersten Krone der Christenheit brillieren und ist da ganz an seinem Platz.“

Der Kurfürst hielt viel auf seine älteste Tochter und wollte nichts wissen von ihrer Einfalt. Er

sagte: „ihre Einfalt ist tiefe Weisheit, sie gibt dem Höchsten den Preis, den Schätzen der Ewigkeit.“

Es ist uns noch jetzt eine Vorschrift aufbewahrt, die Kurfürst Philipp Wilhelm zur Erziehung seiner ältesten Tochter gab: „Ordnung deren Stunden vor die Eleonora: Sie solle des Morgens, wenn sie gesund ist, aufstehen um 7 Uhr, damit sie um 8 Uhr mit dem Kleiden und Beten fertig sei. Von 8 bis 9 Uhr solle die Kammerfrau in der französischen Sprach ihre Stund haben. Von 9 bis halber 11 solle Pater Ray profitieren. Von halber 11 bis 11 dauert die Messe. Von 11 bis 12 Uhr isset man. Von 12 bis 1 Uhr kann sie sich recreiren. Von 1 bis 2 Uhr solle sie tanzen. Von 2 bis 3 Uhr schreiben. Von 3 bis 4 Uhr Pater Ray profitieren, von 4 bis 5 Uhr die Kammerfrau in der französischen Sprach oder Katechismus. Von 5 bis 6 Uhr Recreation. Von 6 bis 7 Uhr isset man. Von 7 bis 9 Uhr Recreation und dann zu Bette.“

Die zur Zeit ihrer Verlobung kaum 18jährige Eleonora hatte ihren kaiserlichen Bräutigam noch nie gesehen, dessen Rang imponierte aber den kleinen deutschen Fürstenthäusern gewaltig. Eleonora war

unter ihren vielen jungen Geschwistern selbst noch wie ein Kind gehalten. Der Hof von Pfalz-Neuburg war sehr einfach und gab wenig Feste. Ein kindliches Gemüt konnte an ihm seine Kindlichkeit bewahren. Eleonora lernte und arbeitete mit den kleinen Prinzen und Prinzessinnen, und während diese spielten und herumhüpften beschäftigte sich die erwachsene Jungfrau auf die ihr zusagendste Weise; sie wandelte an der Seite ihrer Kammerfrau und eines alten Dieners hinaus in die Umgebung des väterlichen Landschlusses, in Feld und Wald, denn sie hatte einen feinen und tiefen Sinn für die Schönheit der Natur und war immer so glücklich und verklärt nach solchen Spaziergängen, wenn sie auch wenig davon erzählte.

Die Wohnungen der Armut waren gesegnete Stätten für die junge Prinzessin. Hier war sie freundliches Kind bei den Kindern, geschickte und hilfreiche Schwester der kranken Hausmutter, tröstende Christin am Sterbebette des Greises. Ihr Geld, ihren Schmuck, ihre Kraft und Zeit weihte sie bis zur Uebertreibung ihren leidenden Mitmenschen und war dabei glücklich wie ein Vögelein in seinem Element. Nur wenn sie's

übertrieb entlockten ihr die Vorwürfe der Ihrigen ein Thränlein, das aber diesem glücklichen Kinde bald trocknete.

Eine Bauernfrau, welcher die junge Prinzessin in schwerer Krankheit beigestanden, war außer sich vor Freude, als sie nach zwei Jahren die Kaiserin in glänzender Begleitung nahe ihrer Hütte vorbeiziehen sah; sie lief ihr feuchend nach und überreichte ihr ein Butterbrot, das Beste, was das arme Weib gerade besaß.

Als die vierjährige Eleonora einmal zur Winterzeit einen barfüßigen Kapuziner sah, zog sie schnell ihre eigenen kleinen Schuhe aus und überreichte sie dem Manne, welcher durch diese kindliche Güte gerührt, ihr einen prophetischen Spruch für das Leben mitgab:

O du glücklich Kind, was soll man dir erbitten?  
Fürsichtigkeit in That, im Munde Redlichkeit,  
Des Leibes schöne Gestalt, Annehmlichkeit der Sitten,  
Fried', Demut, Lieb', in all' Geberden Ehrbarkeit,  
Die sind schon anjest dein Reichthum, Stand und Ehr.  
Willst noch 'ne Kron' mein Kind? sonst fehlet dir nichts  
mehr.

Wurde die fürstliche Jungfrau nach der strengen Sitte der damaligen Zeit viel in ihr einsames



Zimmer eingeschlossen, fühlte sich ihr warmes Herz auch da nicht allein; mit unbeschreiblicher Liebe und Inbrunst gedachte sie dessen, der für sie als Heiland gestorben, betrachtete sein Leben in Erinnerung und Schrift mit einer Hingebung, wie sie selten vorgekommen ist und fühlte sich nach und nach so sein eigen, daß sie nichts sehnlicher wünschte, als in Ewigkeit seine Braut zu werden.

In diesen seligen Gedanken traf sie die Werbung des mächtigen Kaisers; sie erschrock und schaute verwundert und flehend den Vater an. Dieser nahm zärtlich des Kindes Hände in die seinen und sagte: „Mein Töchterlein, dein gutes Verhalten und dein liebes schönes Gesicht haben dir eine Kaiserkrone eingetragen.“

Eleonora schlich sich tieferrötend hinweg, bis jetzt Kind, dem Herzen nach, jetzt plötzlich Braut. Sie bedurfte der Stille, um sich zu fassen. Als sie sich endlich beruhigt, überkam ein bitterer Schmerz ihre Seele, sie hatte sich so in den Gedanken an ihren himmlischen Bräutigam eingelebt, daß ihr der Verkehr mit einem unbekanntem irdischen unaussprechlich peinlich vorkam; die hohe, reine

Schönheit ihres Ideals konnte kein Erdenjohr erreichen.

Man wird in unsern Tagen solche Gefühle übertrieben und unerklärlich finden, aber lese man die Kirchenlieder aus jener Zeit, so sieht man, daß Viele so gedacht haben:

Liebster Jesu! nur in dich versunken  
Will ich meine Seele, dein nur denken!  
Alles and're sei mir klein und fern,  
Dich nur lieb' ich, habe dich nur gern!

Scheint die Sonne lächelnd meinem Leben,  
Will ich denken: du hast es gegeben!  
Alles, alles Gute kommt von dir,  
D'rum ist jedes Blümlein teuer mir.

Martern rauhe Stürme meine Jugend,  
Sei Geduld mir eine liebe Tugend,  
Denn mein Jesu prüft damit sein Kind,  
Ob es stark ist gegen Schmerz und Sünd'.

Also kann's mir gleich sein! Sonnenhelle  
Oder Leiden an des Grabes Schwelle  
Oder selbst der Tod, sie weisen mich  
Allzusammen, Jesu, nur an dich.

„Dein liebes, schönes Gesicht hat dir die Kaiserkrone eingetragen,“ sagte der Vater.

„O wäre mein Gesicht weniger schön!“ seufzte die nicht eitle, aber naive Eleonora, und ihr kam der weise Einfall, sich weniger schön zu machen. Die Mutter und Hofdamen hatten oft gescholten, wenn sie an Sonne und Luft ging, „daß mache ja häßlich!“ Von ihrer Verlobung an war die Prinzessin noch öfter im Freien als sonst und wurde bräunlich, wie ein Bauernkind. Der Vater merkte, was in ihrer Seele vorging und redete ihr eindringlich zu.

„Laßt mich Braut des Himmels werden,“ schluchzte Eleonora, „laßt mich den Schleier nehmen bei den Karmeliterinnen in Düsseldorf oder bei der Marianischen Schwesterschaft zu Neuburg; ich habe mich da schon vor dem Altar angelobt, habe mich selbst eingeschrieben und erwarte nur noch die Weihe von meinen Obern.“

Aber Kurfürst Philipp Wilhelm war weltlicher gesinnt als seine Tochter und stellte ihr vor, welch' große Glückseligkeit sie erwarte, die erste Prinzessin der Welt zu werden, wie sie durch ihre Heirat mit dem deutschen Kaiser eine Mutter der ganzen katholischen Christenheit werden könne und schloß mit den Worten:

„Er ist ein frommer, tapferer, gütiger Herr, du wirst ihn lieben lernen.“

Und so kam es, die schüchterne Braut wurde unter feierlichem Pomp eine mächtige Kaiserin. Nun hielt sie sich für verpflichtet, dem Gemahl die herzlichste Liebe zu beweisen und wurde das Vorbild einer aufopfernden Gattin, einer liebevollen Mutter, einer würdigen Kaiserin. Ihr Gemahl hielt viel auf äußere Form, d'rum gab sie sich Mühe ihre Schüchternheit zu überwinden und ihre schöne Gestalt in gefälligen Schmuck zu kleiden, wenn sie gleich heimlich über die Eitelkeit der Welt seufzte.

Oesterreich war stolz auf seine schöne, fromme Kaiserin. Zur Zeit unserer Erzählung besuchte sie ihre Eltern als Flüchtling, denn der schlimme Türkenkrieg war ausgebrochen und verbreitete viel Schrecken und Sorge im deutschen Reich. Eleonora hielt es anfangs für Pflicht, den bedrängten Kaiser nicht zu verlassen. Dieser gebot aber selbst, sein Kleinod möge das bis jetzt noch sichere Elternhaus aufsuchen; er wußte, was er in Eleonora besaß.

So kam sie denn gern zu den Ihrigen und wurde den Schwestern, mit dem richtigen Takt

eines einfachen, liebevollen Herzens zum Schutzgeist in einer Zeit, wo ihrem Vaterlande Gefahr von Westen her drohte.

### Ernst von Blumenau.

Da dieser junge Graf, trotz seines unscheinbaren Aeußern und seiner Bescheidenheit, berufen ist, eine bedeutende Rolle in der kurfürstlichen Familie zu spielen, wollen wir einige Notizen über ihn geben.

Sohn einer österreichischen Grafenfamilie, wurde er in zarter Kindheit vater- und mutterlose Waise und mußte von rauhen Verwandten viel Schweres erdulden, bis ein glücklicher Zufall ihn in den Schutz des Kurfürsten brachte, welcher ihn mit seinen Söhnen Johann Wilhelm und Wolfgang Georg erzog und auch väterlich für sein bedeutendes Besitztum in Oesterreich sorgte. Dieses bestand in einem hübschen Schloß und großem Landgut.

„Ernst von Blumenau kann einmal ein braver Gutsbesitzer werden, zu etwas anderm hat er kein



Talent," dachte der Kurfürst und verglich seine eigenen schönen, talentvollen Söhne mit dem nicht hübschen, wenig sprechenden Ernst von Blumenau, der alle Dinge, die man an einem Grafen nötig fand, so schwer lernte. Das Reiten und Fechten, das zierliche Reden in Gesellschaft, in allem war er gleich unbeholfen. Aber ritt er schlecht, so war er ein trefflicher Besorger der Pferde; die Tiere liebten ihn und waren unter seiner gütigen Aufsicht doppelt leistungsfähig, was dem Kurfürsten sehr paßte, denn er mußte in gegenwärtiger unruhiger Zeit viele Kriegsgrosse halten. War er ein unbeholfener Fechter, so war er dafür ein tapferer Krieger. Konnte er in Gesellschaften nicht zierlich sprechen, so mußte man seinem klaren tiefen Verstande, seinem gütigen Gemüt hohe Achtung weihen.

Eine Eigentümlichkeit war auffallend an ihm; als kleiner Knabe lebte er lange bei Verwandten in Oesterreich, rauhen Leuten, die ihn hart und ungerecht behandelten; er wurde dort viel gedehmütigt und verspottet, so daß seine große Schüchternheit die Folge davon war. Kam er in ein Zimmer und wurde rauh gefragt: „Wer ist

hier?“ so stotterte er verlegen: „Ach niemand, nur ich!“ Diese Redensart blieb ihm zur Gewohnheit, auch später in der kurfürstlichen Familie und zog ihm den Spottnamen „Herr Niemand“ zu, womit ihn besonders die übermütige Dorothe Sophie quälte.

Die kurfürstlichen Töchter achteten ihn gering, weil er so unbeholfen und nicht hübsch war. Das alte Kurfürstenpaar hielt ihn für viel dümmer als ihre eigenen Kinder. Hingegen Johann Wilhelm und Wolfgang Georg kannten ihn besser, er war jahrelang ihr Freund und Waffengefährte, ehrten seinen braven Charakter, sein gutes Herz, seine männliche Tapferkeit bei großer Bescheidenheit. Drum folgte er den Söhnen, sogar den kleinen Knaben, so viel er nur konnte und wich den Töchtern aus, besonders der spottfüchtigen Dorothe Sophie; der Titel „Herr Niemand“ verdroß und ärgerte ihn sehr, ohne daß er's jedoch merken ließ.

Nur für Elisabeth hegte er eine tiefe stille Liebe, die beinahe an Anbetung grenzte und nicht ganz verborgen bleiben konnte, obwohl nur seine ehrlichen Augen sie ausgesprochen, nie sein Mund.

Mit stiller Betrübniß erfüllte ihn die Abreise

seiner beiden Freunde Johann Wilhelm und Wolfgang Georg in Kaiser Leopolds bekannten Türkenkrieg. Die jungen Prinzen wollten einerseits brüderlich ihren bedrängten Schwager unterstützen, anderseits hofften sie, von den berühmten Feldherren des Kaisers, Prinz Eugen von Savoyen und Herzog Karl von Lothringen, die Kunst des Heerführens zu lernen, was in damaliger unruhiger Zeit für junge Fürstensöhne sehr nötig war. O wie gern wäre Ernst mitgegangen; in seiner Brust schlug ein Heldenherz so gut, wie in Johann Wilhelms. Aber treu gehorchte er dem Kurfürsten, welcher ihm für einstweilen die Aufsicht über die neuangekauften Kriegsbrosse übertrug. So stand er denn drunten im Schloßhof, die schönen Tiere freundlich pflegend und fühlte sich etwas gestört von der übermütigen Prinzessin Dorothe Sophie und den kleinen wilden Buben. Dorothe Sophie liebte die Pferde sehr und war selbst eine kühne, gutgeschulte Reiterin. Sie gab drum den hübschen Pferden Brot, Zucker und freundliche Schmeichelworte, und die kleinen Buben schauten bewundernd empor und hatten großen Respekt vor Schwester und Pferden.

„Ja, Kinder,“ deflamierte Dorothe Sophie, „das Roß ist ein edles Geschöpf! fast verständiger als die Menschen! Braucht mich nicht auszulachen! Es trägt den Krieger in der Schlacht und liebt und schützt ihn, und nimmt die schwersten Wunden hin, ohne zu klagen, und blutet und stirbt voll Geduld, das starke, prächtige Tier, das sich schon wehren könnte vor dem Menschen, wenn es nur wollte, aber es ist gut und liebt seinen Gebieter und hat schon Tausenden das Leben gerettet mit seiner Adlerschnelle und seiner Intelligenz. Will euch eine morgenländische Poesie hersagen von einem treuen Roß, paßt auf!

Ein Mann vom Morgenlande  
Besah ein edles Pferd,  
Das war ein Bild der Schönheit,  
Drum hielt er's hoch und wert.

Er nahm's mit sich auf Reisen  
Zu Sultans Töchterlein;  
Die wollt' das Roß wohl haben,  
Das Roß, so hoch und fein.

Versprach dem armen Thoren  
Zu werden seine Braut,  
Wenn er das Roß ihr schenke —  
Und er hat ihr vertraut.

Und gab ihr seinen Liebling,  
Der schaut ihn traurig an,  
Leckt scheidend noch das Antlitz  
Dem schwer bethörten Mann.

Das Roß muß' fortan tragen  
Die stolze Sultansmaid,  
Sein Herr muß' Brücken bauen  
Im armen Sklavenkleid.

Und täglich konnt' er schauen  
Die Reiterin, das Roß,  
Das Weib voll Hohn und Bosheit,  
Wenn seine Thräne floß.

Das Roß blickt ihm 'in's Auge,  
Als wär's ein Mensch, ein Freund,  
Und senkt das Haupt dann leise,  
Als hätt' es selbst geweint.

Einst wollt' er frei sich machen,  
Da band man ihn so schwer;  
Zum Tod ward' er verdammet,  
Hat keine Hoffnung mehr.

Verzweifelnd lag er stille,  
Wagt sich zu regen nicht.  
Da streift ein warmer Atem  
Liebkosend sein Gesicht.

Sein Roß ist's, das getreue,  
Es hat sich frei gemacht



Und naht dem armen Herren  
Mit Lieb und Freundeswacht.

Die Stricke, die ihn schnüren,  
Zernagt es in Geduld;  
Der Sklave wird befreiet  
Durch seines Pferdes Huld.

Auf seinem Rücken flieht er  
Wohl vor der Feinde Speer,  
Wohl durch den Sand der Wüste,  
Wohl bis an's weite Meer.

Und schaut der Heimat Insel  
Wohl auf dem treuen Roß,  
Und schaut die Freunde winken,  
Und schaut der Väter Schloß.

Und in geliebten Armen  
Da ruht der Flüchtling aus;  
Sein Roß hat ihn getragen  
Wohl in der Seinen Haus.

Der Reiter ist geborgen,  
Das Roß ist todesmüd,  
Stirbt zu des Herren Füßen  
Voll Treue und voll Fried'.

Hedwig Amalia war auch mit den Geschwistern  
in den Schloßhof heruntergekommen und lauschte  
mit fröhlicher Aufmerksamkeit auf das Roßlied.

Ein frisches Naturkind wie Dorothe Sophie, nahm sie sich aber in ihrem ganzen Wesen lieblicher und anmutiger aus, als die Schwester; sie war eine blühende Rosenknospe, ein leichtbeschwingtes Vögelein. Wer die älteste Tochter Eleonora mit der jungen Hedwig verglich, mußte sich wundern über die verschiedene Erziehung der zwei Schwestern. Eleonora, ein schönes, trauriges Heiligenbild, in peinlichem Zwang aufgewachsen. Auch peinlich für die gar zu gewissenhaften Eltern, die eben mit ihrer strengen Erziehung des Kindes Geist schwermütig machten.

Hedwig, eine frische Feldrose, aufgeblüht fast ohne Kunst und Gärtner, aber ganz schöne Natur. Wir wollen das Rätsel lösen: Schaut die ältesten und die jüngsten Kinder vielzähliger Familien an. Wie ängstlich werden die Ältesten erzogen oder verzogen, je nach Verstand der Eltern; die Jüngsten überläßt man meist der lieben Natur, weil man nicht mehr Kraft und Zeit hat, an ihnen viel zu erziehen. Was in Familien des Mittelstandes geschieht, mußte hier noch viel auffallender vorkommen. Eleonoras Kindheit traf in eine friedliche Zeit des damals noch jugendlichen Kurfürsten-

paars, darum gaben sie sich viel Mühe mit ihrer schönen, ältesten Tochter.

Hedwigs Kindheit fiel in die Zeit der düsteren Kriege. Der gewissenhafte Vater mußte an andere Dinge denken, als an sein kleines Mädchen. Die Mutter alterte und war müde von der beständigen Unruhe. Drum blühte Hedwig Amalia rosenfrisch und ungekünstelt empor. Als Kaiserin hätte sie sich nicht so fein und imponierend benehmen können, wie Eleonora. Aber als einfache Frau hatte sie die Beispiele des Guten vor Augen an Eltern und Geschwistern, wurde drum einfach und gut und blieb frisch und fröhlich ihr Leben lang.

Das muntere Durcheinander der kurfürstlichen Kinder im Schloßhof wurde plötzlich von Dorothe Sophie unterbrochen:

„Was laufen doch die Bedienten so herum?“ Die kleinen Buben, von Neugier geplagt, liefen ebenfalls und kamen bald mit dem Bericht zurück: „Französische Gesandte seien angekommen! sie möchten diese auch schauen, fast so gern wie die Pferde!“

Nun wurde Dorothe Sophie aufmerksam und aufgeregt, denn sie liebte alles Neue, hüpfte die

breiten Treppen zum Palaſt empor, um die wichtige Nachricht den ältern Schwestern mitzuteilen. Die Buben ſtürmten hintendrein und Hedwig trippelte kindlich eilig nach. Ernst von Blumenau blieb allein zurück, die Pferde wurden beſorgt und von den Stallknechten zu ihren Ruheplätzen geführt.

Ernst war ungehalten über die franzöſiſche Geſandtschaft, er fürchtete, es möchte etwas Verhängnißvolles für Eliſabeth dahinter verborgen ſein — er dachte immer an Eliſabeth. Er ſeufzte tief und ſorgenvoll:

„Ja, ja, die fürſtlichen Kinder jubeln den franzöſiſchen Geſandten entgegen und mir ſind ſie verhaßt, hab' eine Ahnung, ſie werden Böſes bringen.“

### Die franzöſiſchen Briefe.

Nach Abreiſe der Prinzen Johann Wilhelm und Wolfgang Georg wurde es wieder ſtill und ruhig in der Familie, faſt traurig ruhig möchte man ſagen. Die mütterliche Kurfürſtin weinte viel um ihre lieben Söhne und ſah ſie in angſtvollen Träumen unter Türkenſäbeln bluten. Die

treuen, frommen Töchter Eleonora und Leopoldina verließen die betrübte Mutter keine Stunde und pflegten und trösteten sie mit kindlicher Liebe und sorgten, daß der kleine, schöne Alexander Sigismund beständig das Mutterauge erfreue, gleich einer holden Blume, die uns ein Grab verdeckt; sie spielten mit dem Kinde und thaten alles Mögliche, es zu unterhalten, so daß es am liebsten bei der Mutter und diesen beiden Schwestern blieb.

Die andern beiden Knaben und Hedwig und Adelheid überließ man ihrer kindlichen Freiheit, von Graf Blumenau gewissenhaft behütet. Dieser war in letzter Zeit sehr ernst, ja traurig, und wich sorgsam Dorothe Sophie und Elisabeth aus, deren fröhlicher Uebermut ihm mißfiel. Er hatte es schneller als alle in der ganzen Familie bemerkt, daß die lebhaften französischen Gesandten den jungen Prinzessinnen gefielen und seufzte um sein schneeweißes Engelein Elisabeth, wie er die schöne Fürstentochter im Geheimen nannte. Um Dorothe Sophie kümmerte er sich nicht.

Der Kurfürst hatte jetzt anderes zu thun, als seine Lieblinge zu überwachen. Er war ernst, nachdenkend, ja düster; sprach viel mit den Gesandten



und schien unzufrieden mit dem, was sie sagten. Er schrieb den ganzen Tag und ließ Briefe, was er sonst nie gern gethan hatte, und vermifzte sehr den Rat und Beistand seiner beiden ältesten Söhne. Aber seine treue geistreiche Tochter Maria Anna verließ ihren Vater nicht in dieser Bedrängnis. Sie saß halbe, ja ganze Tage bei ihm im hohen dunklen Ahnensaal des Schlosses zu Düsseldorf, wo der Kurfürst gewöhnlich seine Briefe zu lesen und zu beantworten pflegte und half bei dieser oft langweiligen Arbeit. Sie that dies alles immer sehr ruhig und geduldig, so daß sich der Kurfürst wunderte, als sie eines Tages über einen der Briefe in lebhafteste Bewegung geriet, errötete und erblaßte.

Der Kurfürst ließ das wunderliche Schreiben nun auch; es lautete, nach der üblichen Anrede an den Kurfürsten, wie folgt:

„Euer Durchlaucht bekannte Wohlthätigkeit ist so groß, daß sich Höchstdieselben schwerlich erinnern werden, einem Fremden nach der Schlacht von Terbellin das Leben gerettet zu haben und dabei noch dem Armen genügende Existenzmittel zum fernern Fortkommen gaben. Die Dankbarkeit

Eures demütigen Dieners schlummerte bis jetzt, ich muß es mit Beschämung sagen. Heute erst gibt ihm der Zufall das Glück, Euch ein Geheimniß mitzuteilen, das Euch vielleicht von Nutzen sein kann: Gesandte meines Landes kommen an Euern Hof, der Herzog von Longueville und der Graf Montbrillant. Nun soll der letztere dieser Herren nicht seinen wahren Namen tragen — denn derselbe wäre derjenige unseres Dauphins. — Warum diese Verkleidung geschieht? — fragt ein demütiger Diener nicht, aber Euch mag's vielleicht von Nutzen sein, es zu wissen. — Doch um aller Heiligen willen, verratet mich nicht, wenn Ihr meine Handschrift kennen solltet!"

Der Kurfürst betrachtete lange das räthelhafte Schreiben. „Hm,“ machte er endlich, „geschieht zuweilen im Kriege, daß man einem das Leben rettet — Christenpflicht — mein Gedächtniß ist zu schwach, mich allemal dessen zu erinnern.“

Maria Anna: „Wurde dieser Brief von den französischen Gesandten hergebracht?“

Kurfürst: „Nein, er lag im deutschen Felleisen. Warum fragst das?“

Maria Anna: „Mir kam der Gedanke, ob die Gesandten selbst das seltsame Schreiben besorgt haben, uns aus irgend einem Grunde zu täuschen?“

Kurfürst: „Wüßte nicht, was für Vorteil sie von dem dummen Spaß hätten? — Des Menschen, dem ich das Leben gerettet haben soll, erinnere ich mich nicht mehr, seit der Schlacht von Terbellin ist's lange her, that solches eben oft, wenn ich Gelegenheit fand, ohne nach dem Namen zu fragen. — Droben im alten Saale hängt des Dauphins Bild, wir können's mit dem Gesandten vergleichen, dabei erweisen wir ihm die Ehre, die jeder zivilisierte Hof einem Gesandten schuldig ist und sind auf unserer Hut — besonders du meine kluge Maria Anna und deine Schwestern. — Verkleidete Prinzen und ein halbes Duzend Prinzessinnen — doch Leopold ist vornehmer, und nahm auch Eine.“ Letztere Worte halb für sich im Abgehen sprechend.

Wie der Kurfürst, dachte die ganze Familie, nur Eleonora warnte leise, sie war weniger klug und schlau als die andern, nach weltlichem Sinn genommen. Aber jenes wunderbare Ahnungsvermögen, welches reinen frommen Seelen eigen

ist, besaß sie in hohem Grade. Das Böse hatte keine Macht über sie, sie durchschaute es gleich; während die jungen Schwestern sich in süße Träume wiegten, der Mutter Thränen trockneten und fröhlicher Hoffnung Platz machten und selbst die edle, sonst so geistreiche Maria Anna sich thörichter Täuschung hingab.

Die Ehre der Welt ist blendend und verlockend und ist schon Manchen zur Fallgrube geworden.

Wohl dem Herzen, das seinen Lebensweg in Einfachheit und Liebe wandeln darf und nie vom Schicksal auf die Höhe des Ehrgeizes geschraubt wird.

---

### Maria Anna.

Maria Anna weilt im alten Saal allein, betrachtet das Bild des französischen Kronprinzen. „Ich hab' ihn nun gesehen, diesen rätselhaften Gesandten, jung, schön, blaue Augen und schlanker Wuchs, sieht aus wie ein Deutscher — er kann's auch, seine Mutter ist die spanische Habsburgerin — sein weniges Sprechen, sein zurückhaltendes

Rächeln hat aber etwas fremdartiges, vielleicht der Zug der französischen Könige? — Ich kenne das nicht. Fein und vornehm und geistreich in hohem Grade scheint er zu sein, dieser Fremdling, welcher sich an unserm Hof als einfacher Gesandter eingeführt hat und ein Königssohn sein soll. — — Warum diese Maske? Weilt Glück oder Unglück dahinter? Wahrheit oder Täuschung? Diese blauen Augen haben einen so edlen Blick, sollte seine Seele fa sch sein? Vorsichtig, Maria Anna! Die Ähnlichkeit ist allerdings auffallend zwischen diesem Bilde und dem Grafen von Montbrillant, wie er sich zu nennen beliebt. — Sei er was er will und warum er es will, er soll uns immer würdevoll und vorsichtig finden, mich und die Schwestern, für welche ich denken und handeln werde zu ihrem Besten. — Sollte aber Eine von uns zur Königin von Frankreich bestimmt sein — welche? Ich lasse den Himmel entscheiden. — Liebt eine meiner Schwestern diesen sanftblickenden Mann, so soll sie gewählt werden, wo nicht, so bin ich's — zur Königin paß ich am besten. Eine Königin zu werden, zumal eines so mächtigen Reiches, ist der einzige Ehrgeiz meines Lebens, der einzige Wunsch,



den ich hege. Ich fühle die Kraft in mir, das Große zu wollen und zu vollbringen, das Große und das Gute. Gesegnet sollen die Völker sein, welchen ich Herrscherin und Mutter werde. Friede und blühendes Leben werden das Innere meiner Länder schmücken, Schwert und Wissenschaft mächtig meine Grenzen schützen. Drum habe ich gelernt und gestrebt, gearbeitet und entbehrt, während die Genossinnen meiner Jugend sich glücklich fühlten in schönen Tändeleien. Doch, was schwärme ich, vielleicht schlägt alles fehl, dann soll Maria Anna wieder die treue Tochter und liebende Schwester sein wie immer und niemand soll sie trauern sehen, weder jetzt im Feuer der Jugend, noch später in des Alters Eis."

Es war Maria Annas praktischer Natur nicht gegeben, sich lange auf der Höhe der Begeisterung zu halten, drum ging sie nach obigem Selbstgespräch mit Alltagsgesicht und Alltagskleid wieder hinunter ins Familienzimmer der ihren, und fand dort die Eltern und Schwester Kaiserin in ängstlicher Beratung beieinander sitzen. Die wichtige Frage mußte besprochen werden: „Ob man den französischen Gesandten eine Fôte zu geben habe

oder nicht?“ Der Kurfürst stimmte für letzteres, die Frauen für ersteres. Da sagte Herr Philipp Wilhelm phlegmatisch: „Er müsse regieren und habe keine Zeit für solch' eitles Schönthun.“

Die Kurfürstin war in Verzweiflung, sie hatte viel vernommen von den glänzenden Hoffesten in Versailles und mochte nicht gar zu arm auftreten mit dem übrigen; aber wie anfangen? Da war guter Rat teuer!

Die junge Kaiserin stellte zwar bei Festen eine schöne, anmutige Persönlichkeit vor, aber solche selber arrangiren konnte sie nicht, und saß still ergeben da.

Maria Anna, der Eltern kluger Rat, wurde drum auch diesmal freudig begrüßt. Sie war dafür, daß ein Fest gegeben werden müsse, aber ein ganz einfaches — etwa ein Maskenball. Der Kurfürst hielt auch auf diese nicht viel und gestattete seinem Hofe deren so wenige als möglich. „Einen einzigen! und diesen hübsch, der Fremden wegen,“ entschied er endlich, „Geld dazu könnt ihr aus meiner Privatkasse nehmen, aber nicht zu viel.“

„Und was denkt ihr zu tragen, meine Mädchen?“ fragte die Kurfürstin. „Sorg', daß uns Ehre gemacht werde, Maria Anna!“

„Wir könnten etwa im Verein mit unsern sittsamsten Hofdamen allegorische Bilder arrangieren, die sind jetzt Mode an den vornehmsten Höfen,“ sagte die belehene Maria Anna und schilderte der bewundernden Mutter die Festtänze ihrer Zeit, wo bald die nordische Mythologie, bald das Griechentum Bilder hergeben mußte.

Herr Philipp Wilhelm schüttelte gutmütig lächelnd das graue Haupt und sagte: „Komödien-  
spiel! Kann es meine stolze, fluge Maria Anna über sich bringen, sich und ihre Schwestern in solchem Aufzug dem fremden Volke zu zeigen?“

Die junge Kaiserin aber belehrte den Vater in ihrer sanften Weise: „Solch' Spiel sei jetzt an allen Fürstenhöfen Sitte, man müsse sich dem fügen, Maria Anna würde es ehrbar und sinnreich darstellen.“

„Verzeiht Vater,“ sagte diese, „ich liebe die Franzosen so wenig, als ihr selber und möchte ihretwegen keine Komödienkünste treiben. Aber etwas, was nun einmal allgemein Sitte ist, muß

geschehen, da wir gezwungen sind, Friede zu halten. Den jungen Schwestern soll's nicht schaden! Das verspricht euch Maria Anna, ihre Aelteste."

Nun war alles beruhigt und getröstet. Die Töchter rüsteten zum Feste und jammerten über die wenigen Geldmittel; die Mutter half ihnen, der Vater hatte, wie gewöhnlich keine Ohren für solche Klagen. „Er mußte regieren“, wie er sagte.

---

### Elisabeth.

Es war Abend. Nach den strengen Sitten des Kurfürstlichen Hauses wurden die Töchter früh in ihr klösterlich einfaches Schlafzimmer geschickt, wo nach neun Uhr kein Licht mehr brennen durfte.

Drum ließ sich heute Elisabeth so gerne vom Monde bescheinen, dessen Licht hell durch die schmalen, hohen, vergitterten Fenster fiel. Die Prinzessin war aufgereggt und konnte nicht schlafen, und ihre Zimmergefährtin Dorothea Sophie ebenso wenig. Letztere hüpfte und sang in jugendlicher

Freude. Erstere lehnte sich sinnend ans Fenster und blickte träumend ins Mondlicht, welches selten einem schönern Mädchen geleuchtet.

Sehr schön war Elisabeth, besonders dann, wenn sie sich in ihrer wahren Gemütsstimmung zeigen durfte, einfach, sinnig, ahnungsvoll. Einfach trug sie ihr reiches, schlicht niederwallendes Goldhaar, in einfaches Weiß kleidete sich die schlanke, zierliche Gestalt. Sinnig war der Ausdruck des feinen lilienhellen Antlitzes. Ahnungsvoll blickten die dunklen strahlenden Augen, dunkelstrahlend und dennoch veilchenblau, wenn man sie näher ansah — jene wunderbaren Augen — derer Farbe wechselnd scheint, je nach der Stimmung des Augenblicks, wechselnd — aber immer schön, bei einem Herzen wie Elisabeth, rein und gut, wenngleich zuweilen schwach und leidenschaftlich. Reife flüsterte ihr holder Mund in dieser Stunde:

Milde Nacht! im Mondeschleier,  
Mit der heiligen Sternefeier,  
Lieb dich mehr, als Sonnenglanz,  
Denn mein Herz versteht dich ganz.

O wie süß bist du dem Müden!  
Gibst ihm Ruhe, gibst im Frieden,



Und wer leise weinen will,  
Liebt dich auch, denn du bist still.

„Ei, so sprich doch laut und zeig, daß du lebst!“ rief die ungeduldige Dorothe Sophie, „muß ich meine Freude, die mich nicht schlafen läßt, für mich allein behalten? Wie wichtig und großartig wird seit den letzten Tagen alles an unserm sonst so langweiligen Hof.“

Elisabeth: „Die Ankunft der fremden Gesandten scheint dir wichtig? Das ist ja ein ganz gewöhnliches Ereigniß bei Papa, ich verstehe dich nicht?“

Dorothe Sophie: „Elisabeth verstell' dich nicht! Du bist zu dumm dazu — verzeih', ich wollte sagen zu gut — man durchschaut dich doch — bist ja dunkelrosenrot geworden bei meiner Rede, trotz Mondschein und Liliengesicht. Diese Gesandten sind keine gewöhnlichen Gesandten — Vater und Maria Anna treiben im alten Saale Staatsweisheit — da hab ich gelauscht.“

Elisabeth vorwurfsvoll: „Wieder gelauscht! O Sophie!“

Dorothe Sophie schnell einfallend: „Will's bereuen lieb Schwesterlein, nur keine Predigt, zum

predigen taugst noch am allerwenigsten. Mach nur kein Schmollegeficht — laß dich küssen — ich mein es mit dir doch am besten. Maria Anna wird wüthen, wenn sie erfährt, daß ich ihre Pläne kreuze — und ich erlebe einen herrlichen Spaß, wenn ich ihr den König nehme und dir gebe!“

Elisabeth befremdet: „Ich verstehe dich nicht.“

Dorothe Sophie: „So wisse denn, dieser Gesandte ist der Sohn des Königs von Frankreich, prächtige Entdeckung! Maria Anna will es uns geheim halten und Königin werden, jetzt wäre ihr einer gut genug, der Stolzen, die sonst mit dem hoeherrhabenen Kopf den Himmel einstoßen wollte, und uns trocken hofmeisterte, in Allem, was wir thaten. Was, antwortest du mir nicht, Elisabeth?“

Elisabeth: „Ich verstehe mich nicht darauf, ob es gut für Maria Anna ist, den König von Frankreich zu heiraten. Aber Vater wird ihr schon das beste raten, wie er es Eleonore geraten hat. Maria Anna paßt zur Königin, sie ist so weise, so gut.“

Dorothe Sophie: „Wenn aber der König dich will! — weil du schöner bist, oder mich! Zu Tode lachen muß ich mich, wenn Maria Anna daneben kommt, und du auf den französischen Thron.“

Elisabeth ängstlich: „Das ist nicht möglich!“

Dorothe Sophie: „Das ist sehr möglich! Warum läuft ein Prinz verkleidet in den Ländern herum? Diese Franzosen können nie einen graden Weg gehen, der krümmste dünkt ihnen der beste. Wir waren dem deutschen Kaiser gut genug, warum sollten wir zu gering sein dem großen Ludwig? Unser hübsches Gesicht macht sich, wie es scheint, gut unter Kronen.“

Elisabeth: „Heiraten sind bei Fürstenkindern Staatsabsichten, glaubst du, das gelte hier?“

Dorothe Sophie: „Was kümme ich mich um Staatsabsichten, will mich damit abgeben, wenn ich alt bin Maria Anna hofft Königin zu werden, also kommt der Prinz wegen uns.“

Elisabeth: „Wenn Maria Anna Königin werden will, so küsse ich ihr die Hand und bete für ihr Glück. Mag sie eine edle Seele gefunden

haben in diesem fremden Herrn, eine Seele, die sie lieben kann, wie gern gönne ich ihr das."

Dorothe Sophie: „Du also willst ihn nicht?"

Elisabeth: „Nein! Heilig und unantastbar sei mir dasjenige, was Maria Anna für sich allein zu behalten wünscht! Laß es dir auch sein, liebe Sophie."

Dorothe Sophie: „Wieder den thörichtesten Edelmut, du liebst ihn, bist ja seit vorgestern ganz verändert, so weich und nachdenkend, und da tritt dir gar eine Thräne in's Auge. — Elisabeth! Elisabeth! du hast keine Verpflichtung, einer deiner Schwestern solche Opfer zu bringen."

Elisabeth: „Ich bringe gar kein Opfer, ich liebe ihn nicht, diesen stolzen französischen Prinzen, mit dem scharfen Adlerblick, ich fürchte mich eher vor ihm, und passe so wenig an seine Hand, wie unter eine Königskrone."

Dorothe Sophie: „Nicht der Dunkellockige ist der König, der Sanftblickende ist's, dieses liebe deutsche Gesicht. O Elisabeth! jetzt hab' ich dich getroffen!"

Elisabeth leise weinend: „Ja, das hast du. O, Schwesterlein, ich konnte nie schweigen, wenn

mir das Herz überfließt. Verrat' mich nicht an Maria Anna, sie soll ihn haben, diesen Schönsten von Allen. Ich werde ihn noch mehr lieben, ich darf es ja herzlicher, wenn er mein Bruder ist. Ich werde ihn lieben, wie Leopold, nur viel, viel mehr. Als Gemahl wäre er mir zu hoch, ich glaube, ich dürfte dann nie aufblicken zu ihm."

Dorothe Sophie zugleich gerührt und schmollend:  
„Einfältige Elisabeth, die immer alles hingibt, ich lieb ihn auch, und ich gefall' ihm, besser als ihr Alle, das seh' ich deutlich! Aber mich soll er nicht haben! Das schwör ich! Weil du ihn liebst, und ein so gutes, weiches Herz hast, das darüber, leider, gar brechen könnte! Ich hab kein Herz, und Maria Anna auch nicht. Also bleiben wir gesund auch ohne deinen König. Sag' nicht mehr, er gehört Maria Anna, sonst beraubst du mich, ich geb' ihn dir! Laß mich in dieser verwickelten Sache intriguiren nach Herzenslust, die Intrigue ist eben mein Element."

Elisabeth: „Leider ja."

Dorothe Sophie: „Grämliche und Undankbare, mit dir ist nichts anzufangen! Jetzt noch



einen Kuß und gute Nacht! Ich geh' zu Bett, und du, weine am Fenster!" (geht.)

Elisabeth allein, nach einer Pause, in Gedanken: „Wache oder träume ich, er ein Königssohn? O, ich fürchtete, sein geringer Grafenstand möchte meinem Vater zu wenig sein, denn seit Leopold gekommen ist, trägt die ganze Familie stolze Gedanken, nur ich nicht. Ehre ist das Sehnen der Andern; Liebe dasjenige dieses armen Herzens. Dieser geringe Graf, o wäre er noch geringer, ein armer Hirte unserer Flur, ich wäre als Hirtin so glücklich gewesen! und als Prinzessin bin ich es nicht, und Königin werde ich nie, hab' keinen hohen Geist, wie die Schwestern sagen, bin nur ein gutes Kind und — ja das bin ich — bin schön. Wäre das nicht genug für einen Mann wie Montbrillant, der selbst so geistreich ist, und regieren kann ohne den Rat seiner Frau; ich regiere nicht gern, gehorche lieber, ach gehorche so gern, wo Liebe mich leitet!“

---

### Familienleben.

Elisabeth war trotz ihres warmen, kindlichen Gemütes zur Prinzessin erzogen, wie ihre Schwestern, das heißt: zu einer Persönlichkeit, welche die natürlichen, menschlichen Gefühle verschleiern gelernt hat, sobald die Convenienz es fordert. Am andern Tage trat sie, ruhigen Auges, zu den versammelten Thron, und der gewöhnliche Stundenplan der Kurfürstlichen Kinder begann wieder. Nur Eleonore, die Kaiserin, und Maria Anna, der Minister, waren der strengen Uebungen enthoben. Hingegen Elisabeth das Kind, das schönste, liebste Kind, wie die Mutter das sentimentale Töchterlein nannte, und der wilde Bub Dorothe Sophie, wie sie beim Vater hieß, mußten mit den Mädchenkindern, Leopoldina, Hedwig, Amalia und Adelheid, und den drei blühenden Knaben, vom neun- bis fünfjährigen, streng überwacht werden. Kurfürst Philipp Wilhelm wird deswegen getadelt, er habe den Geist seiner Kinder niedergedrückt, er sei Schuld, daß die Hälfte seiner Söhne, den geistlichen Stand erwählten.

Wolfgang Georg wurde Bischof von Köln, Ludwig Anton von Mainz, Alexander Siegismond von Augsburg. Sie wurden aber alle gute, begabte Menschen. Zur väterlichen Nachfolge durfte nur einer kommen, und der Kriegerstand konnte in jener raubsüchtigen Zeit für sanftere Naturen, ohne besonderes militärisches Genie, wenig Reiz haben. Es widmete sich ihm, außer dem Thronfolger Johann Wilhelm, Prinz Karl Philipp, dessen Tapferkeit und Klugheit damals in hohen Ehren stand.

Die Töchter kamen, was äußern Glanz betraf, höher zu stehen, als die Söhne, Eleonore war Kaiserin von Oesterreich, Maria Anna Königin von Spanien, Dorothe Sophie Herzogin von Parma, Hedwig Amalia heiratete einen Neffen des berühmten Polenkönigs Sobieski. Leopoldina wurde Aebtissin im Frauentloster zu Düsseldorf, war wegen ihrer Frömmigkeit und aufopfernden Wohlthätigkeit gegen die vielen Witwen und Waisen gefallener Krieger fast wie eine Heilige verehrt. Adelheid starb in zarter Jugend.

Elisabeth, die Umworbene zweier Könige, zog schließlich ein einfaches, aber glückliches Los.

Im Sommer tummelten sich die Kurfürstlichen Kinder viel im Freien, freilich immer unter Aufsicht, hielten ihre Unterrichtsstunden am liebsten im Wäldchen des väterlichen Landschlusses. Darum blühten die Rosen der Gesundheit auch so schön in diesen einfachen Söhnen und Töchtern auf, daß die jungen Prinzessinnen, zum Teil wegen ihrer frischen Lieblichkeit, vielbegehrte Heiratspartien europäischer Fürstenhäuser waren.

So kam der Kurfürst eines Tages mit einem breiten Schreiben und dem Bilde eines hübschen Mannes, legte beides den Töchtern vor und sagte: „Wieder eine neue Ehre, liebe Mutter, der König von Dänemark will Elisabeth haben!“ Die Kurfürstin weinte vor Freude über dieses hohe Glück, wie sie anfangs meinte, fügte, wie bei Eleonores Heirat, die Töchterlein alle der Reihe nach, und beschaute das Königsbild, reichte es dann der jungen Kaiserin. Diese sah es kaum an, faltete die Hände und seufzte: „Gott behüte Elisabeth, der König von Dänemark ist Protestant!“ Maria Anna hingegen musterte das Portrait mit stolzem Blick und sagte: „Christian der Fünfte soll ein leichtsinniger Mann sein, einer tugend-

haften Prinzessin unwürdig.“ Elisabeth errötete und erbleichte, als es ihr hingereicht wurde und lächelte: „Ich gehorche meinen Eltern, was sie auch entscheiden werden, aber ich möchte am liebsten denjenigen heiraten, welchen ich liebe, und dieser ist es nicht.“ Dorothea Sophie nahm ihr neugierig das Bild aus der Hand und rief lebhaft: „Wie schön ist dieser König, und die Krone von Dänemark ist nicht zu verachten — für so arme kleine Prinzessinnen, wie wir, denen fast nur das Kloster bleibt — bedenkt das Schwestern!“

Alle lachten und das Gemälde wurde Leopoldine gereicht: „Ich brauche ja nicht zu heiraten und bleibe am liebsten bei Vater und Mutter“, sagte diese unschuldig und gab das Porträt Hedwig Amalia. Die Kleine lächelte fröhlich und meinte: „Der da hat ein schöneres Gesicht, als Leopold, nicht wahr Eleonore?“ Adelheid und die kleinen Buben waren gleicher Meinung, und im muntern Kinderlärm wurden die ältern Familienglieder immer stiller. Die Kurfürstin seufzte leise: „Eleonore hat Recht, er ist ein Protestant, ein Protestant.“ Der Kurfürst



schien ihre Sorge zu teilen und zog sich bald in sein Arbeitszimmer zurück, von seiner treuen Helferin Maria Anna begleitet.

Kaiserin Eleonore hatte ihre Stickerei vorgenommen, sie sticte kunstreich und prächtig auf Gold- und Silbergrund, Heiligenscenen, für das Arbeitszimmer ihres Vaters und ihres Gemahls. Leopoldine zauberte Blumen auf einfache Leinwand, mit viel mehr Kunstsinne und Geschmack, als die Kaiserin, aber mit wohlfeilern Stoffen, sie hatte weniger Taschengeld.

Leopoldine war eine sehr zarte, liebevolle Seele. Sie lachte und sprach wenig, aber sie liebte mit hingebender Wärme ihre Eltern und Geschwister. Zu andern Leuten kam sie selten, die jungen Kurfürstlichen Töchter wurden sehr einsam gehalten, nur die Lebhaftesten unter ihnen bekamen zuweilen Gesellschaft zu sehen, und Leopoldine war die stillste und fügsamste von Allen.

Johann Wilhelm und Wolfgang Georg kamen einmal nach Hause und hatten Mitleid mit der einsamen Blume, richteten ihr ein hübsches Spielwerk an, nämlich einen mit einem Zaun umgebenen

Rasenplatz, mit einer frisch sprudelnden Quelle in der Mitte, und nannten die Stelle des lindenbeschatteten Parks „Leopoldinens Paradies“, weiße Schäflein mit ihren Lämmlein weideten da, Tauben und Hühnern wurde hier ein Hüttlein gebaut, wo sie wohnen durften, fröhlich und zu Leopoldinens Freude. Ein treuer Schäferhund bewachte den grünen freundlichen Raum, wo die junge Prinzessin sich so glücklich fühlte, die guten Brüder segnend, welche ihr dieses Vergnügen bereitet.

Hier nähte sie Kleider für die Armen der Umgegend, denn gleich Eleonore hatte sie ein tiefes, warmes Mitgefühl für leidende Mitmenschen. Hier fertigte sie ihre schönen, kunstvollen Stickereien, welche lange nach ihrem Tode ein teures Erbeil der Familie blieben. Hier sang sie ihre gemüthlichen Lieder:

Wenn ich hier sitze unter meinen Bäumen,  
Mit Lämmlein, Hündlein, freundlichen Gespielen,  
Muß ich mich glücklich, wie im Himmel fühlen,  
Die Quelle murmelt und die Blumen träumen.

Das Vöglein tanzt im Sommer Abendfrieden,  
Die grünen Zweige in der Luft, der lauen,

Die goldnen Wölklein in der Höh', der blauen,  
Die weichen, kühlen Weste, um den Müden.

Die Sonne senkt ihr strahlend Haupt zufrieden,  
Sie will noch gern die Abendfeier schauen,  
Es legen an den Perlenschmuck, die Auen,  
Ein schöner Tag war ihnen heut beschieden.

Leopoldine und Blumenau waren die gemüthlichsten, bescheidensten Mitglieder der kurfürstlichen Familie, aber während Leopoldine ein Bild der Zufriedenheit blieb, wurde Ernst immer trauriger, je breiter sich die französischen Gesandten in der Familie machten.

Der Kurfürst merkte seines Pflegesohnes stille Liebe zu Elisabeth, wollte ihm Kummer ersparen, und erlaubte ihm, Krieger zu werden in seinem Heimatlande Oesterreich, was schon lange ein heißer Wunsch des tapfern, kraftvollen jungen Mannes war.

Unterdessen machten sich die französischen Gesandten in der kurfürstlichen Familie immer bekannter, meldeten sich eines Tages zum Besuch. „Was meinst Mutter, sagte der Kurfürst, wollen wir sie gerade hieher in's Wohnzimmer kommen lassen?“

Kurfürstin und Kaiserin verwundert: „Die Gesandten in's Familienzimmer? Das ist ja gar nicht Sitte!“

Der Kurfürst schwankt, aber Maria Annas mahnender Blick befestigt ihn in seinem ausgesprochenen Vorsatz. „Der Dauphin soll auch die Schwestern kennen lernen, nicht nur mich,“ denkt sie, und die Fremden werden in die Halle geführt.

Elisabeth und Dorothe Sophie erröten glühend, erstere aus mädchenhafter Schüchternheit, letztere aus Freude, was ihr von Maria Anna einen verwunderten, forschenden Blick zuzieht. Diese selbst benimmt sich sehr gemessen und königlich. Die junge Kaiserin bleibt überall eine bescheidene liebliche Frau, grüßt übrigens, wie die Mutter, die Gesandten höflich, hält sie aber für untergeordnet.

Der Kurfürst ist zugleich erfreut und ängstlich, seine ehrliche Natur kann das erfahrene Geheimnis nicht genug bergen.

Der Herzog von Longueville bemerkt mit schnellem, schlauem Lächeln das Wesen der Familie, ist ausgezeichnet höflich und herzlich. Graf Mont-

brillant ist still, sein Blick zeigt einen gerührten, edlen Ausdruck, er spricht mehr mit den Eltern und der Kaiserin, als mit den Prinzessinnen.

Herzog von Longueville wendet sich vorzüglich an Letztere, besonders an Maria Anna, sein Gesicht strahlt vor Vergnügen, welchem er einen ehrerbietigen ritterlichen Anschein zu geben weiß. Er entfaltet seine feine Unterhaltungsgabe, seinen treffenden Scharfsinn, läßt seinen brillanten Witz spielen, aber die drei schönen Schwestern, welche ihn selber immer lebhafter interessieren, sind zwar höflich gegen ihn, doch nichts mehr als dies.

Zwei jugendliche Mädchenaugen, braun und geistreich wie die seinen, haben einen nachdenkenden, fast traurigen Blick, nicht für ihn, sondern auf Vater und Mutter, weil Montbrillant dort spricht. Zwei schalkhafte, dunkelschwarze, feuervolle Augen scheinen einzig nur für Montbrillant da zu sein. Und die schönsten von allen, die blauen, sanft schwärmerischen dürfen sich nicht einmal erheben zu jenem Glücklichen, um nicht zu viel Liebe zu verraten.

Anfänglich lächelt der Herzog mit feinem, frohem Spott, wie über einen gelungenen Plan und



senkt sein Gesicht, damit man diesen Zug nicht auf ihm bemerke. Aber niemand studierte sein Mienenspiel, er kann dreinschauen, wie er will, und es geht ihm wie vielen Leuten, welchen eine Sache erst dann wichtig scheint, wenn sie sehen, daß diese ihnen unerreichbar ist. Die drei deutschen Töchter des einfachen Neuburgers kamen ihm anfangs so unbedeutend vor neben den pikanten Schönheiten von Versailles, daß es ihn kaum der Mühe wert dünkte, sich ihretwegen zu verstellen. Nun fühlte er, daß man ihn selber für unbedeutend hielt und die Prinzessinnen wurden ihm wichtiger. Besonders Maria Anna, die geistreiche Jungfrau, weniger schön als Elisabeth, weniger graziös als Dorothe Sophie, aber ihr Geist hielt dem Seinigen fast gleichen Schritt, als sie, auf den Flügeln leichter Unterhaltung, das Gebiet der schönen Künste und selbst der Politik durchheilten.

Er war unverheiratet; diese Kurfürstentochter, die Schwägerin des deutschen Kaisers, dünkte ihm, dem nicht reichen Herzog, eine würdevolle Partie, ließ sich vielleicht an ihre Hand der Vorteil knüpfen, welchen man von der Intrigue erwartete, deren Vollstrecker er auf höhern Befehl werden

solte! Vielleicht, aber da galt es Umsicht. Kein Mienenzug Maria Annas blieb ihm unverborgen, er bemerkte der Prinzessin nachdenkenden, bekümmerten Blick in der Richtung, wo Graf Montbrillant bei den Eltern saß, er sah das verwunderte, forschende, zürnende Ausblitzen ihrer Augen auf die lebhafteste Dorothe Sophie, die so unverhohlen ihre Bewunderung für Montbrillant an den Tag legte, und sie wurde in ihrem Zürnen, von der Mutter und Eleonore unterstützt, nur sanfter von der milden Kaiserin. Die Kurfürstentochter Dorothe Sophie und der Gesandte zweiten Ranges, Graf Montbrillant. Die Kurfürstin konnte die unvorsichtige Plaudersucht ihrer wilden Tochter endlich nicht mehr aushalten. Reise sprach sie zu ihrem Gemahl: „Bedeute Dorothe Sophie, daß sie das Zimmer verlasse; darf eine Prinzessin so freundlich thun gegen einen geringen Gesandten?“ „Bitte Mutter, laß sie doch,“ winkte der Kurfürst, „ich sehe nichts Tadelswertes da, sie ist so wunderhübsch in ihrer Fröhlichkeit.“ Die Kurfürstin und Eleonore horchten erstaunt den Worten des sonst so strengen Vaters und bemühten sich, das Geplauder Dorothe Sophies

mit Graf Montbrillant auch hübsch zu finden. Es war voll Witz und Leben, aber unbedeutend, und betraf Kleinigkeiten, z. B. die Blumentöpfe Elisabeths und Leopoldinens, welche in prächtigem Flor die Altane vor den Fenstern schmückten. „Kommt selbst, Herr Gesandter, und schaut sie in der Nähe!“ Und sie hüpfte ihm leicht und zierlich, wie ein Vögelein voran. Montbrillant folgte ihr mit einer Bescheidenheit und fürstlichen Anmut, die ihm eigen war.

Aller Blicke richteten sich jetzt nach der Altane, die des Kurfürsten lächelnd, diejenigen seiner Frau und älteren Töchter gespannt und zürnend. Sie bewunderten Montbrillants ehrerbietige Ruhe, und ärgerten sich über Dorothe Sophie, welche mitten unter Blumen, selbst glühend und beweglich wie eine Purpurnelke im Winde, des Zeigens und Erklärens kein Ende fand.

Die Kurfürstin wollte aufspringen und zum Töchterlein treten, welches die steife Hoheit der Prinzessin so sehr vergaß. Aber der heute wunderliche Vater hielt sie zurück. Eleonorens Gesicht wurde nachdenklich, sie schien etwas zu ahnen, und schaute auf Maria Anna, um Er-

klärung bittend. Doch diese saß da, wie ein standhafter Märtyrer auf der Folter, sehr bleich, aber gelassen, mit dem Herzog ein gleichgiltiges Gespräch führend, welcher jeden Zug ihrer Miene studierte. Heute wurde es ihr schwer jene fürstliche Ruhe und Selbstbeherrschung beizubehalten, welche ihr sonst eigen waren. Sie wußte, warum Dorothe Sophie so freundlich mit dem Gesandten war, warum der Vater dieses billige, das wilde Kind war wieder hinter ihr Geheimniß gekommen und wollte es kreuzen, wie schon oft. Ihr schönes Ideal von Frankreichs Königstum, sie sah es in die Ferne rücken, sah sich verdrängt von der unartigsten ihrer Schwestern, welche sie so oft gekränkt. Der sanften Elisabeth hätte sie dieses Glück lieber gegönnt, und daß sie es für ein Glück hielt, bewies die Thräne, welche ihr so heiß in's Auge stieg, und die sie mühsam zurückdrängte, um ihrem Charakter der Selbstbeherrschung nicht untreu zu werden. Auch ihr erging es wie Longueville, wie es stolzen Naturen oft zu ergehen pflegt, sie wollte Montbrillant anfangs für unbedeutend halten, und bloß wichtig, als Thronfolger von Frankreich. Aber jetzt, wo er

für sie verloren schien, wie edel und liebenswürdig kam er ihr vor, sie konnte die Augen nicht mehr von der unglücklichen Altane wenden und übersah den bitteren, spöttischen Zug auf Longuevilles Gesicht. „Was mag Dorothe Sophie dort sprechen? Was veranlaßt ihr fröhliches, silberhelles Lachen? Jetzt ruft sie Elisabeth! O Gott sei Dank! Elisabeth geht wirklich, die gute Elisabeth! Möchte er sie lieben!“

Maria Anna wurde wieder ruhig und setzte ihr Gespräch mit Longueville auf's neue fort, an welchem nun auch Eleonore teilnahm. Der jungen Kaiserin seine Seele war die Einzige, welche Maria Annas Leiden ahnte, und sie nicht allein lassen wollte bei dem kalten bösen Mann, während sich die andern alle auf die Altane drängten, wo Dorothe Sophie dem Grafen Montbrillant die errötende Elisabeth als Gärtnerin der schönen Blumen hinstellte, und es geschickt einzurichten wußte, daß Montbrillant fortan mit Elisabeth sprechen mußte, er bekam da zwar Antworten, die sich vor Schüchternheit kaum über die Lippen wagen durften, aber er schien sich dennoch gut zu unterhalten.



Montbrillant, welchen wir einer Heuchlerrolle fähig (und sie hier ausführend) kennen gelernt haben, war kein durchaus böser Mensch. Gutmütigkeit und reger Schönheitssinn waren ihm geblieben. Drum rührte ihn der Anblick dieses jungen, wundervollen Mädchens, welches ihn für eine von der ganzen Familie verehrte Persönlichkeit hielt, ihm deswegen eine Hochachtung weihen sollte, welche so schön aus der Knospe zarter Unschuld emporblühte, diese lilienhelle Wange mit sanfter Rosenglut angehaucht, dieses seelenvolle Auge, bald sich senkend, demüthig, thränenfeucht, bald sich wieder hebend, mit einer schüchternen, doch herzinnigen Liebe. Montbrillant schämte sich in diesem Augenblick seiner Prinzenrolle, und hätte der schönen Unschuld, gern ein offenes Bekenntnis abgelegt, aber er war Staatsmann und Franzose, und war der Verstellung gewohnt von Jugend auf, sie war ihm zur zweiten Natur geworden. Die weiche Nührung, welche ihn auf einen Augenblick durchzuckte, hatte nur dazu gedient, ihm ein noch mehr Prinzenähnliches Aussehen zu geben, eine gütige Anmuth, einen milden edlen Ernst, was von den Prinzessinen nicht unbemerkt blieb,

und es Dorothe Sophie fast bereuen ließ, die von ihr, wie sie glaubte, schon gemachte Eroberung an Elisabeth abgetreten zu haben. Sie wollte sich's aber nicht merken lassen, flog eilig ins Zimmer zurück, holte drei leichte Schemel und setzte sie mitten unter Blumen. Der Vater, Elisabeth und Montbrillant mußten darauf Platz nehmen, während die winterliche Sonne erwärmend wie im Frühling auf dieses menschengeschaffene Paradies schien. Eine hohe Sonnenblume mit silberglänzenden Knospen wölbte sich über Elisabeth's blonden Scheitel, und sie kam dem Grafen Montbrillant, welcher sonst wenig an Engel dachte, heute wirklich als ein solcher vor. Sein Mund sprach mit dem Kurfürsten, sein Blick hing an ihr, und etwas wie eine unschuldige Liebe dämmerte in dem Herzen des falschen Mannes auf.

Dorothe Sophie hatte die Altane mit den drei Menschenkindern abgeschlossen und bemühte sich, ihre Familie und Longueville im Zimmer festzuhalten, bis die scheidende Sonne es dem Kurfürsten draußen unter den Blumen zu kalt machte und er mit der errötenden Elisabeth an

der Hand wieder zu den Andern trat, der seine Höfling ihnen ehrerbietig folgte und die Vorstellung der Gesandten für heute ein Ende hatte.

---

### Die Schwestern.

Am Abend dieses Tages, als die Frauen des Hauses Neuburg sich wieder um ihre lieben Spinnrädchen versammelten, hatte Dorothee Sophie einen schweren Stand, die Kurfürstin rüstete sich augenscheinlich zu einer langen Strafpredigt, aber es ging ihr schwer: „Kind Prinzessin, denn das bist du doch, wie hast du dich heute benommen? Das war verwunderlich! Bist zwar sonst ein übermütig Blut, leider, aber Frauen und Fürstensitte kennst du und hast sie bisher immer gehalten, und an guter Erziehung hat's dir auch nicht gefehlt, und heute, das war ein Jammer, hast du gethan als wäre er deines Standes dieser zweite Gesandte; dieser geringe Graf, und die arme Elisabeth, die man um einen Finger wickeln kann, hast du auch verleitet, sprich, was hat dich zu solchem Betragen vermocht?“

Dorothe Sophie senkte verlegen ihr Köpfchen, ihre gewandte Rede ließ sie diesmal im Stich.

„Kind sprich!“ mahnte die Kurfürstin sehr ernst.

Dorothe Sophie: „Mutter, fand Vater auch mein Betragen wunderbarlich? Er war selten so freundlich mit mir, wie heute.“

Kurfürstin stotternd: „Vater ja, ich kann es mir nicht deuten, er ist so streng sonst, wenn eine Tochter in Gesellschaft von Männern laut spricht, ganz aus seiner Weise gefallen war er heute, was mag das bedeuten?“

Dorothe Sophie fällt ihr schmeichelnd um den Hals: „Lieb' Mütterlein, schöne und edle Kurfürstin, es gibt viele Dinge, die in der Stille reifen, wie die Blume im Frühling. Lieb' Mütterlein, du bist weise und würdest eine Rosenknospe nicht aufbrechen, um ihr Wachstum zu belauschen. Nein, du wartest, bis das süße Geheimnis sich selbst entschleierte und eines Morgens die herrliche Blüte da ist; hoffen wir, es komme einmal als schöne Rose an den Tag.“

Kurfürstin kleinlaut: „Du gefährliches Kind, ich kenne dich, dein Köpfchen und Rosen ist immer

ein Schleier, der etwas verkirgt, ob es Perlen sind oder glühende Kohlen, das weiß man nicht zur Stunde. Was soll ich jetzt thun, soll ich dich weiter fragen oder nicht?"

Dorothe Sophie, noch immer an der Mutter Hals: „Wir wollen einen Vergleich machen, lieb Mütterlein, ich will dem Vater beichten, dem Vater allein, dann hast du nicht den Kummer, du zärtliches Mutterherz, dein Kind strafen zu müssen, das Strafen ist dir Schmerz, nur Liebe kennt dein Herz.“

Kurfürstin: „Du erdrückst mich mit deinen Küßen, Kind, ich will's bedenken.“

Maria Anna, entschieden und streng: „Mutter, ich bitte dich, verhöre sie heute Abend, sie wird auch dem Vater ausweichen, der angekündigte Maskenball naht, da müssen wir im Klaren sein über das heutige bedenkliche Rätsel.“

Dorothe Sophie, mit komischer Betrübniß, zu Maria Anna:

Der Große hat immer Recht,  
Der Kleine bleibt immer Knecht,  
Der Große beraubt den Kleinen,  
Und möchte doch heilig scheinen!



Kurfürstin streng: „Ich hab's, wie Maria Anna, du wirfst mir immer mehr ein Rätsel mit deinen Reden. Bekenne, was hat dich den ganzen Nachmittag so aufgereggt?“

Dorothe Sophie, murmelnd für sich: „Bielleicht ist's am besten“ (schweigt).

Kurfürstin, zürnend: „Nun, wird's bald!“

Dorothe Sophie: „Dieser Graf Montbrillant soll der Dauphin von Frankreich sein.“

Maria Anna streng: „Wo hast du dies erfahren?“

Dorothe Sophie: „Das sag' ich dir nicht Maria Anna! Es schadet niemand, wenn man nicht weiß, woher ich's vernommen. Aber es ist gut, wenn Mutter, Eleonore und Elisabeth wissen, welchen Gast sie beherbergen, und wie sie sich künftighin zu benehmen haben, von Maria Anna hätten sie es nie erfahren! Was errötest du, stolze Schwester?“

Kurfürstin, sehr erstaunt und erregt: „Maria Anna ist's wahr, hast du's auch schon früher gewußt?“

Maria Anna: „Liebe Mutter, du weißt ja, daß Johann Wilhelm und Wolfgang Georg fern

sind, und daß Vater sich am liebsten von den Seinigen in seinen schweren Regierungsgeschäften helfen läßt. Auf diese Weise hab ich's erfahren, und es war nicht mein Geheimniß, sondern Vaters, mein Mund hat kein Recht auszusagen, was unser Fürst und Vater verschweigt."

Dorothe Sophie, bitter: „Hast gern geschwiegen, Maria Anna, und den König für dich behalten wollen, nun zur Königin passest du freilich am besten, aber zu diesem sanften, schönen Mann paßt Elisabeth am besten, für sie hab ich Alles gethan und geduldet" (bricht in heftiges Weinen aus).

Kurfürstin, erregt und traurig: „O, meine armen Kinder, steht es so, was sagst du Eleonore dazu?"

Eleonore innig: „Soll ich euch sagen, wie mir zu Mute ist, ihr Lieben? Ob dieser fremde, verkleidete Mann ein Königssohn ist, weiß ich nicht, aber daß er keine königliche Seele hat, fühle ich, sonst würde er offen in unser Haus treten, wie Leopold gethan hat, was hindert ihn daran, wir sind gegenwärtig nicht im Krieg, und was vergangen, betrifft unsere Familie nicht. —

Vater war damals noch nicht Kurfürst. Verstecktes Thun bringt Böses. Entweder ist Graf Montbrillant nicht der Dauphin, oder wenn er's ist, hat er keine guten Absichten."

Dorothe Sophie, eifrig: „Er soll aber ein nobler Charakter sein, besser als sein Vater, ich hab genau nachgeforscht! Er soll sich gegenwärtig auf Reisen befinden, sein Hof weiß nicht wo, und soll immer den Wunsch geäußert haben, eine deutsche Fürstentochter zu heiraten, weil er den Charakter der deutschen Frauen achte, man sprach von der Prinzessin von Baiern, aber die ist nicht hübsch.“

Maria Anna, unwillig: „Was dieser siebzehnjährige Kindertopf schon alles erfahren hat, plaudern, horchen, intriguiren, aus Neugier und Eitelkeit, das ist dein Fehler, und wird früher oder später deine Grube sein.“

Dorothe Sophie, heftig: „Ja, aber diesmal ist's geschehen wegen Elisabeth, o Schwesterlein, mein Liebsteß von allen, sag' auch etwas zu meinem Schutz, und daß du ihn liebst!“

Elisabeth, die bisher immer geschwiegen und sich so viel als möglich hinter ihrem Spinnrocken

versteckt hielt, steht heftig erregt auf: „O meine Schwestern, glaubt Dorothe Sophie, sie ist so gut und hat mich gern, und sie kennt auch ihn, den edelsten von allen, den König, ja er ist ein König, meine ahnende Seele sagt's, Maria Anna soll ihn heiraten und eine große Königin werden, sie paßt so gut dazu, oder willst auch du entsagen? Du bist bleich, ich verstehe dich, du bist so edel, nicht wahr unsere Sophie soll ihn haben und glücklich sein, unsere Jüngste, die wir alle am meisten lieben, der wir alles gönnen, auch ihn“ (schließt weinend Sophie in die Arme).

Maria Anna, düster: „Ich fürchte, Sophie und ich haben heute sehr thöricht gehandelt an diesem Kinde, das wir glücklich machen wollten. Es muß eifrig geforscht werden, bis dahin keinen Schritt! Gott sei Dank, da kommt der Vater, ihm wollen wir's vortragen.“

Der Kurfürst trat heiter zu den Seinigen und wunderte sich, sie noch wach und so aufgereggt zu finden. Die Sache wurde ihm vorgetragen, er drückte Eleonore beruhigend die Hand: „Du hast die Dinge immer etwas schwermütig angesehen, liebe Kaiserin. Graf Montbrillant soll wirklich

der Dauphin sein, Alles flüstert davon, er soll sich gegenwärtig auf der Reise nach Baiern befinden, weil sein Vater wünscht, er möge die dortige Prinzessin heiraten, aber Maria Viktoria ist nicht hübsch — und meine Töchter — doch ich will sie nicht eitel machen. Unser Gesandter thut zwar, als ob er nur ein einfacher Graf Montbrillant wäre, aber er hat ein ächt fürstliches Benehmen, und auffallend ist das Verhältniß zwischen ihm und seinem feinsollenden Vorgesetzten Longueville. Dann die Aehnlichkeit, Farben der Augen und Haare, Figur, ganz das Signalement des Dauphins. Ludwig von Orleans soll ein Ehrenmann sein, dem ich unbesorgt ein Kind anvertrauen darf. Entscheiden wir uns dahin: Maria Anna ist Braut, wenn eine verlangt wird, sie hat Klugheit und Größe, wird dem Namen ihrer Familie in Frankreich Ehre machen und ihre Würde in allen Fällen wahren! Die andern Mädchen sind Kinder, gute Kinder, sie werden gehorchen.“

Der Kurfürst war in den Tagen, welche diesem Abend folgten, sehr nachdenkend, die Zufriedenheit seiner Töchter lag ihm am Herzen.



Möchte Maria Anna glücklich sein als Königin von Frankreich. Elisabeth als Königin von Dänemark. „Er ist ein Protestant“, hatte Eleonora warnend gesagt. „Er ist leichtsinnig“, mahnte die kluge Maria Anna, und der Kurfürst folgerte: Maria Anna wird sich überall gut benehmen, auch auf dem Thron von Frankreich, sie besitzt Charakter und Geist. Aber Elisabeth ist schwach und weich, ein Gemahl, der nicht gut ist, wird sie unglücklich machen.

„Der Beste, nur außs Herz geschaut, wäre dieser, mein guter Pflegesohn Ernst von Blumenau. Schickt mir soeben einen Brief auß dem kaiserlichen Feldlager bei Salankemen, will sehen was er schreibt“, und der Kurfürst las:

„Mein durchlauchtigster Kurfürst und guter Vater. Ihr habt mir beim Abschied befohlen, Euch einen Brief zu schreiben. Wolte, ich wär Euer Sohn Wolfgang Georg, dem geht das Schreiben wie geflogen. Meine Hand ist schwer, mein Kopf nicht der Wichtigste, müßt drum den Brief nehmen, wie er kommt. Hab Euch von Herzen gern, mein Fürst und Vater, deswegen ist mir das Schreiben an Euch lieb, und ich

möchte die ganze Nacht aufbleiben, es recht schön zu machen. Johann Wilhelm und Wolfgang Georg lassen grüßen und kommen bald heim zu Euch, wie Ihr befohlen. Sehen aus wie rechte und echte Helden. Ihr könnt stolz sein auf die lieben Brüder. Aber noch andere Helden hab ich im kaiserlichen Feldlager gesehen, ratet wen? Herzog Karl von Lothringen und Prinz Ludwig von Baden. Das sind Männer! Wenn Euer armer Ernst von Blumenau nur an die denkt so wird ihm das Herz warm und weit, und es kommt ihm vor, es sei doch schön ein Mensch zu sein, weil Menschen so groß handeln können. Dann ist auch ein Anderer da, Prinz Eugen von Savojen, noch jung, in meinem Alter, aber Alles bewundert ihn und sagt: „Der werde der größte und beste Feldherr im kaiserlichen Heer“. Meine ganze Seele wallt ihm entgegen, und möchte ihn um Freundschaft bitten, aber errötend schweig ich, denn ich habe noch nichts Großes ausgeführt, noch nichts Gutes gethan, was mich der Freundschaft eines so großen Helden würdig macht. Unter seinem Heere möcht ich stehen, wenn auch im Anfang nur als geringer Offizier, sein Beispiel

gebe mir Kraft und Begeisterung höher zu steigen. Ich habe Johann Wilhelm gebeten, mich unter Prinz Eugens Fahnen zu plazieren. Morgen tret ich ein, segnet mich mein Vater, ich bin glücklich, und Ihr werdet bald mehr von mir hören. War auch im Vorbeireisen auf meinem Schloß und Landgut Blumenau. Es könnte da eine hübsche Heimat werden, wenn ein Herr wie Ihr, wenn eine Familie wie die Eure hier wohnten. Grüßt die durchlauchtigste Frau Kurfürstin, meine edle Mutter. Gebt in meinem Namen den lieben kleinen Knaben einen Kuß, ich hab sie so gern. Eure edlen Prinzessinnen Töchter laß ich auch grüßen, vor Allen meine gnädigste Kaiserin und Elisabeth. O mein Fürst und Vater, Ihr wißt wie gern ich sie habe, und an sie denke Tag und Nacht. Ihr wißt und möcht Euch erinnern, wie ich vor sechszehn Jahren auf Euer Schloß kam, ein zehnjähriger Knabe, dumm und schüchtern, nach verweifter, trauriger Kindheit, wie mich da das kleine Engelein Elisabeth so herzig tröstete, mir seine schneeweißen Händlein reichte, und mit seinen blauen Himmelaugen mich anlächelte, kleines Kindlein, du warst dem armen Knaben unbeschreiblich

lieb und bist es geblieben, wenn auch immer  
ferner mir, und wenn du bald eine große Königin  
wirst, möge dich Gott in seinen Schutz nehmen,  
denn ich fürchte mich für dich. Die Könige sind  
nicht alle gute Menschen — und die schneeweiße,  
fromme Elisabeth kann nur glücklich sein bei den  
Guten. Zürnt nicht, mein Fürst und Vater, daß  
ich also schreibe, Euch darf ich's vertrauen, den  
Andern nicht, sie lachen mich aus und nennen  
mich Herr Niemand, doch das hat nichts zu  
sagen. Ich küsse Euch im Geiste die Hand, mein  
Fürst und Vater. Euer treuer Ernst von  
Blumenau."

Kurfürst, den Brief zusammenfaltend: „Na —  
gutes Herz hat mein Pflegetochter. Aber Mama  
und Elisabeth wollen höher hinaus, sie ist ein  
schönes Töchterlein und trüge gerne eine Fürsten-  
krone. Wollen sehen, was kommt. Der König  
von Dänemark ist Protestant; Da wäre des  
Kindes Seelenheil gefährdet. Aber meine Söhne  
haben einen Freund, den Herzog von Parma,  
will ihnen schreiben, daß sie diesen mitbringen.  
Um Elisabeth ist mir bange.“

---

### Odoardo Farnese.

Der vielbesprochene Maskenball wurde solange als möglich hinausgeschoben, weil man die Kurfürstlichen Söhne Johann Wilhelm und Wolfgang Georg von Wien aus erwartete. Das seltene Vergnügen mußte drum auch für diese aufgespart werden, denn zwei Maskenbälle nacheinander zu geben, widerstand des Kurfürsten Grundsätzen.

Noch eine andere wichtige Persönlichkeit wurde mit den beiden Prinzen erwartet, Odoardo Farnese, ihr Freund und Waffengefährte in des Kaisers Heer.

Der Kurfürst sprach mit seiner Familie vom Herzog von Parma, und gebot nicht geradezu, aber ließ deutlich seinen Wunsch merken, daß die älteste seiner noch ledigen Töchter, Elisabeth, die Werbung des gutkatholischen, ritterlichen Fürsten annehmen möchte. „Odoardo, der Freund der Religion und meiner braven Söhne, die ihn nicht lieben würden, wenn er nicht selber brav wäre, scheint mir vom Himmel dazu bestimmt, Elisabeth zu schützen und das ist nötig, dieses Geweine und Gethue meiner drei Mädchen um einen



einzigem Mann, der noch dazu eine unbestimmte Person darstellt, ist mir in der Seele zuwider.“

Der Kurfürstin war die Partie recht, denn der Freund ihrer Söhne war auch immer der ihre. Sie war stolz auf ihre Söhne, wie jede brave Mutter, und die Geschichte mit dem Dauphin beängstigte sie.

Maria Anna redete sich ein: „Es sei wirklich ein Glück für Elisabeth, den Herzog von Parma zu heiraten. Man redet sich gern ein, was man selber wünscht.“

Eleonora sagte nichts, wie immer, wenn es ihr nicht klar war, ob eine Sache gut oder schlimm. Sie betete dann bloß und schwieg geduldig, bis ihr aus dem Gebete ein glücklicher Gedanke kam.

Des Vaters Wort galt ihr jederzeit für heilig, aber die Thränen Elisabeths, welche sich mit aller ihrer wenigen Energie gegen diese Heirat wehrte, thaten ihrem schwesterlichen Herzen weh.

Energischer als die andern Geschwister nahm sich Dorothe Sophie Elisabeths an. Tausend Pläne wurden von diesem feuervollen Köpfchen geschmiedet, der Trauernden Loß zu erleichtern.

Dorothe Sophie, hieß mit Recht in der Familie das Unglückskind, denn auch ihr Gutes, ihre grenzenlose, aufopfernde Liebe zur sanften Schwester, schlug in Unheil aus, weil die Hestigkeit ihrer Gefühle oft mit dem Verstande davonging. Die Abneigung gegen Maria Anna nahm immer mehr zu, sie hielt diese für die Anstifterin der Farnesischen Werbung. „Maria Anna kann alles beim Vater, und hat uns Beiden unser Ideal genommen, und die, mit welchem Unrecht. Du liebst ihn! Er liebt dich, dieser Schönste von allen, er soll dein werden, das schwör ich!“

Elisabeth schüttelte bei solchen Worten trübe das Köpfchen: „Ich wollte ihn Maria Anna gerne lassen, meinen Theuren — wie ich ja immer sagte — wollte in eurer Mitte ihrem Glücke gerne von ferne zusehen, aber daß sie so falsch sein kann, mir durch den Vater diesen verhaßten Farnese aufzuzwingen, nein, das ist mein Tod!“

„Und ich fürchte so wird es“, schrie Dorothe Sophie, „du wirst immer bleicher, siehst bald aus wie eine Sterbende, stirb nur nicht, stirb nicht, du bist mir lieber als alle zusammen! Eleonora

und Leopoldina, mit denen man nichts reden kann vor lauter Heiligkeit — und die kindische Hedwig, und gar Maria Anna — die ich nie mochte, und die ich von jetzt ab hasse wie die Sünde, sie verdient's, sie ist schlecht, ich hätte dir den Dauphin nie genommen, wenn er auch mein Leben ist — mehr als alles — und sie thut's! Aber es ist noch nicht aller Tage Abend. Du probierst ihm ein Brieflein zu schreiben, schreiben kannst ja ein bißchen und ich auch. Für sichern Botendienst will ich selber sorgen, so schlau bin ich noch. Mach nicht Einwendungen, es ist kein Unrecht! Man will dich ja an den Farnese verkaufen, den Unangenehmen, mit dem hagern bleichen Gesicht, und gehört er doch dein, jener Held der lebensvollen Schönheit, jener König des geistreichsten Volkes der Welt. Er wird dir wieder schreiben, sei glücklich, er wird es, er wird dich sehen und sprechen wollen — in'sgeheim — da er öffentlich nicht darf. Ich leite das alles ein, ich wache für dich, wie ein treuer Hund, ich bewerkstellige eure heimliche Flucht über die Grenze, wenn Farnese kommt, mögen sie dann nachjagen und dich holen, wenn du die Dauphine von Frankreich

bist. Schüttele nicht den Kopf, das ist möglich, ja gewiß! Ich habe schon meine Pläne geordnet, du mußt nun einwilligen! Du wirst's, wenn du Montbrillant wirklich liebst, und vor Farnese fliehen willst. Bald kommt er, stell' dich krank, damit du ihn nicht zu sehen brauchst. Laß mich alles besorgen. Der Maskenball, der Maskenball ist meine Hoffnung. „Noch am gleichen Abend hüpfte Dorothe Sophie leicht und lustig wie ein Vögelein durch die Corridore des alten Schlosses und stürmte in Elisabeths Zimmer, der Schwester einen Brief überreichend, er lautete:

„An Prinzessin Elisabeth, meines Lebens Sonne! Eure Schwester, Prinzessin Dorothe Sophie, hat mir gesagt, daß meine glühende, Alles überwindende Liebe auch eine kleine Erwiderung finde in Eurem edlen Herzen. O Elisabeth, meine Königin, schönste Fürstin Deutschlands, ich küsse Euch im Geiste die Hand, ich bete Euch an, meine Augen, die niemals weinen wegen Schmerzen, füllen sich jetzt mit Thränen der Freude. Geliebte meiner Seele, ich bin ein leidenschaftlicher Mensch, mein Gewissen macht mir oft Vorwürfe. Aber reicht mir Eure reine

Hand und ich will gut werden wie Ihr. Sorgt daß ich Euch sehen und sprechen darf, gewährt mir eine Stunde Eurer beseeligenden Nähe, dann will ich Euch beichten, mein vergangens Leben, meine jetzigen Gefühle, die gewaltig und erdrückend sind, daß ich darunter sterben muß, wenn ich Euch nicht bald sehe. Im Anfang, als ich an Euern Hof kam, dachte ich gleichgültig zu bleiben gegen deutsche Prinzessinnen — ich hielt sie für weniger liebenswürdig, als die Töchter meines Vaterlandes — aber Ihr habt mich eines Bessern belehrt. Frankreich trägt eine Lilie im Wappen auf den Bannern seiner Kriege. Begeistert folgen Frankreichs Söhne dieser reinen, schönen Blume; ihre Gedanken, ihre Treue, ihr Blut opfern sie der Lilie und sind stolz und glücklich dabei. Ihr seid meine Lilie, Prinzessin Elisabeth, drum folge ich Euch, drum gehöre ich Euch im Leben und Sterben. Kommt mit mir nach Frankreich; ich will alles vorbereiten zu unserer Reise; ich sehne mich weg vom Herzog von Longueville, welchen ich fürchte. Auch Ihr habt einen Feind zu fürchten, Euern verhaßten Bräutigam, den Herzog von Parma. Ewig Euer Louis, Comte de Montbrillant.



Nach diesem Briefe thaten Elisabeth und Dorothe Sophie noch fremder gegen den Herzog von Parma, versteckten sich förmlich vor ihm und gaben sich für krank aus.

Maria Anna, besorgt und betrübt über das Benehmen ihrer Schwestern und im Stillen tiefgedrückt über die Gleichgültigkeit ihres fein sollenden französischen Bräutigams, behauptete dennoch ihre äußerliche Ruhe und Selbstbeherrschung. Ordnete den pflichtgebotenen längst besprochenen Maskenball an und sorgte für die Maskenanzüge ihrer Schwestern; war freundliche Tochter der Eltern, wie immer, und liebende Schwester den unlängst aus Wien heimgekehrten Brüdern, so daß alles in der Familie gemüthlich ausfiel und man nicht an die schlimme Veränderung dachte, welche Dorothe Sophie und Elisabeth vorbereiteten.

Letztere lag weinend und zitternd auf ihrem Bette, ließ sich von Dorothe Sophie in warme Reisefleider hüllen, trösten und ermutigen.

„Wein' dich nicht zu Tode, Elisabethchen, Vater vergibt und dann darfst du uns von Frankreich aus wieder besuchen. Wie glücklich

mußt du sein an der Seite deines Königs, dieses Herrlichen! Wenn's ganz Nacht ist, schleiche dich zum Garten, dort wartet dein Teurer mit Dienern und Pferden. Des Schlosses Bewohner schauen alle dem Balle zu, ihr seid nie ungestörter als heute, ich hülle mich in Montbrillantskleider, damit man meint, er sei auf dem Balle und niemand ihm nachforscht. Es schlägt 6 Uhr, man erwartet mich und dein Geliebter dich auch — leb wohl — leb wohl — mir ist selber todesbang; werde nur nicht ohnmächtig; du bist so bleich und zitterst — leb wohl — leb wohl.“

### Der Maskenball.

Dorothe Sophie drückte die Maske über ihre verweinten Augen und trat in den Ballsaal, dessen Ausschmückung der Herzog von Longueville mit geringschätzendem Lächeln betrachtete, während sein Gefährte Montbrillant zerstreut an einem Pfeiler lehnte und weder sprechen noch tanzen mochte, was Maria Anna sichtlich zu verstimmen schien.

Longueville, selbst ungewöhnlich nachdenkend, versuchte sie aufzuheitern, und ließ dabei Montbrillant, dessen Wesen ihn befremdete, wenig aus den Augen. Beide Gesandten trugen einen eleganten Maskenanzug, ohne besondern Charakter. Ebenso der Herzog von Parma, der vierte der mislaunigen Gesellschaft. Das beständige Kranksein und Nichterscheinen seiner Braut Elisabeth machte ihn traurig und hielt ihn von jener Gruppe mitten im Saal ferne, welche aller Blicke auf sich lenkte.

Dort tanzten des Kurfürsten schöne Söhne mit der Freude einer kraftvollen Jugend. Leopoldina, die sechzehnjährige, war heute zum erstenmal Balldame, blendend schön im Glanze ihrer zarten Unschuld. Die steife Maskentracht war ihr nicht aufgezwungen worden. Ein lilienweißes Kleid, ein heller Kranz im blonden Haar, eine Schärpe, blau wie ihre Augen, schmückten sie.

Sie war die sittsame, liebliche Tänzerin ihres Bruders Wolfgang Georg, welcher, zart und seelenvoll wie sie, ihr in vielem ähnlich sah, das anmutigste Paar im Saale, waren sie kindlich froh.

Ebenso Hedwig, die halberwachsene. Daß sie den Ball besuchen durfte, verdankte sie Bruder Johann Wilhelm, welcher dem braunen Vockenköpfchen diesen Wunsch aus den klaren Augen springen sah. Mit Rosen im Haar und rosigem Gesichtchen schwang sie sich freudelachend und leicht wie ein Vögelein, an der Hand des treuen brüderlichen Tänzers.

Die Kurfürstin, in letzter Zeit häufig bekümmert, schaute wieder auf beim herzerfreuenden Anblick dieser vier Kinder und bemerkte mißfällig Dorothea Sophie, welche nachlässiger als sonst gekleidet, mit wilder Lebhaftigkeit tanzte, jeder Aufforderung unbedacht folgte und kaum zu merken schien, wer ihr Tänzer war. Die Mutter wollte beim Kurfürsten oder bei Eleonore Rat erholen: ob das leichtsinnige Töchterlein zurechtzuweisen sei oder nicht? Aber der Kurfürst war jetzt oft mißlaunig und vielbeschäftigt und darum frühe schon vom Saale weggegangen. Eleonore war gar nicht gekommen; sie kniete in der Schloßkapelle und betete, wie jeden Abend um diese Stunde; es lagen ja so trübe Wolken über der

Familie ihres Vaters und dem Lande ihres Gemahls, daß sie einzig im Gebete Erleichterung fand.

Nun dachte die Kurfürstin an Elisabeth, ihr krankes Kind, welches den Abend durchaus allein in seinem Zimmer zubringen wollte. Eine unbeschreibliche Bangigkeit ergriff sie; sie wußte nicht warum; es zog sie zu Elisabeth's Krankenzimmer — aber die Kinder Leopoldina und Hedwig — sie mußten ja behütet werden, wie es Mutterpflicht auf einem Balle; ob Maria Anna das thun wollte? Sie ging zu ihr; die Prinzessin lehnte nachdenkend in einem Sessel und schaute ins Gewühl der Tanzenden. Longueville und Farnese theilten ihre Zurückgezogenheit ebenso stumm und gedankenvoll. Montbrillant war nirgends zu sehen.

Die Kurfürstin theilte der Tochter leise ihre Besorgnisse mit und bat sie um Beaufsichtigung der jungen Schwestern.

Gehorsam erhob sich Maria Anna, nahm Farneses Arm und verließ den düstern Longueville, welcher nach einem Augenblick finstern Besinnens mit französischer Artigkeit und sohnlicher



Sorge die betrübt Kurfürstin aus dem Saale und in den stillen Schloßflügel führte, wo Elisabeth's Kammer lag.

„Geht jetzt, mein guter Herzog, wieder zu den Fröhlichen, wohin Euch neue Jugend ruft und nehmt den Dank der besorgten Mutter, welche ihr zu ihrem kranken Kinde geführt habt.“  
Longueville küßte der Kurfürstin Hand und ging.

Die trauernde Frau schlich sich leise an der Tochter Thüre und klopfte mit zögerndem Finger, kein Herein der lieben Stimme ertönte. Die Kurfürstin versuchte zu öffnen, fest lag das Schloß. Nun rief sie: „Elisabeth!“ Erst gedämpft, dann laut, immer lauter — mit Todesangst — tiefe Stille. Auch die Dienerschaft war nirgends zu hören; alles hatte sich zum festerleuchteten Schloßflügel gedrängt. Niemand in diesem hohen, öden Korridor, als ein geängstigtes Mutterherz.

Dorothe Sophie ruhte aus von ihrem wilden Tanze in einem dunklen Nebenzimmer des Ballsaales. Sie hatte die Begleitung jedes Tänzers abgelehnt und befand sich jetzt allein.

„Habe nun ausgebraust,“ seufzte sie tiefatmend, „ich mußte es, mußte mich bewegen wie ein Wirbelwind, sonst hätte es mich wahnsinnig gemacht, dieses Scheiden von meiner lieben Elisabeth; bin nun müde und ruhig und kann wieder denken und handeln. Montbrillant ist fort, ich muß seine Rolle aufnehmen, sonst wird ihnen nachgeforscht und die Geschichte kommt zu früh an den Tag. Jetzt hinauf in meine Kammer, mich in einen Herrn umzuwandeln, was nicht schwer halten wird, bin kein Zwerg, eher eine lange Stange. Wenn ich's nur aushalten kann, in Elisabeth's verlassenes Zimmer zu gehen.“

Maria Anna hatte heute Abend ein schweres Ballfest. Sie war dem Dauphin sehr gleichgültig, das sah sie jetzt, auch wenn er mit ihr tanzte, waren seine Gedanken nicht bei ihr und seine Augen blickten sie so müde und gleichgültig an.

Sie dachte an Elisabeth, die ihretwegen diesem Manne genommen worden war und jetzt mit gebrochenem Herzen den ungeliebten Farnese heiraten sollte. Maria Anna litt die bitterste Qual, welche es für einen entschlossenen Charakter geben kann; sie wußte nicht, was sie thun, was sie

lassen sollte, und Longueville, ihr sonst beständiger Begleiter, störte sie nicht in ihrem Sinnen; er schaute besorgten Blickes nach dem Dauphin, dessen Benehmen er argwöhnisch beobachtete.

Es war für Maria Anna eine wahre Wohlthat, die lieblichen jungen Schwestern zu behüten, den Brüdern zuzulächeln. „Mögen sie glücklich bleiben, die lieben Kinder, glücklicher als wir ältern Schwestern, die wir so frühe alt geworden sind.“

„Auch die dort, die durch den Saal tanzt wie ein zuckender Blitz und den armen Farnese, der sie brüderlich begleiten will, schwer ermüdet.“

„Ich bin mürrisch, die andere wild; kein Wunder, daß er unwillig seine Schwägerinnen verläßt und mit den Hofdamen tanzt.“

„Jetzt ist dort Sophie verschwunden, der Dauphin auch; was willst du thun, Maria Anna? ruhig deinen Weg gehen, wenn du einmal fest bist, welches der rechte Weg ist? Wo nur Dorothe Sophie sein mag? Der Dauphin kommt allein zurück, aber mich sucht er nicht, er meidet mich eher; er tanzt mit den Hoffräulein, dann ist er wieder still und verbirgt sich hinter

den Säulen, und Longueville folgt ihm wie ein Schatten und der Prinz möchte gern ausweichen. Jetzt sprechen sie sich, der Dauphin stürzt, wie von Verzweiflung gejagt, aus dem Saal, Longueville prallt entsetzt zurück — was ist das?"

Maria Annas peinliche Unruhe war nur zu sehr gerechtfertigt. Longueville hatte den ganzen Abend Montbrillant wunderbar gefunden und gefürchtet, die Prinzen-Intrigue könne gefährdet werden. Auch er hatte das Weggehen des Grafen bemerkt und dessen baldiges Wiederkommen. Der Freund schien ihm lebhafter, befangener als je. Er folgte ihm hinter die Deckung der Säule und stellte ihn leise zur Rede. Montbrillant murmelte etwas unter der Maske, was Longueville nicht verstand. Dieser wurde heftig und flüsterte eindringlich dem Mitgesandten ins Ohr: „So nehmt Euch doch in Acht, sonst merken die Leute, daß Ihr kein Prinz seid!“

Ein heftiges Aufzucken der Maske, den leisen Schrei einer Mädchenstimme, und der vermeintliche Montbrillant war verschwunden.

---

### Des Kurfürsten Mitternachtstunde.

Der tiefe, dumpfe Schlag der Schloßglocke verkündete die zwölfte Stunde der Nacht. Der Kurfürst saß noch in seinem Arbeitszimmer und sann und schrieb und blätterte in den vielen Briefen und Karten, welche vor ihm lagen. Er war so vertieft, daß er nicht hörte, wie leise die Thür geöffnet wurde.

Eleonore, endlich des einsamen Verweilens in der Kapelle müde, wollte dem Vater noch gute Nacht wünschen. Die junge Kaiserin betrachtete gerührt das greise, ehrwürdige Haupt des Nachdenkenden, welches nie ein anderes Streben kannte, als das Glück der Seinen und des Landes, welches so viele Jahre redlich und unermüdet gearbeitet für andere und so wenig für sich selber begehrt. Es drängte sie, diese graumlockte Stirn zu küssen, aber sie wollte nicht stören und wandte sich leise zum Gehen. Da vernahm endlich der Kurfürst ihren stillen Tritt und drehte sich um. „Ei, sieh da, unsere liebe Kaiserin.“ Er nannte sie gewöhnlich so in Gemütlichkeit und Vaterstolz. „Nicht auf dem Ball? warum nicht? Verstehe,



Bälle waren nie deine Freude. Tanzte gern in deinen Jahren, oder schaute wenigstens zu, jetzt arbeit' ich lieber und sorge. Schau, wieder ein neuer Brief von König von Portugal; er möcht' Elisabeth haben, das ist mir ein Gefreie um dieses Mädchen! Was sagst du dazu? Komm, setz dich zu mir, liebes Kind und hilf mir raten. Nun, was sagst?"

Eleonore, nach einer Pause: „Der König von Portugal soll ein guter Katholik sein, aber ein liebloser Bruder gegen den unglücklichen Alphons, dessen Thron er sich angemacht.“ Kurfürst: „Gefällt mir freilich auch nicht; aber Pedro der zweite ist gut katholisch, soll (die Geschichte mit dem dummen Bruder ausgenommen) kein Tyrann sein, dabei sehr angenehm von Person. Königin von Portugal zu werden ist eine stolze Aussicht für die Tochter des armen kleinen Hauses Neuburg. Elisabeth haben wir an Parma verlobt; aber vielleicht begnügt sich der König mit Dorothe Sophie.“ Eleonore: „Dorothe Sophie! sie ist noch so jung!“ Kurfürst: „Die Jugend ist ein kurzes Glück. Dorothe Sophie wäre nirgends betrübter als im Kloster. Es können

nicht alle Kaiserinnen werden wie du, liebe Eleonore, und mit diesem französischen Dauphin hab' ich's bald satt; er führt die arme Maria Anna nur an. Und was mich am meisten zu einer ehrenvollen Heirat treibt — Dorothe Sophie ist ein leichtsinnig Dinglein und könnte einmal eine Mesalliance machen mit dem ersten besten Cavallerieoffizier. War da einen Augenblick im Ballsaal und hab mich geärgert über das Mädel — tanzt wie eine Kanonenkugel und nicht wie eine Prinzessin.“ Eleonora: „Leichtsinnig, ja, aber gut; möge ihr der König von Portugal ein christlicher Gemahl werden, sonst wäre es besser sie heiratete unter dem Stande.“

Kurfürstin, außer Atem hereinschwankend: „Eleonore! bist du beim Vater? Das ist gut; setz' mich aufs Ruhebett, ich kann nicht mehr.“ Eleonore nimmt die Mutter in die Arme: „Um aller Heiligen Willen!“ Kurfürst, vom Briefe aufsehend: „Was gibt's?“ Kurfürstin: „Elisabeth muß tot sein! oder schwer krank! sie hat die Thür verschlossen! sie gibt keine Antwort! o, schaut doch nach!“ Kurfürst und Eleonore wollen fort, da drängt sich ihnen Dorothe Sophie im

Kostüm Montbrillants entgegen. Kurfürst: „Sieh da, Graf Montbrillant, was soll's?“ Dorothe Sophie, die Maske abreißend, verzweiflungsvoll: „Nicht er, ich bin's! rettet Elisabeth! er hat sie geraubt!“ Eleonore: „Gott, meine Ahnung!“ Kurfürst: „Sprich Kind!“ Dorothe Sophie, in überstürzender Hast: „Vater! gehe in den Saal, rufe die Brüder und Farnese her! geschwind! geschwind! will derweil der Mutter alles beichten.“

Kurfürst geht, Dorothe Sophie sinkt vor der Mutter in die Kniee: „Mutter! Mutter! ich hab Elisabeth verleitet mit Montbrillant Briefe zu wechseln und Zusammenkünfte zu haben, hab' heute Abend ihre Flucht veranstaltet, und er ist kein Prinz, ist ein Betrüger, jetzt weiß ich es gewiß, jagt ihnen nach, sie können noch nicht weit sein!“

Kurfürst mit Söhnen und Farnese kommen hastig, hintendrein Maria Anna mit den jungen Mädchen. Eleonore gibt Maria Anna einen Wink, den diese versteht und sogleich Leopoldine und Hedwig aus dem Zimmer und zu Bette führt. Kurfürst, streng: „Jetzt Dorothe Sophie was ist's?“ Diese kann vor Aufregung schwer sprechen, Eleonore erzählt das Nötigste. Die

jungen Männer heftig: „Wo sind sie hin?“ Dorothea Sophie, noch immer knieend: „Den Waldweg nach Frankreich!“ Farnese: „Mit viel Gefolge?“ Johann Wilhelm: „Das ist gleich Bruder, drei entschloß'ne Männer, wie wir, verjagen eine Schaar Söldlinge. Wir lassen uns're Leute hier, so bleibt Elisabeths Unglück unter uns.“ Farnese: „Du hast recht.“ Johann Wilhelm: „Jetzt schnell, Waffen und die besten Pferde. Ich geh' rüsten. Fragt hier nach, was nötig, und dann folgt mir“ (ab). Farnese: „Was ist noch nötig?“ Kurfürst: „Nichts weiter, der Waldweg nach Frankreich!“ Kurfürstin erhebt sich zitternd vom Ruhebett: „Meine theuren Söhne, schont Elisabeth!“ Farnese: „Sie soll geschont, und ihre Räuber getötet werden, verlaßt euch darauf!“ Kurfürstin fassungslös: „Schont auch die Andern, so wenig als möglich Blut vergießen!“ Farnese finster: „Graf Montbrillant und seine Begleiter müssen sterben, damit niemand die Flucht meiner Braut ausplaudert!“ Kurfürstin umarmt weinend Wolfgang Georg: „Mein zarter Sohn, ich kenne dich, wenn deine Hand Blut vergießt, bleibt deine Seele verdüstert für immer,

dein Gewissen ist zu weich für diese böse Welt, Farnese schont meinen Sohn!" Farnese: „Wolfgang Georg ist Fürst und Krieger. Rüh' deiner Mutter die Hand. Wir müssen eilen.“ (Beide ab.)

### Wolfgang Georg.

Die Mutter hatte recht gesehen, Elisabeth war gerettet. Keiner der drei Prinzen gefährlich verwundet. Aber Wolfgang Georg wurde immer bleicher, und trat eines Tages zum Vater mit jener wehmütig, seelenvollen Miene, die schwer leidenden, aber geduldig entschlossenen Menschen eigen ist: „Vater, laß mich aus dem Kriegerstand treten und Priester werden!“

Kurfürst: „Was fällt dir ein, mein Sohn?“

Wolfgang Georg: „Es ist mir Ernst mein Vater, seit das Blut jenes unglücklichen Mannes an meiner Hand klebt, und der Verzweiflungsschrei meiner Schwester mir sagte, daß ich auch sie in's Herz getroffen, seitdem fühle ich, daß der Mensch nicht für den Krieg, sondern für den Frieden ge-



schaffen ist, daß die Seele desjenigen, der tötet, keine Ruhe mehr kennt. Ich will Priester werden mein Vater.“

Kurfürst zornig: „Waren Johann Wilhelm und Farnese toll, daß sie dir, dem Jüngsten, die schwere Arbeit überließen, Montbrillant zu tödten? Ihnen hätt's nicht's gemacht.“

Wolfgang Georg: „Zürne den Brüdern nicht, mein Vater, sie wollten mich schonen. Nicht Montbrillant, die fünf Diener wehrten sich zuerst. Die Brüder hatten mit diesen genug zu thun; als sie erliegen mußten, ging erst Montbrillant auf Johann Wilhelm los und sank von meiner Hand.“

Kurfürst: „Du warst ja Heerführer unter Leopold, mein Sohn, das Blutvergießen kann dir nicht so fremd sein, warum nimmst du es jetzt so schwer?“

Wolfgang Georg: „Es ist etwas And'res, Heerführer sein in off'ner Feldschlacht — etwas And'res, Mördern gleich fliehende Reisende überfallen — und schon als Heerführer fühlte ich, daß Krieg nicht Gottes Gebot sei, warum sollte er Menschen sonst seine Kinder nennen —

wenn er sie nur zum töten und getötet werden erschaffen hätte. Dieses denke ich jetzt Tag und Nacht, ich will Priester werden, um sein Gebot den Menschen zu verkünden.“

Der Kurfürst schaute dem Jüngling in das geistig bleiche Gesicht und die verklärt leuchtenden Augen. Er schloß ihn, stumm vor Rührung, in die Arme: „Geh' hin, du zarter, geliebter Friedensbote, und thue was du nicht lassen kannst.“ Beide hielten sich lange umschlungen, sie verstanden einander.

Glücklich entfernte sich Wolfgang Georg. Er wurde später Bischof von Köln.

Als er weg war, schossen schwere Thränen in des Kurfürsten Augen: „Der da hat vielleicht das beste Teil erwählt, aber dennoch einen Dornenpfad. Elisabeth und Dorothea Sophie sind Schuld! Die Mädchen sollen daran denken, solche Streiche machen sie mir nicht mehr!“ Sein Zorn gegen die Töchter wurde am Abend noch durch eine andere Begebenheit erhöht.

---



und vollends in Frankreich nicht. Die Bluttthat der kurfürstlichen Prinzen an einem bevollmächtigten Gesandten muß als eine Kriegserklärung angesehen werden.“

Kurfürst bedrängt: „Er gab sich aber nicht als Gesandter aus, sondern als Thronerbe, und hat mich und mein Land getäuscht.“

Longueville: „Euer Hoheit vergessen, daß Sie meinem König keine Beweise dieser falschen Namensangabe vorlegen können. Wer hat gehört, daß sich Montbrillant für den Dauphin ausgegeben? Eure Hoheit haben's nicht gehört? Ich auch nicht. Fragen Eure Hoheit die schöne Prinzessin Elisabeth, das Ideal des unglücklichen Grafen, hat er ihr jemals gesagt, er sei der Dauphin?“

Kurfürst nach langem Besinnen: „Nein, dies ist niemand von uns gesagt worden, mir nicht, der armen Elisabeth auch nicht, ich habe sie gefragt. Er soll errötet sein, als sie ihm sagte: das Gerücht mache ihn zum Dauphin. Seine Zunge sprach die Wahrheit, sein Gesicht log. Das unglückliche Kind glaubte diesem verlockenden Gesicht, und wir alle gingen in die schlau gestellte

Falle. O, Frankreich wollte immer Krieg, und hat die passendsten Gesandten geschickt, ihn heraufzubeschwören unter einer herzlichen Friedensmiene. Mein armes Land, ich muß nun Schuld sein an deinem Elend.“

Longueville: „Nehmt's nicht so schwer, Euer Hoheit, noch kann Krieg abgewendet werden. Niemand in Frankreich weiß, wie Montbrillant gestorben, ich will einen Bericht erstatten, welcher das Unglück einem schlimmen Zufall zuschreibt, ich werde meinem König eine Lüge sagen, das schwerste Opfer, welches ein Mann von meinem Charakter bringen kann, aber ich verlange dafür auch etwas Großes, die Hand eurer Prinzessin Maria Anna. Meine Laufbahn steht erst im Beginn, die künftige Herzogin von Longueville soll ihren stolzesten Ehrgeiz befriedigt finden.“

Kurfürst Kleinlaut: „Aber wenn Maria Anna Euch nicht liebt?“

Longueville: „Sie wird mich schon lieben, wenn Ihr Eure väterliche Beredsamkeit anwendet. Naturen wie die Prinzessin und ich sehen die Liebe nicht vom kindischen Standpunkt an, sehen in ihr ein Ziel der Freundschaft, eine Vereinigung



hoher Interessen. Gebt mir Maria Anna, und ich werde Euer Sohn von ganzem Herzen. Werde es mir zur Pflicht machen, Eurem greisen, väterlichen Haupte die Sorge eines schweren Krieges abzunehmen, mit allen Mitteln der Diplomatie, zu welchen ich sonst, da ich eine männliche, grade Seele bin, nicht gerne greife.“

Kurfürst: „Ihr wollt also, um meine Tochter zu gewinnen, etwas thun, worüber eine grade Seele erröthen müßte, und das sagt Ihr mir frei und glaubt, ein christlicher Fürst gebe einem falschen Manne sein Kind?“

Vongueville: „Ihr seid Fürst, Staatsmann und Krieger von Jugend auf. Denkt ein wenig nach: können diese drei Stände in allen Dingen grade Wege gehen?“

Kurfürst: „Man kann wahr und grad sein in allen Ständen. Freilich hat man dann oft schweren Weg, besonders wenn man die nötige Klugheit vergißt, die auch eine Pflicht ist. Ich habe sie diesmal vergessen im Verkehr mit den französischen Gesandten, und werde es büßen. Nie erlaube ich, daß mein Kind, dessen Seele mir Gott anvertraut hat, eine Gemahlin dieser

verhängnisvollen Gesandtschaft werde. Muß Krieg sein, so wird der alte Philipp Wilhelm nicht fliehen. Ihr seid als Gesandter sofort entlassen. Die Verträge wegen Grenz- und Handelsstreitigkeiten, die Euch zum Vorwand dienten, in mein armes Land zu kommen, sollen nicht weiter besprochen werden. Euer Abschied wird morgen, Eurem hohen geschätzten Stande gemäß, im Kreise meines Hofes gefeiert werden. Seid eingeladen als mein geehrter Gast, auf Morgen. Bis dahin lebt wohl."

Reicht Longueville die Hand, welche dieser unter tiefer Verbeugung küßt: „Zimmer zu Euren Diensten, edler Fürst meines Nachbarlandes.“ Beide ab.

---

### Johann Wilhelm.

Der Kurfürst ging am Schlusse dieses für ihn schweren Tages ins sonst so traute Familienzimmer der Seinen, wo es jetzt recht gut war, daß die Kinder fröhlich herumlärmten; man gewahrte dann weniger das trübe Sinnen der ältern Töchter und die Seufzer der mütterlichen

Kurfürstin. Bei dieser Letztern, Eleonore, Wolfgang Georg und Leopoldina nahm der Kurfürst seinen Platz; den andern Erwachsenen war er allen mehr oder minder abgeneigt. Auf Maria Anna zürnte er wegen der Werbung Longuevilles.

Er erzählte seine Unterredung mit dem Gesandten und fragte streng:

„Tochter, deine Gedanken?“

Maria Anna: „Des Herzogs Reden sind mir immer geistreich vorgekommen; ich weiß nicht, ob ich Unrecht gethan habe, ihnen zu lauschen, aber die Höflichkeit gebot es. Wenn die Aufopferung meiner Person dazu dient, Krieg zu verhüten, so stehe ich meinem Vater und meinem Heimatlande zur Verfügung.“

Kurfürst zornig: „Sehr edel! sprich, wie es dir ums Herz ist.“

Maria Anna: „Mein Vater kann mich nicht mißverstehen, wenn ich sage, ich will mich opfern, um einen Krieg zu verhüten. Was ich thue, ist einfach Fürstenpflicht. Ich habe mich stets als Fürstin gedacht, nicht als Mädchen.“

Kurfürst: „Was würdest du als Mädchen thun?“

Maria Anna: „Unverheiratet bleiben, wenn kein Mann, den ich achten kann, meine Hand begehrt.“

Kurfürst: „Meine Gemahlin, was sagst du?“

Kurfürstin: „Krieg ist schrecklich; ich erinnere mich noch — meine armen Kinder — gibt's keinen Ausweg?“

Kurfürst: „Johann Wilhelm, deine Meinung!“

Johann Wilhelm: „Krieg! kein Nachgeben diesem eroberungssüchtigen König!“

Kurfürst: „Und du, Georg?“

Wolfgang Georg: „Frieden, wenn's sein kann, aber nicht um den Preis der Schwester; eine unsterbliche Seele soll sich nicht opfern irdischen Vorteils willen. So lang dieser Krieg währt, bin ich Soldat, nicht Priester.“

Kurfürst: „Und du, Eleonore?“

Eleonore: „Laßt uns Gott bitten, daß er einen Ausweg zeige. Leopold vermag viel beim spanischen König, seinem Verwandten. Karl der zweite wünscht sich wieder zu verheiraten. Als Königin von Spanien dürfte Maria Anna zu unsern Gunsten mit Frankreich unterhandeln.“

Johann Wilhelm: „Wie, daß einfältigen Schwächlings Gemahlin sollte unsere starke und schöne Schwester werden? So ein Gedanke kann nur von dir kommen, Eleonore, die du die Menschen einzig vom Standpunkt der Frömmigkeit beurtheilst.“

Dorothe Sophie: „Uh, ein Witwer und einfältig, und nicht hübsch, da würde ich mich bedanken; Maria Anna, gehorche Vater und Eleonore diesmal nicht!“

Kurfürst, sehr streng: „Dorothe Sophie, du hast dein Sprechen in Familienangelegenheiten verwirrt; dein Leichtsinn hat zwei deiner Geschwister unglücklich gemacht und jetzt, statt reuig und bescheiden sein, schwazest du wieder Unsinn. Man muß dich bewachen. Sollst ins Kloster der Marianischen Schwestern zu Neuburg.“

Dorothe Sophie, laut aufschreiend: „O, nur daß nicht, nur nicht Klosterfrau, lieber die geringste Magd; Mutter, Geschwister, bittet für mich!“

Johann Wilhelm: „Es kann dein Ernst nicht sein, Vater, dieses junge frohe Leben ins Kloster zu begraben, ich müßte sonst als Bruder —“



Kurfürstin, ihn unterbrechend: „Um Gotteswillen, Kinder, reizt euern Vater heut' Abend nicht, ihr seht, wie düster und sorgenvoll seine Stirne ist. Er und Eleonore halten das Klosterleben für einen hohen, glückseligen Stand. Euch ist's schmerzlich. Er wird drum Sophie nicht zwingen wider Willen auf immer einzutreten? Nur kurze Zeit zur Schule. (Bittend): Teurer Gemahl, nicht wahr, so ist's? Du vergibst den Kindern ihr Dreinreden, sie haben aus Liebe zu den Schwestern gefehlt.“

Kurfürst: „Ich habe im Witzmut gesprochen, aber eingestehen wirst du das selber: Das Kloster bleibt in harten Kriegszeiten einer Prinzessin beste Zuflucht; in meinem Lande wirst du und die Töchter bald nicht mehr wohnen können. Eleonore vermag euch nicht zu schützen, sie und ihr Gemahl sind selbst hart bedrängt. Kloster Neuburg liegt sicher. Für kurze Zeit könntet ihr dahin.“

Kurfürstin, schüchtern: „Eleonore sprach vorhin vom spanischen König; wenn der aushelfen könnte; wo ist er?“

Kurfürst: „Karl der zweite ist kein großer Mann, aber ein guter. Daß diese, seine letztere

und beste Eigenschaft zur Geltung komme, hängt von seiner Umgebung ab, auch von einer Gemahlin und deren Familie. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn Karl eine meiner Töchter begehrt. Unterhandle, liebe Eleonore, deine Gedanken sind immer die besten. Wolfgang Georg soll dich morgen zu deinem Gemahl begleiten. Alles hat Eile für ein so kleines, bedrängtes Fürstentum, wie das unsere.“

Eleonore küßt ihrem Vater die Hand: „Ich werde reisen und mein bestes thun, lieber Vater.“

Kurfürst umarmt sie: „Du bist mein liebes Kind, mein Stolz, meine Freude; (auf die andern deutend): die da haben mich gekränkt; (zu Johann Wilhelm): Unbedachter, erinnere dich an Montbrillant; du überliegest dem zarten Jüngling, was Pflicht des Mannes war. Dein Bruder hat's schwer genommen und will der Welt entsagen; verstehst, was das ist?“

Johann Wilhelm, betrübt: „Ich versteh's in seiner ganzen Schwere; Wolfgang Georg bleibt fest und wird unglücklich; ich kann mir einen jungen Priester und Glück nicht zusammendenken.“

Kurfürst: „Maria Anna, auch dir eine Strafe. Wärest du die reine, fromme Seele gewesen, wie Eleonore, Longueville hätte nie deine Hand verlangt. Dein irdischer Stolz auf die Gaben deines Geistes verleiteten dich zu unnützen Gesprächen mit dem schlauen Verderber. Du mußt heiraten. Drei ehrenhafte Partien zeigen sich noch jetzt meinen Töchtern. Wähle eine und schütze Mutter und Geschwister, wenn der Krieg kommt.“

Maria Anna: „Vater, was hast du mit Elisabeth und Dorothe Sophie vor?“

Kurfürst: „Sie sollen diejenigen nehmen, welche du ausschlägst, oder ins Kloster. Bei ihnen fragt man nicht lange; sprich jetzt.“

Maria Anna: „Frag' zuerst die Schwestern, lieber Vater, frag' Elisabeth. Ich ertrag es leichter, einen Mann zu heiraten, welchen ich nicht kenne, noch liebe; ich werde als Fürstin an meinem Platze sein, auch wenn ich als Gattin unglücklich bin.“

Kurfürst: „Das weiß ich, drum heirat' den König von Spanien, dort hast das beste Feld für deine Thätigkeit und einen frommen, sittlichen,

hochstehenden Gemahl. Und du, Elisabeth, schwaches, verleitetes Tröpflein, Farnese benimmt sich dir gegenüber sehr edel; er hat sein Wort als Bräutigam nicht zurückgezogen. Morgen reitest du mit Eleonore und Wolfgang Georg zu ihm.“

Elisabeth sinkt weinend in die Arme der Mutter: „O Mutter, Mutter, schütze mich vor dem Manne des Blutes, er ist schuld an Montbrillants Tod, er allein.“

Kurfürst, zornig: „Du willst ihn nicht?“

Elisabeth: „Nein, nein, lieber das Kloster, lieber das Grab, nur diesen nicht! Willst du mich wahnsinnig machen, Vater? Den Geistorbenen seh' ich noch immer, liebe ihn noch immer. Farnese wird ihn zum zweiten Mal ermorden!“

Kurfürst: „Thörin, man hat dir bis jetzt zu viel nachgegeben. Jetzt gehorchst du!“

Kurfürstin: „Das Kind zittert, mein Gemahl, treib es nicht zum Aeußersten.“

Kurfürst: „Besinn dich, Elisabeth, ein Krieg steht vor der Thür; in Jahresfrist werden deine Mutter und kleinen Geschwister vielleicht hilflose Verbannte sein. Die Herzogin von Parma kann

Sie dann schützend aufnehmen. Die arme Prinzessin Elisabeth wäre den ihren eine Last mehr.“

Elisabeth: „Wenn es denn sein muß — (schaudernd) aber ich kann nicht. Montbrillants geliebter Schatten würde immer zwischen mir und seinem Mörder stehen. Laß mich den Brief des Königs von Portugal lesen.“

Kurfürst gibt ihn. Elisabeth liest:

„Kurfürstliche Hohheit! Der Ruhm von dero christlich erzogenen, holdseligen Töchtern, von dem Glück, welches eine Familie in solchen Kindern besitzt, ist bis nach Portugal gedrungen. Da es nun meine Pflicht ist, dem Lande nach dem Tode meiner Gemahlin Louise von Numale wieder eine Königin zu geben, biete ich meine Hand derjenigen an, welche schon zum Voraus die Liebe und Ehrerbietung meiner Unterthanen besitzt. Das ist Euer Hohheit Prinzessin Elisabeth, deren schönes Bild im Thronsaal zu Lissabon hängt und aller Bewunderung ist, welche es anschauen. Nehmt drum meine Werbung und mein Porträt und gebt es der jungen, sanften Prinzessin“ — —

Elisabeth fiel der Brief aus der Hand, eh' sie ihn zu Ende lesen konnte.



Der Kurfürst reichte ihr stumm des Königs Bild. Sie sagte nichts, aber die neugierige Dorothea Sophie warf einen Blick darauf:

„Das ist ja ein sehr angenehmes, ein ganz heldenähnliches Gesicht und eine stolze Gestalt. Er soll schön sein, dieser Don Pedro der zweite; schöner als Farnese, und wenn Elisabeth“ — (der Kurfürst gab dem vorlauten Töchterlein einen unwilligen Wink und es verstummte.)

Kurfürstin: „Was mich tröstet, ist die Kunde, daß Don Pedro sehr liebevoll gegen seine Mutter und erste Gemahlin war, obwohl er seinen Bruder vom Thron stürzte.“

Kurfürst: „Ich hab's hier wie überall; Maria Anna würde passen, das weiche Kind Elisabeth nicht. Schlimme Zeit, die zur Entscheidung drängt. Farnese wäre uns persönlich bekannt und brav. Ich sähe bei der gegenwärtigen Wendung der Verhältnisse Elisabeth lieber im Kloster, als auf dem Throne von Portugal.“

Alle schweigen bekümmert. Elisabeth weint laut.

Johann Wilhelm: „Vater, gib dem König von Portugal einen Korb; er ist kein guter

Bruder und wird drum auch kein guter Gemahl für die weiche hilflose Elisabeth sein. Sie wäre eine schwache Königin, eine betrübtte Klosterfrau, aber ein gemüthliches Hausmütterchen. Sehen wir einzig auf ihren zukünftigen Lebensfrieden und stehen von stolzen Plänen ab, die uns in unsrer gegenwärtigen Bedrängniß doch nicht mehr gelingen. Elisabeth soll den Grafen Ernst von Blumenau heiraten; er hat sie seit den Kinderjahren treu geliebt, ist ein braver Mann, der als Oesterreicher gegenwärtig Schutz und Land besitzt und für die Flüchtlinge aus Neuburg sorgen kann.“

Kurfürstin, laut jammernd: „Wie, Elisabeth, die Schönste aller meiner Kinder, die berühmte Schöne, um welche zwei Könige geworben haben, soll diesen einfachen Grafen heiraten und ist doch Eleonore Kaiserin und Maria Anna Königin, und sind nicht halb so schön.“

Dorothe Sophie, heftig: „Was, den Herrn Niemand soll Elisabeth heiraten, der seiner Lebtag nichts vorgestellt hat und weiter gar nichts ist, als gut. Ich glaube, du Johann bist feige geworden seit dem Krieg, daß du solche Räte gibst.“

Johann Wilhelm, zornig: „Ich möchte dir, Dorothe Sophie, auch bald sagen, wie Vater vorhin: geh' ins Kloster, Unbesonnene, die so viel Unheil angerichtet hat. Ernst ist Graf Blumenau, wir waren vor wenig Jahren Grafen Neuburg und damals glücklicher als jetzt. Ernst ist ein braver Mann, der Elisabeth treu liebt. Montbrillant war ein Betrüger und hatte seinen Spott mit der dummen deutschen Prinzessin von der Pfalz.“

Wolfgang Georg: „Du sprichst bittere Worte, Johann Wilhelm, aber du hast recht. Ernst ist ein braves Herz und liebt Elisabeth sehr, hab' beides oft gesehen. Weine nicht, geliebte Mutter, die Könige von Dänemark und Portugal, welche um Elisabeth warben, haben eine düstere Vergangenheit hinter sich, Güte ist der beste Vorzug des Menschen, wären alle Leute gut, wir bekämen jetzt keinen Krieg.“

Johann Wilhelm auf Elisabeth zugehend: „Armes Schwesterlein, dem ich so viel Leid zugefügt, laß mich's gut machen und nimm von meiner Hand einen braven Gatten an. Sag' auch etwas, teurer Vater.“

Kurfürst: „Ich sähe Elisabeth am liebsten im Kloster; aber da sie nicht mag, ist es mir auch recht, wenn sie nach Oesterreich geht, meinen Pflegesohn heiratet, welchen ich gut erzogen habe und Eleonores Hofdame wird, so bleiben die beiden Schwestern beisammen und können einander trösten.“

Eleonore: „Ja, geliebte Elisabeth, du sollst meine Hofdame werden; wir wollen einander nie verlassen und auch dein Gemahl soll Leopold und mir willkommen sein.“

Elisabeth: „Vater, Eleonore und die Brüder haben recht, Ernst ist ein guter Mensch und ich bin nicht so vollkommen, wie Mama und Sophie meinen. Hab seit meiner Flucht alle Ursache demütig zu sein.“ Wirft sich Eleonore in die Arme und reicht Johann Wilhelm die Hand.

Kurfürst: „Es ist also für Elisabeth gesorgt, und du Dorothe Sophie, du sollst Herzogin von Parma werden; das läßt sich richten. Farnese war dir nie abgeneigt. Eleonore reist mit dir; sie wird alles zum Besten leiten.“

Dorothe Sophie: „Aber Vater, Herzog Odoardo und ich, wir haben ja einander nie mögen.“

Kurfürst: „An dir hab ich nichts zu trösten, wie an Elisabeth und Maria Anna, dir lacht das Herz, daß du einen Gemahl und einen eigenen Hof bekommst. Unterwirf Farnese dein Schicksal und sei gut; du kannst es, wenn du willst. Und nun meine Kinder, nehmt Abschied. Gott und fester Mut müssen uns über das Schwere weghelfen.“

---

### Der Krieg.

Die geistreiche Herzogin von Orleans, ehemals Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz-Simmern, wußte recht gut, daß sie auf ihr väterliches Land im Heiratskontrakt für immer verzichtet hatte und machte nach ihres kinderlosen Bruders Tod wohl auch keine Ansprüche darauf. Ihr Schwager, Ludwig der vierzehnte, fand aber diesen Vorwand gerechtfertigter als die andern zu einem schlimmen Eroberungskrieg, welchen er durchaus haben wollte.

Der gegenwärtige Kurfürst von der Pfalz (der in seiner Familie von Frankreich schwer gekränkte Philipp Wilhelm) verlor die Geduld



weitem Unterhandlungen, welche die Feindschaften bloß aufgeschoben, nicht aufgehoben ten.

Er hoffte auch auf die Hilfe seiner Schwiegerne, besonders des deutschen Kaisers und wehrte den Krieg nicht länger, welcher nun mit grauer Macht hereinbrach und die arme Rhein- land auf eine Weise verwüstete, wie vorher noch geschehen.

Man weiß ja, daß unter dem Vorwand, die römischen Grenzen zu beschützen, die blühendsten Städte und Dörfer verbrannt wurden. So sahen Heidelberg, Mannheim, Speier, Worms u. w., die feierlichen Krönungs- und Grabstätten deutscher Kaiser. Man weiß, welche Beute die Heersführer Crequi, Melac u. s. w. erteilten, wie der Tod auf den blutigen Schlachtfeldern noch ein sanfter war, gegen diejenigen, welchen so viele Wehrlose erleiden mußten. Wie viele Frauen, Kinder, in ihren brennenden Häusern eingeschlossen, mitverbrannt wurden, oder lebend gefangen, schrecklichen Martern erlagen, auf welche Weise das sonst so reiche Land verheert wurde.

Uebergehen wir im Großen diese traurigen Gemälde, welche in jedem deutschen Geschichtswerke nachzulesen sind und sehen, wie sie sich im engern Rahmen der uns bekannten kurfürstlichen Familie ausnehmen.

---

### Ludwig Anton.

Das wohlverwahrte Schloß eines treuen Untertanen nahm für den Anfang die Kurfürstin und ihre jüngern Kinder auf; hier wurde ihnen der gutgeschützte Schloßthurm überlassen, welchen die Kurfürstin und Töchter nie verließen, dem Gebote des Vaters gehorsam, welcher wünschte, sie möchten den Grausamkeiten des Krieges die Ohren verschlossen halten.

Die Knaben waren nicht so folgsam, sie erfuhr von verwundeten oder fliehenden Soldaten manches, was in der Seele des kleinen Ludwig Anton haften blieb. Der spätere Bischof von Mainz ließ in seinen Schriften Gedanken zurück, welche zusammengehängt sich etwa also ausnehmen möchten:

Tief im Donner der Geschütze  
Möcht ich dennoch lieber hausen,  
Als in stolzer Städte Hallen,  
Wo des Krieges Flamme sausen,  
Traute Bürgerhäuser brennen,  
Mächtige Paläste wanken,  
Und die Glocken düster läuten,  
In den Schrei der Todesranken,  
So wie tausend Lämmer bluten,  
Grausam, unter Tigersklauen,  
Also ähnlich ist das Sterben  
Meiner Vaterstadt zu schauen.  
Was vom Glück noch ist geblieben,  
Findest du im Feld der Wehre,  
Auf zum Schlachtfeld!  
Auf zum Schlachtfeld!  
Wer noch Kraft hat, Mut und Ehre!  
Träume nicht vom Friedensfelde,  
Von des Landmanns goldnen Saaten,  
Schau, zerstampft ist's,  
Hunger, Seuchen sind das Korn,  
Das dort geraten.  
Träume nicht von Ruh' der Seele,  
Erst mußt alles dir erkaufen,  
Wohnung, Acker, Friedenshoffnung,  
Mit der Kraft der Schwertertaufen.

Als der arme Ludwig Anton solche Gefühle in Worte faßte, war er wahrscheinlich noch nicht Bischof.

Sein jüngeres Brüderchen, Karl Philipp, später ein tapferer General des jungen Kurfürsten Johann Wilhelm, seines Vaters Nachfolger, konnte zwar seine Gedanken nie in Reimen aussprechen, dazu hatte er kein Talent, aber in Prosa schilderte er später dennoch den Eindruck, welcher ihm das Anhören dieses ersten Schlachtgeräusches gemacht:

Ich stand auf hohem Thurme,  
Und schaute weit in's Land,  
Und sah viel Schatten fliegen,  
Als wie ein Rabenheer,  
Und sah vom Rauch verdunkelt,  
Des Himmels schönes Blau,  
Und in das Rauchgewölke,  
Da zuckte Blitz an Blitz,  
Und fahle Lichter flogen,  
Gespenstisch auf und ab,  
Und durch das All' ein Donnern,  
Ein Donnern schreckenreich,  
Als ob geborsten wäre  
Die Welt im tiefsten Grund.  
Und hintendrein ein Jammern,  
Ein Schreien, ein Gestöhn,

Viel hunderttausendstimmig,  
In geller Schwerterklang.  
Ihr stolzen Kriegerrosse,  
Seid ihr es, die so schrei'n?  
Seid ihr es, Menschen? schämt euch!  
Die Helden sterben stumm.  
Ich will ein Held auch werden,  
Und sterben still und groß.

---

### Leopoldine und Hedwig.

(Einige Jahre später.)

Brief Hedwig's an Dorothe Sophie. „Du klagst, du lebhafteste Herzogin von Parma, daß ich dir so selten schreibe, viel weniger als der Königin von Spanien. Die sei eben vornehmer, meinst du, drum schreibe ich ihr mehr. Ich glaube aber es hat einen andern Grund. Maria Anna ist eine große Königin, gebietet über ein herrliches Land, wohnt in prächtigen Palästen, und die schönsten Herren und Damen der Erde — schön sind diese Spanier — beugen sich tief vor ihr und beten sie fast an. Bei dir Dorothe Sophie ist alles kleiner und bei weitem nicht so majestätisch, aber dennoch scheint mir, die Herzogin von Parma



ist glücklicher und kann sich viel freier bewegen, als die Königin von Spanien. Es kommt mir unheimlich vor in der Größe, die Maria Anna umgiebt, drum schreibe ich ihr oft, damit des treuen Schwesterleins Briefe sie trösten. Du weißt, daß Mama, die Brüderlein und wir jungen Schwesterlein, als der Krieg unser ganzes Ländchen zu zerstören drohte, vom Vater geschickt und vom Bruder Wolfgang Georg begleitet, der gastfreundlichen Einladung unserer theuren Schwester Maria Anna und ihres königlichen Gemahls nach Spanien folgten. Wir wurden mit offenen Armen aufgenommen, und waren ganz bezaubert von der Herrlichkeit, in welcher unsere gute, geliebte Schwester jetzt Königin ist, sie nimmt sich auch majestätisch aus in den prächtigen Gewändern. Ihr Gemahl ist gutmütig, man muß ihn gern haben, aber schwächlich. Es kommt mir vor, er fürchtet sich vor den Großen seines eig'nen Reiches, was Maria Anna viel Sorge macht, denn es wird auch gegen sie intrigirt. Aber sie ist und bleibt eine edle Königin, die im Geheimen unendlich viele Wohlthaten ausübt, und ihren Gemahl ehrt und schätzt. Und er ist so dankbar und ergeben,

daß das Verhältniß der Beiden etwas sehr rührendes hat. Die liebe Mama hatte anfangs das Heimweh nach Vater und den ältern Kindern. Aber in Maria Annas prächtigen Palästen, Buen-Retiro in Madrid, dem Escorial und Aranjuez, in paradiesischen Gegenden gelegen, mußte der Kummer auch aus einem treuen, gefühlvollen Herzen weichen, und sie wurde heiterer als daheim, während der Krieg um unser Land tobte. Die Brüderlein fanden viel Gefallen an den schönen spanischen Gärten mit ihrem südlichen Blumenflor, ihren Zypressen und Orangenhainen und den goldenen Früchten, welche aus dunklem Laube hervorleuchtend winkten. Ueberhaupt Mama und die Brüder waren in Spanien glücklich. Der kleine Alexander Sigismund, das herzige Kind, wurde von den Hofdamen förmlich verhätschelt, man nannte ihn nur das schöne Kurfürstlein, ein Name, welcher ihm seither geblieben ist, oder auch den Erzengel Rafael, welcher sein bedrängtes Heimatland schon noch einmal retten werde. Du siehst, wir genossen viele schöne Tage in Spanien. Leopoldine ruhte, so oft sie konnte, am Herzen Maria Annas, tröstete mit ihrer idealen Seele

die sorgenvolle Königin, und das Band der treuen Schwesterliebe wob sich beglückend um Beide. Jetzt noch etwas von unserer Elisabeth: sie ist glückliche, blühendschöne Gattin, unsers guten Ernst von Blumenau, und Mutter lieblicher Kinder, keine Spur mehr von ihrer frühern Schwermut und Schwärmerei. Der ehemalige Herr Niemand ist nach Verstand und Gemüt ein herrlicher Mensch, sie lieben sich wie die Engel. Elisabeth hat's schöner, als die Kaiserin, Königin und Herzogin. Jetzt muß ich dir noch ein Geheimniß vertrauen, auch ich bin Braut und werde so glücklich und selig, wie Elisabeth, nur noch mehr, denn mein Bräutigam ist schöner, liebenswürdiger und glänzender von Person, als Ernst. Schwager Leopold hat mich damit beglückt, er sandte seinen Liebling, den jungen Fürsten Jakob Sobiesky, Neffen des berühmten polnischen Heldenkönigs, zu mir nach Spanien. Da war's gleich richtig, wir gefielen einander über die Maßen. Vater war auch mit Jakob gekommen und legte unsere Hände ineinander. Der gute Vater, er ist so bleich und schwach vom bösen Kriege und den vielen, vielen Sorgen, die der Krieg bereite. Jetzt

ruht er auß bei den Seinen und kann das Krankenlager selten verlassen. Mutter und Adelheid sitzen Tag und Nacht bei ihm. Du weißt, Adelheid nannte er immer sein Lichtlein. Sie lag an seinem Herzen, so oft sie durfte, und er war so glücklich mit dieser lieben Lilie in den Armen, und einer Lilie gleicht das junge Mädchen, fein und bleich, fast durchsichtig kommt sie mir vor. Unser Hausarzt beobachtet sie bedenklich, und die Kammerfrauen flüstern: Schwindsucht. Wenn sie nur nicht stirbt, seit Vater krank ist, fürcht' ich's. Unlängst flüsterte ihr bleicher, lieber Mund:

Des Vaters Lichtlein  
In dunklen Tagen  
Und schweren Nächten,  
Ich bin's so gern.

Des Vaters Lichtlein  
Auf schmalem Wege  
Der führt zur Höhe,  
Ich will es sein.

Bis zu den Thoren  
Der ew'gen Sonnen  
Wir Beide schweben  
Im Himmelslicht.

---

### Leopoldine an Eleonore.

Geliebte Schwester! Mit weinenden Augen und zitternder Hand schreibe ich dir, daß unser geliebter Vater endlich diese unvollkommene Erde verlassen hat, wo es so viel Krieg gibt, und zur wahren himmlischen Heimat gelangt ist, in welcher eine Seele, wie die seinige, fromm, gut und friedevoll ausruhen kann an Jesu Herzen, von all' den Leiden und Sorgen seiner irdischen Laufbahn. Er wurde immer müder, der geliebte Vater, in all' den Plagen dieses bösen Krieges, und starb endlich sanft in unsern Armen. Ich glaube und hoffe, und sage es dir vom Herzen, er ist jetzt glücklich und wir sollen Gott danken für seine Seligkeit und Ruhe, und werden ihn wiedersehen, ja Eleonore, wir Beiden sind dessen überzeugt, wir werden ihn wiedersehen. Und unsere Adelheid, unsere weise Lilie, sie ist dem Vater vorausgegangen, sein Lichtlein hat ihm geleuchtet bis an's Himmels-  
thor, so betete sie immer, und die liebe Mutter nennt den Tod der Beiden einen schönen, und möchte bald folgen, obwohl Maria Anna für sie sorgt mit der innigsten Tochtertreue. Bruder Johann Wilhelm ist jetzt Kurfürst und Heerführer



in der Heimat, täglich in Todesgefahr und großer Bedrängniß, aber sein kluger, heiterer Geist, hält ihn überall in der Höhe. Ich höre, daß er allgemein verehrt, ja bewundert wird. Der liebe Wolfgang Georg ist noch immer ein treuer Krieger für sein Vaterland, und will, wenn wir wieder Frieden haben, Priester werden, so wie ich Klosterfrau. Das paßt am besten für uns Beide, und wird unsere Seelen mit Frieden erfüllen. Wir können dann für Euch alle so recht von Herzen beten und viel, viel Gutes thun. Bruder Wolfgang Georg will, wenn er einmal als Priester und Kurfürstensohn einen hohen Rang erreichen sollte, ein Wohlthäter seines Heimatlandes werden, will Krankenhäuser bauen für die traurigen Opfer des Krieges, die jetzt als Invaliden verstümmelt im Lande herumbetteln und nicht wissen, wo Abends ihr bekümmertes Haupt hinlegen, weil ihre Städte und Dörfer verbrannt sind, will Waisenhäuser bauen für die verlassenen Kinder der Gefallenen, und sie gut erziehen, und ich werde ihm helfen, trete übers Jahr als barmherzige Schwester in meinen Orden, o eine hülfreiche Schwester meinem geliebten Bruder und

allen Armen, Kranken und Waisenkindern, die er beschützt, möcht' ich werden, dann wäre mein Leben ein glückliches, wie im Himmel.

Schöner kann kein Name sein  
Als der Schwestername,  
Wenn er echte Perle ist,  
Die in's Dunkle leuchtet.

Wenn er ist ein Abendstrahl  
Ueber öden Fluren,  
Oder Nachts, ein milder Stern  
Thänenreichem Leide.

Perle, Abendsonnenschein,  
Holder Stern des Himmels,  
Wo ein einsam Herz verzagt,  
Weiht ihm Schwestertreue.

Lebe nun wohl, geliebte Eleonore, grüße unsere Elisabeth. Sie ist so glücklich bei ihrem guten Gemahl und ihren lieben Kindern, daß ich ihr Loos vor allen andern preisen möchte, wenn es auch des Glanzes einer Krone entbehrt. Ob' ich auf immer für's Kloster eingekleidet werde, besuche ich dich noch, und nehme deinen Segen mit, denjenigen unserer theuren Mutter und Maria Anna's habe ich schon. Deine Leopoldine.



# Der ewige Jude in den Alpen.

Eine Graubündner Winterabend-Geschichte.

---

Als es Abend geworden, das Licht in der Stube angezündet, die Kartoffelsuppe gegessen, setzten sich die Mädchen ans Spinnrad, die Knaben ans Schnitzeln von allerlei Feldgerät. Der Geschichtenerzähler Hanspeter aber, dem die Hände etwas arbeitsfaul, die Zunge desto fleißiger war, streckte sich der Länge nach auf den großen warmen Mauerosen, nahm ein altes Kleidungsstück zum Kopfkissen und sprach gähnend: „Wenn ihr mich mit dem ewigen Arbeiten in Ruhe läßt, will ich euch was erzählen.“ „Ach ja!“ riefen die Mädchen erfreut und salbten ihre Räder, um ihnen das Anarren zu benehmen. Einer der Knaben brummte aber: „Das wird wieder so eine Lügengeschichte sein, was der erzählt.“ „Lügen für den Dummen, Wahrheit für den Gescheiten, denn die liegt tief,“ sagte Hanspeter mit seinem gewöhnlichen ironischen Lächeln und begann die Erzählung.

Es war einmal ein Thal (es besteht eigentlich noch, aber da es bei uns Mode ist, jede Geschichte mit den Worten „es war einmal“ anzufangen, so thue ich's auch).

Nun gut, das Thal ist gar eng, und durch die Mitte rinnt ein Bergwasser, zwei lange Alpenketten, laufend von Mittag gegen Mitternacht, schließen das Thal ein, gleich zwei hohen grünen Mauern, auf der Mittagsseite stoßen diese Ketten zusammen und bilden da eine Wand, die kein Durchpaß öffnet; wer von dieser Seite einen Ausweg suchen will, kann den steilen Berg ersteigen. Dem Fremden muß es vorkommen, als sei er hier durch eine Sackgasse ans Ende der Erde gelangt, um so mehr, da hier sieben Monate Winter ist. Im Sommer aber kann es in diesem hohen, engen Thal auch recht lieblich sein, denn da gibt's Sonnenschein und blauen Himmel wie überall, dazu eine köstliche, reine Luft, was im Sommer nicht überall vorkommt. Glänzend grüne Matten mit schöngefärbten Bergblumen, die sich neben dem nahen ewigen Schnee herrlich ausnehmen, dazu ein fröhliches Heerdengeläute, wie sonst nicht leicht irgendwo zu hören, denn hier

grenzt eine Alp an die andere, zahlreiche Heerden aus tiefer gelegenen Gegenden werden Sommers hieher getrieben und beleben anmutig dieses stille Stücklein Erdboden.

Einst wohnten hier zwei gute Kameraden, jeder in seinem Holzhäuschen, mit Weib und Kind.

Hans hieß der eine und Michel der andere. Hans hatte das Bäbeli geheiratet und Michel das Feneli. Gebet, Arbeit, Frieden und Einfalt hießen die Hausgenossen in den beiden Familien. Von andern Thalbewohnern etwas entfernt, erhielten sie sich die ungetrübteste Freundschaft und gegenseitige Hilfeleistung. Michel und Feneli hatten einen einzigen Sohn, einen hochgewachsenen schönen Bengel von 23 Jahren, voll Feuer, Witz und Gutmütigkeit; daneben aber verhätschelt, wie alle einzigen Kinder. Die einfache Land- und Heerdenwirtschaft seiner Heimat kam ihm langweilig vor, er sehnte sich hinaus in die Welt, die ihm unbekannt war, von der er sich aber herrliche Dinge vorstellte. Michel und Feneli seufzten oft bitter über ihres Buebs unzufriedenen Sinn, der ihn und sie unglücklich machte. Der gute alte Michel stolperte in seinen Holzschuhen Thal



aus und ein, um die schönsten Kühe aufzukaufen, damit der große Bueb daheim weniger mürrische Gesichter mache und nicht immer fort wolle. Des fleißigen, genügsamen Michels Geldkasten, zwei rote Strümpfe, thaten sich weit auf, um Lienhards Launen zu befriedigen, aber das gelang immer nur auf kurze Zeit. Das gute Feneli in mütterlicher Angst und Liebe kochte dem armen Buebi (wie es den langen bärtigen Jüngling noch seit der Kinderzeit nannte) alle guten Bissen, die seine übereinfache Kochkunst zu Stande brachte. Am liebsten hatte er Chäsfügsch (Käsfüchse), eine in den Bergen vorkommende Speise, es werden Kässchnitten in Teig getaucht und in Butter gebacken.

Auch machte Feneli dem Buebi Butterbrote, bestehend aus einer Brotschnitte, drauf dick Butter, drüber eine ansehnliche Speckschnitte, das Ganze wurde noch in Rahm getaucht und dann verspeist.

War Metti Michel nicht grad bei Haus, so fütterte Feneli die Heerde, damit das arme Buebi auf dem Ofen liegen könne, es hatte es ja sonst so streng!

Vienhard war gutmitüg, drum ließ er sich von den allzuschwachen Eltern und dem eigenen unruhigen Gemüte nicht ganz verderben, hatte das gute Herz bei ihm Oberhand, so war er ein Prachtbursch an Seele und Leib.

Michel und Feneli hofften, Vienhard werde schon zufriedener, wenn er ein gutes Wiebli bekomme und ein solches hatten sie ihm schon lange bestimmt in der ältesten Tochter ihrer Freunde Hans und Babeli. Eveli war ein liebes Mädchen, frisch wie eine Alpenrose und unschuldig wie ein Lämmlein, es war nur zu gut für den finstern Vienhard. Dem war auch wunderbarlich zu Mute, wenn ihn Eveli mit den treuen, frommen Augen anschaute, es kam ihm dann vor, als blickte er in einen Himmel, wo er nicht hingehöre, und doch konnte selbst dieses Mädchen ihn nicht ganz mit der Heimat ausföhnen, er wollte noch immer fort, und Feneli und Eveli nekten oft den Faden, den sie spannen, mit hellem Thränenwasser. Eveli war Michel und Feneli fast so lieb, als Vienhard selbst und knüpfte das Band noch fester, das Freundschaft um die beiden Familien schlang.

Sie lagen gar friedlich im Mattengrün, die Wohnungen dieser beiden Familien; der klare Fluß rauschte an ihnen vorbei, der Hochwald barg ihnen freundlich das schauerliche Steingeröll der gegenüberliegenden Felsen. An die braunen Häuser mit den Holzbeigen unter den Fenstern lehnten sich die Ställe, und hübsche Heerden weideten um dieselben in den glücklichen Tagen des Sommers; Hansens frische Buben sprangen jauchzend mit den Kühen um die Wette, und hängten sich deren Glocken um den eigenen Hals; ihr Vater und Michel sägten mit vergnügtem Phlegma einen Holzstamm, um eine alte Wand neu und schön zu machen (nach ihrer Meinung).

Mutter Feneli striegelte die Schweinlein und sprach mit ihnen so zärtlich, als ob's Kinder wären. In der andern Hausflur legte Mutter Bäbeli Holzscheite zurecht für ihre beträchtliche Käseerei, und das rosenwangige Eveli kniete vor der Thür und schor geschickt und freundlich Schäflein, die weiß und unschuldig aussahen, wie ihre Hirtin; zuweilen blickten die frommen Augen recht traurig seitwärts ins Gras; denn dort lag Rienhard, wie gewöhnlich Grillen fangend, das

heißt nicht lebendige, die auf den Wiesen, sondern solche, die in dummen Köpfen hüpfen; er dachte wieder, wie es draußen in der Welt schön sein müsse, und wie er eine Wolke sein möchte, um in die Ferne zu ziehen, und je mehr er faullenzte und grübelte, um so unzufriedener wurde er über seine stille Heimat und die guten Seelen, die sie beherbergte. Das gute Eveli betrachtete er immer geringschätziger, so daß es endlich ganz betrübt die sanften Augen nicht mehr von den Schafen erhob.

Vienhard aber dachte: „O daß endlich doch einmal ein rechter Fremder uns besuchen möchte; so einer, von dem ich Respekt haben könnte, wie wollte ich diesen fragen über das Leben draußen, aber hieher kommen nur Sennen und Hirten, Tröpfe, wie wir selber sind. Wie ist alles wieder so langweilig heut, das ewige Ruhgeschell, an dem meine beiden Alten eine solche Freude haben, dazu das Bubengeschrei und das einfältige Plaudern der Weiber über ihre Schafe und Schweine, und das Wetter seit vielen Tagen so einförmig heiter, wenn's nur einmal wieder einen rechten Sturm gäbe, das würde mir mehr zu-

sagen, und ich glaube auch, er kommt, die Wolke gegen Mitternacht wird immer schwärzer und größer, es fängt in ihr schon an zu heulen und zu blasen, als ob ein Ungeheuer drin wäre; ei sieh doch! gar Regentropfen — husch, wie fahren meine beiden Alten unter das Vieh, um es in den Stall zu sammeln und die dummen Buben plumpfen ihnen nach; wie weggewischt sind die Weiber. Aber da kommt die Mutter und ruft: Rienhard! Rienhard! komm unter Dach, sonst wirst du naß. Und während sie ruft, wird sie selbst naß, die gute Seele.“

„Die Eva aber ruft nicht, der scheint's gleich, ob ich ertrinke, bin freilich nicht so gut gegen sie, daß sie mich lieben kann; und doch hab ich sie von Herzen gern. Was ist das für ein Regen, gar Schneeflocken drunter, richtig es schneit und weht mehr als es regnet, und wie das stürmt, ich glaube, die alten Felsen fliegen mir noch um den Kopf, so etwas ist doch nie vorgekommen, das ist einmal was Neues, ich bleibe hier außen.“

„Nein, das ist gar zu arg! Da hält's kein Mensch aus, der Sturm heult eine fürchterliche Musik au u u — sch u u — und Regen und



Schnee peitschen mir grimmig ins Gesicht, will ins Haus. Aber halt! was kommt dort für ein Mann den Thalweg hinauf? Ein langer Kerl ist's, so sah ich noch keinen, und was er für große, rüstige Schritte nimmt, das ist einer, vor dem ich Respekt haben kann; es scheint ein Fremder der wunderlichen Kleidung nach, und das volle, rabenschwarze Haar, wie das im Winde fliegt, gleich dunklen Schlangen rollt es um den Mantel, ein grausig Schauen ist's; und doch gefällt mir der Kerl, muß mit ihm sprechen — doch halt! da ist er mit einem einzigen Satz in Evelis Haus, muß ihm nach, er soll mir die guten Leute nicht schrecken.“

Und rasch wie der Fremde schritt Rienhard über Hansens Hausflur, öffnete die Thür, die in ein großes Gemach führte, welches nach Sitte damaliger Alpen-Bauernhäuser Stube und Küche zugleich vorstellte, der große Feuerherd im Winkel stellte die Küche vor, kunstlose Gestelle nebenbei an den Wänden befestigt, enthielten die ebenso kunstlosen Küchengeräte, drei Kessel verschiedener Größe, den großen zum Käsen, den mittlern, in welchem für die Schweinlein gekocht wurde, dieser

sah aber etwas trübselig aus; desto blanker dafür der kleine Suppentessel der Familie, auch die hölzernen Geschirre waren von gleich abstufender Größe, die kleinen, recht hübsch geschnitzten Eßnäpfe, die größeren Milchgefäße und der große Butterkübel, dies war, außer zwei roh gearbeiteten Schemeln, welche einladend am wärmenden Kaminfeuer standen, so ziemlich das ganze Mobiliar der auf engen Raum beschränkten Küche. Der weit größere Platz des Gemaches, Stube genannt, hatte einen Fußboden aus Brettern, statt wie die Küche aus geschlagener Erde; trotz des nahen Feuerherdes stand hier ein ungeheurer Mauerofen, was bei dem langen, kalten Winter des Thales allerdings nicht unnötig. Dieser Ofen war der wichtigste Teil der Stube, oben auf der weiten Fläche war der vergnügliche Ruheplatz der Familie, wenn sie arbeitsmüde oder arbeitsfaul in den langen Dämmerabenden des Winters oder an jenen Schnee- und Sturm-Sonntagen, die im Alpenland so häufig vorkommen. Oft war der Ofen so heiß, daß die guten Leutelein Bretter drauslegen mußten, um nicht zu verbrennen, sie waren aber gar glücklich auf besagtem Bretter-

thron, einige schliefen, andere plauderten, die dritten bliesen gewaltigen Rauch aus ihren kurzen Tabakpfeifen, denn die meisten Ofenbelagerer waren Männer und Kinder; weit seltener thaten es die Weiber, ihnen galt es für keine Ehre, müßig dort oben zu sitzen, drum setzten sie sich umso lieber auf die den Ofen umgebende Bank, rückten ihre Spinnräder daran, und nahmen nun Teil an dem Leben zweier Welten, derjenigen auf und derjenigen unter dem Ofen; hier an diesem letztern Ort wohnten die Hühner, oft auch schwache Lämmlein und Zicklein oder Ferkel, die besonderer Pflege bedurften. Hund und Kaze durften natürlich auch nicht fehlen. So hatte eine solche Küchen- und Stallstube Bewohner genug, Wärme, Gemütlichkeit und Zufriedenheit waren da fast immer zu Hause. Zierlichkeit freilich selten, ein paar Blumentöpfe repräsentierten vielleicht letztere, bleiche Blumen blühten da in dem spärlichen Licht der sehr kleinen Fenster. Die Bibel war das einzige Buch, aber sie wurde mit frommem Gemüte gelesen, sie hatte ihren Platz unter dem handgroßen Spiegel, nahe daran hing eine Uhr, halb Sanduhr, halb Weckuhr, die

Arbeit eines kunst sinnigen Hausbewohners; diese höchst einfache Uhr genügte aber diesen Genügsamen, ebenso wie der roh gearbeitete Tisch und ähnliche Stühle, zum Teil Vater Hansens Arbeit. Dieser saß eben mit den Buben am Feuerherd, die durchnäßten Kleider trocknend, Mutter Babeli hatte den Käsefessel überhängt, Schön-Eveli spann und sang mit seiner frischen, süßen Stimme im Kreise seiner Pfleglinge, den Hühnern auf der Stange rechts, den Lämmern zu seinen Füßen links und der Kaze auf dem Schoß, die schnurrend mitsang, zwar nicht so hübsch wie Eveli. Heute klang des Mädchens Lied etwas wehmütiger als sonst, es gedachte Rienhards immer zunehmender Wunderlichkeit, und gerade heut, wie mochte er nun in dem Schreckenswetter bleiben, und die Mutter vergebens rufen lassen. Frommgläubig Eveli betete um Bekehrung des Jugendgespielen, es hatte ihn so lieb; da kam er, und fast mit ihm zugleich ein großer, seltsamer Mann, mit nachtschwarzen flammenden Augen, einem feurigen Ofen gleich, einer Stirn voll Furchen, wie ein Greis, und einer Raschheit in den Bewegungen, wie ein ungeduldiger Jüngling; stark wie die Mähne eines

Löwen war Haar und Bart, rabenschwarz und mit weiß gemischt, etwas Müdes lag auf seinem Antlitz, als ob er gern gestorben wäre, und dabei doch etwas so unruhiges. Eveli schrie laut auf, als es den Fremden anschaute, der ehrliche Vater Hans aber bot ihm treuherzig die Hand, nötigte ihn zum Schemel am Feuer, wo er eben gefessen und gab den Buben einen Stoß, daß sie nicht gar so unartig dem Fremden ins Gesicht starren sollten. Rienhard hatte es wie die Buben, er konnte seine Augen nicht wenden von den unbeschreiblichen Zügen. Das war also ein Fremder, konnte reisen wohin er wollte und schien doch nicht glücklich. Möchte hören, wie der spricht, dachte Rienhard und sagte: „Ihr habt heut' böses Wetter, Freund!“ „Gut für mich!“ antwortete der Fremde kurz mit tiefer düsterer Stimme. Rienhard fuhr fort: „Ein Reisender kann freilich so etwas schon hinnehmen, hat er es doch sonst so angenehm wie ein Vogel, kann im Flug durch die schönsten Länder ziehen und braucht nicht vor Langweile in seinem heimatlichen Winkel zu sterben.“

„Möchte sterben!“ sagte der Fremde in schauerlichem Tone, der die Frauen beben machte.



Vienhard aber fuhr unermüdblich fragend fort: „Macht euch also eure Reisesfreiheit nicht glücklich?“

„Nicht glücklich!“ antwortete der Fremde so grimmig, daß Hans Vienhard am Arm zupfte, er möchte den Mann nichts mehr fragen; dieser aber ließ sich nicht stören: „Würdet ihr mir also raten daheim zu bleiben? oder zu reisen? in letzterem Falle ginge ich mit Euch.“

„So komm' mit, du Narr, und verzweifle!“ brüllte der Furchtbare.

Selbst Vienhard erschrock und fragte nichts mehr. Der Schauerliche aber, dessen Kleider nun am Feuer erwärmt, wandte sich verächtlich vom Jünglinge weg und betrachtete die andern in der Stube, das treuherzige Elternpaar und die fröhlichen Knaben.

Besonders aber in Evelis blauem seeligem Augenhimmel schien der Unselige sich minutenlang trösten zu wollen, der Blick seiner eigenen Augen wurde milder. „Was die glücklich sind!“ sagte er weich. „Ruhe! Ruhe! Ruhe! und für mich ewig verloren!“ Wieder schien ihn der Geist der Verzweiflung zu fassen, er wollte fort.

Da erwachte in Hans und Babeli wieder jene schöne Tugend ihres Heimatthales, die Gastfreundschaft, die nebst ihren andern Gedanken bis jetzt in starrem Erstaunen befangen gewesen. „Ei so bleibt doch bis Sturm und Schnee aufgehört,“ sagte Hans. Babeli aber wollte in freundlicher Gutmütigkeit dem Manne Brod, Butter und Rahm reichen; der aber wies die Gaben unwirsch weg und deutete gebieterisch auf den Käsefessel, wo eben die grüne Schotte siedend aufwallte. Den unglücklichen Fremden hatte wieder ein Zittern befallen wie zu Anfang, da er durchnäßt und schneebedeckt in die Stube getreten.

„Was, der arme Mann friert!“ dachte das gutmütige Babeli in seinem heimlichen Schrecken und Schauder; dienstfertig goß es die siedendheiße Schotte in eine Milchgepse (hölzerne Schüssel), damit sie sich schnell zum verlangten Trank für den Ungeduldigen abkühle. Der Fremde aber, in wilder Hast, entriß der erschrockenen Frau das rauchende Gefäß, nahm's in die rechte Hand, ein leeres, ebenso großes in die linke und schwang nun den Trank in hohem Bogen von einem Gefäß ins andere, daß der grüne

Schottenstrahl bis zur Stubendecke emporflog; mit Blitzeschnelle und gewaltiger Kraft schwang er so eine Weile, verschlang dann stürmisch den kaum gefühlten Trank und stürzte aus dem Haus. Ihm nach die Buben und Rienhard, vergebens von den heftig erschreckten Frauen zurückgehalten. Als nun die bange erwarteten Burschen wiederkehrten, fragte Vater Hans: „Nun, was habt ihr gesehen?“ „Ei Vater, das ist kein Mann, das ist ein Geier,“ begann der ältere. „Nein!“ rief der jüngere: „zuerst war's ein großer Mann, und ist gelaufen mit langen, langen Schritten bis hinein an die Bergwand.“ „Dann! führen beide einander überschreiend fort: dann ist er den Berg hinaufgegangen, nein geflogen! nein gegangen! aber schnell, schnell, schnell wie der Blitz. Auf dem Grate droben kam er uns vor wie ein Geier und ist dann verschwunden.“

Vater Hans stand da mit offenem Munde und fragte Rienhard: „Was ist er denn? ein Geier oder ein Mensch?“

„Ein Mensch,“ sagte Rienhard bewegt, „ein unglücklicher Mensch, der keine Ruhe hat.“

Eine Thräne glänzte in des Jünglings schönen Augen, traurig freundlich wie nie setzte er sich neben Eveli, schaute in der Stube herum und sagte weich: „Der Unselige hat gemeint, hier sei Ruhe.“ Er schien auch immer ruhiger zu werden, besonders bei Eveli, und bald gab's — doch ich mag nicht länger erzählen, rief Hanspeter, es ist zehne, die Augen fallen mir zu vor Schlaf. Gut Nacht. Er wollte fort, aber seine Zuhörer hielten ihn zurück. „Was gab's, Hanspeter, was gab's?“ „Eine glückliche Hochzeit,“ sagte dieser; „Eienhard wurde ein anderer Mensch, nach dem tiefen Eindruck, den der ewige Jude auf ihn gemacht.“ „Der ewige Jude, was du lügst Hanspeter.“

„Ja dieser soll's gewesen sein; übrigens ist das was ich euch erzählte eine unserer Volksfagen; haltet davon, was ihr wollt und laßt mich jetzt schlafen gehn,“ sagte Hanspeter und riß sich los.



# Der Ring.

Eine Graubündner Dorfgeschichte.

---

Am Ende des Dorfes liegt eine große Wiese, Spielwiese genannt, hier versammelt sich im Frühling die Dorfjugend zu ihren fröhlichen Sonntagsspielen.

Es ist keine besondere Naturschönheit da zu schauen, nur frischgrüne Flur, Bäume und Gesträuche ringsum, und blauer Himmel und Sonnenschein darüber.

Wie einfach, wirst du sagen, das sieht man ja alle Tage. Aber ihr verwöhnten Menschenkinder, wenn ein Blinder plötzlich sehen könnte, wenn ein Gefangener, aus seinem langjährigen, dunklen Kerker geführt würde auf diese sonnenbeschienene Wiese, würden sie ausrufen: „O, wie schön!“ Würden Gott mit Thränen und Entzücken danken, und wir, die wir solches alle Tage schauen, bleiben kalt und wenden unsre Augen gleichgültig weg. So geht's noch mit tausend Dingen im menschlichen Leben, sie sind schön,



erhebend und rührend, aber wir sehen sie alle Tage und achten darum nicht darauf. Habe ein aufmerksames Auge auf alles Gute und Schöne, junge Leserin, so wird dein Leben ein reines glückliches werden, und du wirst tausend Freuden genießen, die Andern entgehen.

Schauen wir uns jetzt auch nach den Menschen um, die besagte grüne Wiese gegenwärtig beleben.

Es ist fröhlicher Sonntag Nachmittag, des Dorfes ganze Jugend, groß und klein, feiert hier ihre munteren Spiele, nach langer Wintergefangenschaft.

Die Schulkinder, unter Aufsicht ihres alten Lehrers, lassen ihre jugendlichen Stimmen am heitersten ertönen, haschen sich in fröhlichem Durcheinander, überbieten sich in raschem Lauffchritt, und sind nicht empfindlich, wenn auch Manches unvorsichtig oder von Andern gestoßen zur Erde purzelt, und halb lachend, halb weinend wieder aufsteht, um weiter zu spielen.

Die erwachsene Jugend, Jünglinge und Mädchen, erfreuen sich auch dieses schönen sonnigen Frühlingstages, welcher ihren muntern Spielen lächeln soll.

Nicht so laut und jubelnd, aber sinniger als bei den Kindern, entwickeln sich diese Spiele der Erwachsenen, zum Beispiel: „Der Ringelreihen“. Wo durch Darreichen der Hände ein Ring geschlossen wird. Dieses Spiel gibt der freundschaftlichen Huldigung, der stillen Liebe oder dem neckischen Spott ein weites Feld. Je ein Knabe und ein Mädchen gehen langsam um diesen geschlossenen Kreis, berühren mit leichter Hand die Schultern desjenigen, welchen sie auszeichnen oder verspotten wollen, in letztem Falle giebt's auch wohl einen derben Schlag. Der Betroffene muß nun seinem Angreifer nach, um den Ring herumlaufen, oft atemlos, wenn Neckerei waltet.

Bei stiller Liebe aber giebt's leuchtende Augen, sich glücklich ineinanderschlingende Hände, und ein solches Fangen ist ein schönes, oft vom Neid der Mitspielenden belauerndes.

Manchmal wird das sogenannte Kriegsspiel vorgenommen, wo kraftvolle gewandte Bursche sich sehr schön ausnehmen, die Unbeholfenen und Schwachen verspottet werden. Die Mädchen können sich an diesem wilden lebhaften Spiel nicht betheiligen und stellen sich unter die Zuschauer.

Sie bilden einen hübschen Kranz, all' diese Breneli, Bäbeli, Lieseli, Mieneli und so weiter. Ihre fröhlichen blauen Augen wetteifern an Farbe mit dem Himmel, ihre reichen blonden Locken glänzen wie Sonnenstrahl, auf ihren runden Wangen und lachenden Lippen blüh'n schönere Rosen als im Garten, und die weißen Perlenzähnen blitzen bei jedem muntern Wort. Die Gestalten sind schlank und kräftig, wie man von braven, gesunden Töchtern des Volkes erwarten darf. Ihnen ebenbürtig sind die Jünglinge, junge Waldbäume an Frische und Kraft, eine Stütze des Vaterlandes, worauf es froh und stolz sein kann.

Unter den Mädchen ist eine vornehmer als ihre Gefährtinnen, reich gekleidet, mit Goldschmuck überladen, sehr hübsch, scheint aber ziemlich dumm zu sein und gefällt drum weniger als ihre bescheidenen Gespielinnen. Der Jüngling, welcher sie begleitet, ist auch so eine Art von bäuerlichem Junker, stolzer gekleidet als die andern Knaben. Es ist ein Brautpaar, Steffan und Susanneli, im Boden viel beneidet, aber wenig bewundert von der Dorfgesellschaft. An Susannelis Finger

glänzt ein dicker, goldener Brautring mit weitleuchtendem Rubin, ein Geschenk Steffens. Susanneli ist sehr eitel auf diesen Ring, dreht ihn beständig hin und her und zeigt ihn den Freundinnen. Diese senken sittsam und traurig ihre blauen Augen, denn keine hat einen Bräutigam, welcher ihr solche Ringe schenkt.

Aber auch zwei schwarze Augen hasten auf dem Ring begehrllich und neidisch, das Zigeunerlein ist's, das so schaut, ein blitzgeschwindes Mädchen, aber nicht brav erzogen. Kind einer gewissenlosen, verarmten Mutter. Zigeunerlein war ein Spottname, es hieß in Wirklichkeit Netti. Seine geschwinden Neugelein hasteten begehrllich und beständig auf dem Ringe, welchen die einfältige Susanna ohne Unterlaß hin und her spiegelte. Netti hatte die wunderliche Sucht nach Goldschmuck, welche man zuweilen an leidenschaftlichen Mädchen, aber auch an Affen und Raben findet. Es war fest entschlossen, den Ring zu stehlen, und flink genug, sein Vorhaben auszuführen. Es schaute sich auch nach einer Person um, welcher es die Schuld aufbürden könne, und hatte sie bald gefunden.

Ketti war arm und drum gezwungen für's Brod zu arbeiten; es war Schneiderin, aber träge und leichtsinnig, wenig gesucht. Eine andere arbeitete besser und hatte deswegen mehr Verdienst. Ketti haßte diese andere bitter und war drauf bedacht, ihr zu schaden. Sie befand sich auch hier in der Frühlingswiese und freute sich kindlich des schönen Sonnentages, aber bescheiden und schüchtern, wagte sie sich nicht zu den fröhlichen Spielenden, sondern saß abseits unter einem Hollunderbusch neben ihrem kränklichen Bruderlein. Dieses, klein und verwachsen, mochte auch nicht zu andern gesunden Knaben, welche es, seines unansehnlichen Wesens wegen, oft verspottet und herumgestoßen hatten.

So schmiegeten sich denn die beiden friedlichen Geschwister traulich aneinander unter ihrem Hollunderbusch, und waren kindlich vergnügt, trotz der Vernachlässigung, welche sie ringsum erfuhren. Ihre Kleidung war reinlich, aber dürstig, denn sie waren sehr arm, wohl die Ursache, warum sie so wenig geschätzt wurden. Der Knabe war, wie schon gesagt, unansehnlich aus Kränklichkeit. Das Mädchen, etwa achtzehnjährig, hatte eine gesunde



Figur und ein Gesicht voll Herzensgüte, ohne schön zu sein. Gutes, liebes Christeli, du bist ein stilles Weibchen, und solche werden in ihrer Verborgenheit gerne zertreten — hüte dich. Heute hatte es den Arm um Brüderlein Hans geschlungen und beide schauten mit kindlichen Augen recht glücklich in das bunte Gewimmel der fröhlichen Dorfjugend; sie schauten so neidlos die jubelnde Freude der Glücklichen, sie lauschten auch den Gesprächen älterer Frauen, welche in ziemlicher Anzahl die Zuschauerinnen machten, wohl etwa Enkelkinder im Arm und ihre ebenfalls alten Männer zur Seite, welche gewaltig Tabak rauchen und in ihrer sonntäglichen Ruhe sehr vergnügt sind, während ihre Söhne sich weiter im Hintergrund mit Regelspiel unterhalten und das Wein- und Bierglas gewaltig die Kunde macht. Die jüngern Hausfrauen und Mütter sind nicht hier, auch am Sonntag arbeitsam, bereiten sie daheim in ihrem Hause Kuchen, damit morgen zur Feldarbeit gekochtes Essen vorhanden ist.

Armere Fraueli, die kein Feld zur Bearbeitung besitzen und keine lieben Kindelein und Enkel haben, sitzen wohl demütig und still neben einander, von

den Glücklichen fern, klagten einander ihr Leid, und sind ebenfalls gemüthlich, wenn auch nicht laut froh.

„Ei, schau,“ sagte die eine zu ihrer Freundin, „dort sind meine Schwesterkinder, was die mir für Freude machen in meinen alten Tagen, schau, schau, der prächtige Bub, der geschwindeste Läufer von allen. Er geht jetzt in Rekrutendienst und kann Korporal werden, oder gar General, weiß nicht, welches fürnehmer ist, und dort das herzige Maidlein, mein Bruderkind, das muß dem Rekruten sein Bräutlein abgeben, will's schon besorgen und die zwei zusammenplaudern mit meiner Tantenzunge.“

Eine andere, gute, alte Tante flüsterte: „O liebe, liebe Kinder, von Schwester und vom Bruder, thu' herzlich für euch beten, daß ihr mögt glücklich sein.“

Zwei andere, gute, alte Freundinnen klagten sich ihre Kränklichkeit, die eine hatte Ohrenweh, die andre Augenweh.

Die mit dem Ohrenweh sagte: „Unsereins vermag keinen Dokter, wenn's krank ist; da muß man Thee trinken von sieben Sorten: Kamille

und Hollunder und Augentrost und Vindenblust  
und Rosen und Lilien und Tausendgüldenkraut,  
der schönste Name auf der Welt, wenn man nur  
die Gulden hätte.“

Die Kranke mit dem Augenweh flüsterte:  
„Geduld ist meine Medizin, Geduld, das ist mein  
Brod. Wenn ich recht krank und elend bin,  
Geduld führt mich zu Gott. Geduld thut auf  
die Himmelsthür.“

Die Engel steigen ab,  
Und trösten freundlich für und für,  
Und trösten bis ins Grab.“

Das gute, alte Trini sagte zur Madleen:

„Wie bin ich so alleine  
Seit Vater und Mutter tot —  
Allein in der Freud' und alleine  
Inummer, Angst und Not.“

Madleen lächelte: „Jä, jä, du mit deiner  
dummen Frömmigkeit hast's eben langweilig, geh'  
zu andern alten Leutlein in die Nachbarschaft,  
wie ich, da gibt's lustige Neuigkeiten, wie die  
donners Reichen es am Ende auch nicht besser  
haben als wir.“

„Die Reichen, sie hüten mit Ach und mit O  
Ihr Geldlein, ihr liebes, und werden erst froh,  
Wenn Beutel und Ehre sich dehnen —  
Ansonst gibt es neidische Thränen.  
Und sollen sie einmal sterben, o Graus,  
So trolst auch der Reichtum zum Hause hinaus,  
Den lachenden Erben in Klauen,  
Die hungrig, wie Wölfelein, drin hauen.“

Trini wandte sich schüchtern ab von der Mad-  
leen etwas unzarten Reden und lauschte gemüthlich  
andern alten Freundinnen zu, welche die liebe  
Kinderwelt um sich versammelt hatten, ihnen  
freundliche, fromme Geschichtlein erzählten und  
sich bei den herzlichen Kleinen ebenso beliebt, als  
nützlich machten.

Ueber alle diese Spiele der Jugend und Ge-  
spräche der alten Frauen leuchtete bereits die  
Abendsonne mit ihrem himmlisch milden Glanze  
und mahnte die Fröhlichen ans Heimgehen. Die  
Kindelein sammelten sich an Hand ihrer Mütter  
und Tanten, die ältern Männer waren schon  
heimgekehrt, weil die Schellen ihrer Heimkühe,  
von der Bergweide herabtönend, die Hausväter  
zu ihren Pfleglingen riefen.

Auch Christeli wollte sich mit ihrem Brüderchen entfernen, aber Bruder bat: „Nur noch eine Minute bleib, Schwesterlein, jetzt machen sie grad das schönste Spiel.“ Er hatte Recht, die Erwachsenen spielten den Schlußreihen, wo es besonders lebhaft zugieng. Bei solcher Gelegenheit nahm sich die etwas ungelente Braut Susanneli zu wenig in Acht und machte einen Riß in ihr kostbares Kleid. Jetzt war guter Rat teuer, die Unvorsichtige wollte es durchaus geflickt haben, sonst hätte die Mutter daheim geschmäht; das leichtsinnige Metti, obwohl Näherin, nahm nie Nadel und Faden mit sich, drum wurde Christeli gerufen, um den Schaden zu flicken. Es kam dienstfertig und flickte an der Braut herum; das schlaue Metti that hilfreich, und wußte der einfältigen Ringträgerin bei solcher Dienstleistung den etwas zu weiten Ring klug zu entwenden, ohne daß es jemand merkte. Die durch die Flickerin beglückte Braut sprang freudig zu ihren Mitspielenden zurück und drehte sich mit ihnen im Reihen.

Christeli und ihr Bruder gingen heim, wie sie's schon vor einer Stunde im Sinne gehabt. Drum hörten sie nicht das jämmerliche Geschrei der



armen Braut, welche endlich den Raub an ihrem Finger bemerkte: „Mein Ring, mein Ring, o, o, o, o mein Ring!“

Nun half alles suchen, einige befremdet und erschrocken und andere mit heimlicher Schadenfreude, aber der Ring fand sich nicht. Sämtliche Mädchen leerten ihre Taschen aus, um zu zeigen, daß sie ihn nicht hätten. Netti's Wange rötete sich vor Verlegenheit. Da durchschaute das Töchterlein seine schlaue, schlimme Mutter, die wußte dem Kinde den Ring unbemerkt abzunehmen, und Netti zeigte jetzt seine leeren Taschen tapferer als die anderen. Die schlimme Mutter wußte es mit ihren bösen Einflüsterungen dahin zu bringen, daß die Braut allen Verdacht auf die Flickerin ihres Kleides, das gute Christeli, warf und, trotz angeborner Gutmütigkeit, weinend und racheschwörend nach Hause trottelte, um Vater und Brüder gegen die vermeintliche Diebin auftreten zu lassen.

Christeli und Hans gingen bescheiden aus der fröhlichen Spielwiese weg in ihr dürftiges Häuslein, wo ihnen die gute alte Großmutter herzlich grüßend entgegentrat und die einfache Abendsuppe auf dem Tisch dampfte. Die gemütliche Greisin betete ein

frommes Tischgebet, die Kinder falteten die Hände und flüsterten leise und andächtig den Abendsegen mit. Nachher aßen sie fröhlich ihre Suppe, so kunstlos gekocht sie war, Hunger und Genügsamkeit würzten ihnen das bescheidene Mahl. Sie erzählten der guten Großmutter mit freudigleuchtenden Augen vom schönen Nachmittag in der Spielwiese, von Flurengrün und blauem Himmel und herrlichem Sonnenschein, und wie wohl ihnen dies alles gethan, während Christeli am Nähtisch und Hans in der Schule so manchen, langen, trüben Wintertag durchlebt. Großmutter war auch vergnügt, gab ihren Lieblingen gute Lehren, und niemand hätte diesen drei reinen Seelen angesehen, wie arm sie waren. Wenngleich ihr Hüttchen dürftig und niedrig, das Stübchen, wo sie wohnten, bescheiden ausgestattet war, der Tisch von Tannenholz und die wenigen Stühle von einfachster Arbeit, der schmale Eisenofen, kaum genügend, die Winterkälte abzuhalten; eine kleine Uhr und ein noch kleinerer Spiegel waren außer Großmutter's Bibel und Gebetbuch der einzige Wandschmuck. Auf dem Fenstersims stand Christeli's Rosenstock, sein liebste's Eigenthum, daneben hing

Hänschens Schultasche und einige in Holz ausgechnitzte Kühe, welche es selbst gefertigt hatte, sein einziges Spielzeug.

Aber alles im kleinen Stübchen war sehr ordentlich, Großmutter und Christeli trugen den Abglanz ihrer reinen Seelen auf jedes ihrer kleinen Hausgeräte über. Friede, Herzensgüte und Keinheit wohnte hier, drum mußte diese genügsame kleine Familie glücklich sein.

Großmutter erzählte auch von ihrem einzigen Sohne, der Kinder verstorbenem Vater, und weinte noch immer, wenn sie seiner gedachte.

„Geliebter mein!

Kann ohne dich nicht glücklich sein.

Nahmst weg mein Herz,

Und seitdem ist mein Leben Schmerz.

Die Kinder schmiegten sich nach solchem Erzählen noch inniger als sonst an ihre treue, einzige Verwandte, und heilig und wehmütig sank der milde Sonntagabend in Dämmerung.

Warum konnte es nicht also bleiben? Noch vor einbrechender Nacht traten zwei Beamte des Dorfes ins stille Stüblein der Guten, plagten Christeli mit strengem Verhör wegen dem verlorenen

Ring. Die Befangenheit des armen, erschrockenen Kindes nahmen sie für Schuldbewußtsein, und führten die Weinende unter Drohungen aus der Großmutter Armen ins Dorf hinein. Die betrühte alte Frau verzweifelte fast und rief auf den Knieen Gottes Beistand an. Bruderlein Hans wollte die Schwester verteidigen und wurde roh zur Seite gestoßen. Nun gab's schwere Kummerstage in der armen Hütte, endlos lange, denn Christeli konnte keinen Diebstahl bekennen und der Ring kam nicht zum Vorschein. Vom Dorfgefängniß wurde es ins Zuchthaus geführt und mußte inmitten sündiger Leidensgefährtinnen das Spinnrad drehen. Seine reine geduldige Seele hielt es aber empor, daß es nicht untersank in Verzweiflung und Elend.

Dahem betete die arme Großmutter und hoffte auf Gott in bitterstem Leid und nezte den Faden des Flachses, welchen sie spann, mit ihren heißen Thränen und sparte und darbte, um ihrem Enkel Hans das Nötige zu verschaffen, und als es dennoch nicht reichte (denn das Nähergeld des fleißigen Christeli blieb jetzt aus), entschloß sich der tapfere Knabe zur Selbsthilfe, um auch die

schwache Großmutter unterstützen zu können. Er nahm in einem fernen Dorfe einen Knechtleindienst an; daheim wollte ihn niemand, weil seine Schwester im Diebsnamen war. Der fränkliche Knabe hielt sich mutig und geduldig, erfreute die Großmutter mit seinem Vöhnlein und klagte nie, obwohl man seinem bleichen Gesichte stilles Leiden ansah. So vergieng ein Jahr, da endigten die Prüfungen der drei Guten.

Netti, das Zigeunerlein, träumte Tag und Nacht von seinem Ring, und seine gewissenlose Mutter bestätigte es in den bösen Gedanken, an Zurückgabe des gestohlenen Kleinodes mochte es nicht denken. Hie und da fühlte es sich von Mitleid beschlichen, wenn es an das arme Christeli dachte, dann regte sich sein Gewissen, besonders nachts, wenn das sehr lebhaftes Mädchen nicht so gut schlafen konnte, wie andere ruhige Leute. Phantasiereich und poetisch war sein Denken und Fühlen; bei guter Erziehung wäre es ein reichbegabtes Mädchen geworden, bei dieser Mutter wurde es eben ein Zigeunerlein. In einer Nacht, wo es vor dem Einschlummern besonders aufgeregter an seinen Ring dachte, sah es denselben im



Traume. Er hieng an einem Strick, welcher aussah, wie ein Galgenstrick, und über denselben herab lugte ein gespenstisches Gesicht und eine hohle Stimme gröhlte gräßlich:

„Ring, Ring, Ring,  
Schlimmes Ding,  
Gold'ne Bier  
Flieh' vor mir,  
Sink' in Blut  
Rot wie Blut,  
Sink' in Nacht  
Nacht, Nacht, Nacht!“

Netti erwachte, in Anzitschweiß gebadet, und es kam ihm noch lange vor, es höre diese gespenstischen Worte. Am Morgen wandelte es schwerermüdet und verschüchtert einher, und auf Befragen der Mutter erzählte es weinend seinen Traum und bat innig um den Ring, welchen die Mutter in Verwahrung genommen; es wollte ihn an Christelis Großmutter zurückerstatten und also die Befreiung der unschuldigen Gefangenen erbitten. Es flehte kindlich und dringend, die Mutter antwortete roh abweisend, und ein häßlicher Zank, wie schon oft, entstand zwischen Mutter

und Tochter. Netti, die Schwächere, mußte nachgeben und entfloh endlich grollend, mit einer mütterlichen Ohrfeige beschenkt. Die schlimme Alte steckte den Ring in die Tasche, legte ihr großes Umschlagtuch an, und verließ das Haus bei dämmernder Nacht, leise murmelnd: „Das dumme Töchterlein hat das Neusefieber, es gibt den Ring gewiß eines Tages dem wahren Eigentümer zurück, und wir werden als Diebinnen bestraft, haben Schande und Elend; will den Ring zu Geld machen, weiß wohl, wo er am besten paßt. Und sie gieng — wohin? in Angst und bösem Gewissen. Sie war schlechter Gesellschaft von Jugend an gewohnt, war ein kühnes, kraftvolles Mädchen gewesen, Tochter eines Schmugglers aus dem nahen Grenzlande.

Vor zwanzig Jahren hatte sie unter jenem wilden Volke viele Verehrer gehabt. Waren jetzt alle gestorben oder weggezogen? Sie wollte es heute, in dieser großen Not versuchen, ob noch einer ihrer damaligen Bekannten Freundschaft gehalten und ihr den gefährlichen Ring abkaufen wolle. Geld hatten sie ja genug, die kühnen Schmuggler, und so einen Goldring konnten

sie immer entweder verkaufen oder selber behalten.

Das Grenzgebirge war nur drei Stunden von ihr entfernt, drum wollte sie hin, beleuchtet vom bleichen Schimmer des mitternächtlichen Vollmondes.

Die schon vierzigjährige Frau kletterte rasch und sicher das steile Gebirge hinan, spähte in die vielen Höhlen des waldigen, unwegsamen Berges, und gewahrte endlich, um 2 Uhr nachts, einen verdeckten Feuerschimmer in einer der Felsenklüfte. Die gar zu Kühne und für ihren Ring Besorgte kletterte hinein und lauschte. Wilde, räuberähnliche Männer saßen um ein Feuer, schwer bewaffnet; sie kamen eben von einem Schmugglerzug und beredeten sich über die geschmuggelte Beute, welche in großen Ballen im Hintergrunde lag. Weinflaschen und gebratenes Wildbret machten emsig die Runde. Die rauhen Stimmen tönten gedämpft, denn sie erwarteten einen Ueberfall der Grenzjäger. Die allzukühne Frau wollte sich zuerst verbergen, wurde aber endlich dennoch entdeckt und rauh befragt, was sie hier suche. Sie zeigte den Ring und bot ihn zum Kauf an, erhielt aber nicht die

gewünschte Antwort. Es waren zwar unter den Männern einige ehemalige Jugendgespielen, aber weiche Gemütlichkeit schien diesen Leuten fremd. Sie spotteten über das alte Weib, wie sie diejenige nannten, welche mit ihnen in gemeinsamer Heimat aufgewachsen, murmelten rauh durcheinander, ein schwachhaftes altes Weib könnte ihre Höhle den Grenzwächtern verraten, es sei am besten ein solches Geschöpf kalt zu machen. Und eh' die Tieferschrockene sich recht besinnen konnte, fühlte sie einen schmerzhaften Stich in der Seite und lag in ihrem Blute, sah noch halb in ihrem schrecklichen Traum, wie die Männer davon stürmten und die Warenballen mitschleppten. Der Ring war auch verschwunden. Die Schwergetroffene öffnete die Augen, sterben konnte sie noch nicht.

Der Mond schien jetzt hell vom nächtlichen Himmel und erleuchtete die Gegend.

„O, du Grenzgebirg, ich kenne dich noch, stöhnte sie, „hier in einer deiner Hütten wohnten vor dreißig Jahren meine Eltern und ich war ein glückliches munteres Kind, pflückte Blumen und hütete die Ziegen, und war fröhlich, wie die

Vögelein, die dort oben in den Waldbäumen sangen. O, du Wald, du grüner, hoher Wald meiner Jugend, mit euch, ihr schlanken Bäume, bin ich groß geworden, und war die schönste Tochter des Schmugglervolkes; die tapfersten Jünglinge wollten mich zu ihrer Königin und legten mir leuchtenden Schmuck zu Füßen, und heute haben mich die nämlichen getötet und beraubt, haben mir meinen Ring genommen, und ich liege hier in furchtbaren Schmerzen und kann nicht leben und nicht sterben.“

Wie lange diese schweren Stunden der Ärmsten gewährt, wußte sie nachher selber nicht mehr.

Grenzwächter fanden sie am Morgen und trugen sie heim zur Tochter, machten auch im Dorf Anzeige vom Vorfall. Die Sterbende und die schwererschrockene Metti wurden vom Dorfgericht verhört, bekannten reumütig, von so vielem Unglück weich gemacht, den Ringdiebstahl. Die Mutter starb bald, nachdem sie alles erzählt, was in jener Nacht vorgefallen. Metti wurde von ihrem Grabe weggeführt, ganz weich und erschüttert. Mußte gerade jene Zuchthauszelle beziehen, aus welcher das unschuldige Christeli befreit wurde.



Der tiefe Seelenschmerz, welchen es erduldet, machte das arme Netti fromm und demütig; es lauschte und befolgte die Lehren des braven Pfarrers, welcher in der Anstalt als Religionslehrer wirkte; benahm sich geduldig, gottergeben und fleißig, übte sich auch emsig in seinem Schneiderhandwerk, welches es früher vernachlässigt hatte, und als es nach zwei Jahren in Freiheit gesetzt wurde, war's auch daheim eine ehrbare, fleißige, geschickte Arbeiterin, hatte in seiner stillen Wohnung keinen Mangel zu leiden, und die Menschen begegneten ihm zwar nicht mit Achtung, aber mit freundlichem Mitleiden.

Uebergehen wir jetzt diese traurige Geschichte und kehren in die friedliche kleine Hütte zurück, wo das vom Zuchthaus befreite Christeli, Großmutter und Bruder einander selig in die Arme sanken und fortan wie die Engel lebten. Christeli hatte in der Gefangenschaft die besten Zeugnisse von seinen Vorgesetzten erhalten, hatte in seinem Schneiderhandwerk in dieser guteingerichteten Strafanstalt so viel gelernt, daß es jetzt als Meisterin bewundert wurde und reichbezahlte Tagelöhne und hohe Achtung seiner Dorfbewohner

genoß. Die bittere Armut des Haushalts schwand immer mehr vor solchen fleißigen Händen.

Aber auch von anderer Seite wurde ihr abgeholfen; das reiche, gutmütige Susanneli, die einstige Besitzerin jenes unglücklichen Ringes, jetzt Steffens junge Frau, schenkte Christeli die Hütte, in der es bisher zur Miete gewohnt, und das umgrenzende Feld, als Schadenersatz für die Leiden, welche ihm der Ring verursacht.

Wie gemütlich waren jetzt die guten, vielgeprüften Leute unter ihrem eigenen Dach; wie bebauten sie ihr eigenes Feld mit kindlicher Freude, pflanzten sich Gemüse und Kartoffeln und fütterten Kuh und Schäflein. Die gute alte Großmutter lebte wieder auf am Glück der Enkelin, welche sie schon verloren geglaubt hatte.

„O, du Kind meiner Thränen und Gebete, wie geliebt und gott- und menschengesällig bist du jetzt geworden, und dein herzig Gesichtlein blüht wieder wie eine Rose.“

Aber auch Hans, der schwache, verkrüppelte Knabe, der in seinem rauhen Knechtleindienst fast gestorben war, lebte auf, wie ein junges Bäumlein, wenn die erdrückende Schneelast gewichen, that

der Großmutter zu Gefallen, was er ihr an den Augen absehen konnte, betete seine freundliche Schwester Christeli fast an und folgte ihr liebevoll.

So hüteten sie eines Sonntags ihre jungen Hühner im Schatten des trauten Hollunderstrauches in freundlicher Nachmittagssonne. Hans war voll Gemütlichkeit über die muntern Hühnlein und erzählte der Schwester seine Leidensgeschichte mit einem andern derartigen Tierlein, aus dem harten Knechtleindienst.

„Schau Schwesterlein, als ich Knecht war, hatt' ich auch ein Hühnlein, dem sich niemand annehmen wollte, weil sie sagten, es nütze nichts, stießen's mit den Füßen in einen Winkel und wollten's dort sterben lassen, und es schaute mich an, so kläglich und erbärmlich, hab's aufgenommen und in reines Stroh geborgen und machte ihm dort ein Bettlein, ein ganz gutes, und gab ihm auch Brosamen von meinem Hirtenbrot und frisches Wasser in meinem eigenen Schüßelein und hatte meine Freude, wenn es mich so lieb anlugte, ganz, als ob es mich verstehe, daß ich es mit ihm von Herzen gut meine. Rahm's auch zuweilen mit hinaus auf die Bergwiese, wenn ich

dorten Ruhe hütete, und setzte es dann in einen Busch nieder, wo es verborgen war vor jedem Auge und dennoch sich herzlich freuen konnte, des duftigen Laubgrüns, des schönen, blauen Himmels im goldigen Sonnenschein, wo hunderttausend Vögel ihre fröhlichen Lieder sangen. Ja, mein Hühnlein, du und ich waren damals glücklich, wenn ich mich auch halbkrank lausen mußte, um die vielen mir anvertrauten Ruhe zusammenzuhalten, und du vielleicht immer Schmerzen hattest in deinem armen, verwundeten Leibe. Aber du schautest mich an aus deinem grünen Busche, ach wie herzig und ich gab dir Waldbeeren und wohlriechende Kräuter und Körnlein, soviel ich finden konnte, und abends trug ich dich heim unter meinem Brusttuch, wenn ich die Ruhe nach Hause leitete und legte dich wieder ins Stallecklein, auf dein Strohlager, wo du dein Köpfelein unter die Flügel bargest und freundlich einschliefeest. So ging's noch manchen Herbsttag und wir waren beide glücklich. Aber es kam der Winter und wir mußten Kälte leiden, du und ich. Nachts nahm ich dich wohl in mein Strohbettlein im Stall und barg dich an meiner Brust, und von

meinen eigenen Brotstücklein und Kartoffeln, die man mir gab, hab' ich dich gefüttert. Aber in den kalten Tagen, wo ich Holz spalten mußte im Hofe meines Meisters, da konnte ich dich nicht vor Kälte schützen und ich hörte dein jammerndes Stimmlein in der windigen Stallecke, und meines Meisters schlimmer Bub hörte es auch, und eines Tages schriest du laut und dann nicht mehr, er hatte dich getötet.

Abends war ich schwach und krank, man schickte mich heim zur Großmutter, weil ich zur Arbeit nichts nutz sei. Das tote Hühnlein hab' ich mit heimgenommen und hab's unterm Hollunderstrauch begraben und hab' ein Papierlein mit unter den Boden geborgen, drauf hab ich meines Tierleins Grabschrift geschrieben:

„Mein Liebling du,  
Ich lege dich zur letzten Ruh',  
Schlaf wohl, schlaf wohl,  
Ich aber wache kummervoll.“

So erzählte Hansli und war ganz bleich geworden, und eine große Thräne entfiel seinen gutmütigen Augen.



„Armes Brüderlein,“ seufzte Christeli, „schau, die schönen, muntern Hühnlein da im Gras sind alle dein, freue dich ihrer, wir sind ja wieder glücklich.“

Die freundliche Großmutter nickte den Enkeln ermunternd zu und tröstete ihn, mit dem schönen Bibelspruch:

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“



Eine  
Graubündner Bauernstube im Winter.

---

Großer, warmer Mauerofen, du bist die Hauptsache drin; auf dir schlummern die Kinder, der Schularbeiten beim Taglicht müde, auf dir sitzt der Großvater, der nie warm genug bekommen kann, sinnt der Vergangenheit nach, wie dazumal alles besser gewesen, als heutzutage, erzählt Geschichten, welche die Leute in der Stube so gerne hören, weil sie vom Ofen herab kommen.

Neben dir, auf dem steinernen, ebenfalls erwärmten Tritt nickt die Großmutter, nickt und strickt, denn müßig kann sie nie sein, selbst im Halbschlummer nicht.

Zu deinen Füßen auf der langen Bank ruht der Vater, ruht und teilt Befehle und Vorwürfe aus wegen der nicht gut gegangenen Arbeit von heute und der hoffentlich besser gehenden von morgen.

Nach dir schielt sehnsüchtig der müde Knecht und schaut betrübt und mürrisch auf seine schneenassen Schuhe und Strümpfe.

Unter dich kriechen vergnügt Hund und Kaze, schnarchen und kragen sich.

Auf dich verzichtet gänzlich die rotwangige Magd und dreht zum Ersatz ihr Spinnrad in raschem Wirbel, horcht aber am andächtigsten in der Stube auf die Ermahnungen, welche vom Ofen herab kommen, und lacht am herzlichsten über allfällige Erzählungen, die da zum Besten gegeben werden.

Die Mutter geht auch nicht zum Ofen, sondern spinnt ernsthaft neben der Magd am Tisch, lacht und horcht wenig, denn sie hat viel nachzudenken, wie es in der Haushaltung gehen müsse, heute, morgen und alle Tage.

Die stattlichen, erwachsenen Kinder haben schon manches von der großen Welt angenommen, die Söhne lieben es, ein wenig die Gelehrten zu machen, studieren an einem Seitentisch Bücher und Landkarten, die hübschen Töchter mühen sich mit feinen Stickereien und Spitzenklöppeln, am Abend dürfen sie doch die Damen machen,

zum Ersatz für die mitunter schwere Bauernarbeit des Tages. Die Schulkinder auf dem Ofen, Buben und Mägdlein, haben nun von ihren Schularbeiten ausgeruht und mögen nicht mehr schläfrig sein, sondern fangen mit dem beliebten Geschichtenerzählen an und plagen alle Leute, am meisten die Großmutter drum.

„Thäte lieber schlafen,“ seufzt die gutmütige Großmutter und legt für einen Augenblick ihr Haupt auf den warmen Ofen; „aber wenn’s euch ein Gefallen ist, will ich schon erzählen.“

„Von der goldenen Seele: Es war einmal schwere Kriegszeit, wie leider so oft in unserm Land, und lebte in einer Waldhütte eine gute Familie, Vater, Mutter und drei Kinder; waren nicht adelig, aber hatten das große Glück, von den goldenen Seelen abzustammen. ’S gibt nämlich Leute, wo je eins in der Familie besser ist, als andere Menschen, kommt so etwas oft vor, aber man merkt’s nicht immer sogleich, weil die Besitzer der goldenen Seelen sehr bescheiden sind und sich nur durch stille Tugenden von den andern unterscheiden. Gott sendet eine solche Seele von Zeit zu Zeit auf die Welt, damit sie

voran leuchte und seine Kinder zum Himmel führe.

Nun solch eine goldene Seele hatte der älteste Sohn der Waldfamilie, Friedrich getauft, man nannte ihn Fried. Vater mußte in den Krieg, Mutter und die drei Kinder blieben arm und verlassen zurück. Aber Fried mit der goldenen Seele zeigte jetzt, was er leisten könne. Der vierzehnjährige Knabe arbeitete wie ein erwachsener Knecht, in Feld und Stall, um die Seinen zu ernähren und zu schützen, trug jede Entbehrung mit männlicher Geduld, wurde nie müde oder übellaunig bei aller Rauheit des Berufes, tröstete die Mutter und half ihr die kleinen Geschwister erziehen, vergaß auch den Vater nicht und vernahm bald, daß mehrere Soldaten ausgesandt worden seien, ein Felsenthal zu verteidigen, aber von der Uebermacht eingeschlossen, durch Hunger und Durst gezwungen werden sollten, sich zu ergeben. Fried's Vater war auch dabei. Nun faßte der gute Knabe einen raschen Entschluß; er kannte als Hirt jenes Thal, kannte die Felsen und hohen Waldbäume, welche es umschlossen. Auf diesen zum Himmel ragenden Tannen, Fichten und Eichen glaubte er



sich fähig, herumzuklettern, das Kriegsheer im Thal zu beobachten, seinen Vater zu erspähen und ihn mit Speise zu versorgen, damit wenigstens der liebe Vater nicht den Hunger seiner Mitsoldaten teilen müsse.

Er packte wohlschmeckende Ziegenkäselein, Brot, geräuchertes Fleisch und eine Büchse mit Waldhonig in ein schweres Bündel und eilte nachts dem Felsenthale zu.

Mühsam kletterte er mit seinem gewichtigen Brettsack auf die höchste Tanne und schaute hinab in die waldige Tiefe, wo seine scharfen Augen in der Morgendämmerung Bajonette blitzen sahen und der Klang eines rauhen Hornes heraufdröhnte, und wie der Morgen immer heiterer leuchtete, gewahrte er müde Männer um eine sprudelnde Quelle gelagert. Dem hellen Knabenblicke zeigte sich jetzt auch sein Vater. Der gute Fried jubelte laut in kindlicher Freude und, o Entzücken, der Vater hörte des Kindes Stimme, schaute müde empor und antwortete mit schwachem Laute:

„Was thust dort oben, armes Kind? Geh' heim, geh' heim, sonst töten dich die Feinde, wir

können dich nicht schützen, sind halbverhungert seit mehreren Tagen.“

Des Vaters immer müdere Worte verstummten, er ließ sich auf den Boden nieder, wo seine Gefährten ebenfalls lagen, mehr toten, als lebenden Menschen ähnlich.

Nun war Fried in heller Lust, sein Brotsack, wie passend kam der jetzt. Flink, wie ein Eichhörnchen, kletterte er die hohe Tanne hernieder, sein schwerer Reisebündel riß ihn fast in die Tiefe und war ihm fast lebensgefährlich, aber er zagte nicht und strengte sich an und erreichte bald die müden Männer. Welche Freude, als er Brot, Käselein und Fleisch auspackte und jauchzend und weinend zugleich den ermatteten Vater umarmte und ihm seine Honigbüchse an die Lippen hielt.

Nun erquickten sich die fast Verhungerten und tranken dabei vom hellen Quellwasser; erholten sich alsbald zu neuem Kampf bereit. Vater hielt seinen mutigen Knaben im Arm, konnte sich nicht satt an ihm schauen und fragte alsdann:

„Hörst sie kommen, guter Bub, wohin willst fliehen, wieder die Tannen hinauf?“

„O Vater, ich bleibe hier und will deine Brust decken, wenn dich Kugeln treffen.“

Er schmiegte sich fest an den Vater; die durch Speise erquickten, gestärkten Männer wehrten sich jetzt gegen die Uebermacht, welche sie eingeschlossen, und bestanden einen wahren Heldenkampf, der ihnen ewigen Ruhm einbrachte. Ihre gesegneten Namen lebten jedoch fort, wenn sie gleich sterben mußten den schönsten Männertod. Man sprach überall von ihnen und weinte um sie. Die arme Mutter weinte auch in dunkler Nacht und es kam ihr vor, ein Engel schwebe nieder, der eine goldene Seele in Händen trage. Bin dein Fried, flüsterte eine liebe Stimme, mein Leib schläft im Heldengrab an Vaters Brust, meine goldene Seele bringe ich dir, sie soll in unserm Hause bleiben, Schwester Marieli mag sie erben.

O, wie liebte und beobachtete die Mutter von da ab das junge Mädchen, welches ihr bisher neben Fried so unscheinbar vorgekommen; aus seinen lieben Augen leuchtete die goldene Seele, sonst war es nicht schön.

Es wollte Mutter und Brüderlein unterstützen, ging drum in schweren Magddienst, dieweil sie

arm geblieben waren. Junge Tochter, wie gering dünkt dir eine Magd, schmucklos, ungebildet, jedes Glanzes beraubt. Aber wie viel Tugenden muß solch ein unscheinbares Mädchen besitzen, um in ihrem Stand nützlich und geachtet zu sein? Geduld, Sanftmut, Demut, Fleiß, Uneigennützigkeit, Zufriedenheit, Reinlichkeit. Alle diese himmlischen Schwestern müssen einen Kreis um das Mädglein bilden, daß es leuchtet vor Gott, wenn es gleich kaum gesehen und beachtet wird auf Erden. Du vornehme Tochter, die auf Bällen glänzt, vielleicht sogar eine Königstochter bist, hast du eine oder zwei dieser Tugenden, und das arme Mädglein muß deren sieben besitzen und niemand lobt es darum, weil man glaubt, es sei seine Schuldigkeit. O, ungerechte Welt.

Nun, das junge Marieli mit der goldenen Seele wurde eine solche Magd und konnte es vollkommener werden, als jede andere, weil es eben eine goldene Seele besaß. Glückliche die Familie, die ein Marieli in ihren Kreis aufnehmen darf als stille Magd, sie pflegt die Greise und die Kranken mit ihrer goldenen Geduld, sie dient der Gebieterin mit Fleiß und Uneigennützig-

keit, sie schmückt das Haus mit dem schneeweißen Engel der Reinlichkeit, sie leitet die Kindlein der Herrschaft mit himmlischer Sanftmut zum Schönsten und Höchsten, sie führt die freundliche Zufriedenheit selbst in die geringsten Räume, zu Kühen und Schäflein und Hühnern und ist selbst so glücklich und zufrieden bei ihren Pfleglingen.

Also war unser Marieli mit der goldenen Seele ein Segen wohin es kam, wurde aber wenig beachtet, denn gewöhnliche Menschen in ihrer Gedankenlosigkeit und Rohheit verstehen das Feine und Geistige erst dann, wenn es von ihnen weggenommen wird; also auch hier; als Marieli in jugendlichem Alter starb, wurde es tief betrauert und man sprach lange von ihm. Die Mutter aber betete und weinte wieder innig am Grabe ihres lieben Kindes, wie einst bei Fried, und erflehte von Gott die goldene Seele, das gesegnete Familienerbe, für ihr jüngstes Kind, den kleinen Kurt. Sie erzog ihn mit aller Mühe, er war kräftiger als die beiden ältern, frühverstorbenen Geschwister. Zum Jüngling erwachsen, arbeitete er der Mutter zu Liebe, soviel er konnte, besonders als ihr schon lange baufälliges Wald-



häuschen zusammenstürzte und sie im Dorfe in einer elenden Hütte wohnen mußten, weil sie so arm waren. Der junge Kurt war Trost und Stütze der Mutter, auch bescheiden und dienstfertig gegen seine Dorfnachbarn. Nur der Fehler des Fähzornes war ihm eigen und brachte ihm großen Schaden. Eines Tages arbeitete er als Tagelöhner an der Dorfstraße. Da ging ein freundlicher, gebückter Greis in ordentlicher Bauernkleidung an ihm vorbei, ein kleiner Hund folgte ängstlich seinem Gebieter. Die Straßenarbeiter, deren jüngster Kurt war, gaben wenig Achtung auf den unscheinbaren Fremden und dessen Hund, welcher winselnd zusammenbrach, von einem rollenden Straßenstein getroffen; ein Bein war ihm verwundet, er konnte nicht weiter; rohes Gelächter der Arbeiter erfolgte, nur Kurt schaute dem mißhandelten Tiere und seinem hilflosen, tiefbetrübten Gebieter zu.

„Kann ich euch helfen, alter Mann?“ fragte der gute Knabe teilnehmend.

„Ach ja,“ stotterte der Greis, „wenn du meinen Hund nähmest und verpflegtest, ich habe ihn so gern, lebe allein und niemand fragt mir sonst etwas nach, und der Hund war mir ein

treuer Freund schon manches Jahr. Will die Pflege des Tieres bezahlen.“

Mit zitternder Hand reichte er etwas Silbergeld in einem ledernen Beutelein dem Knaben dar und versprach, in einigen Wochen wieder zu kommen und den Hund abzuholen.

Kurt verpflegte das Tier gewissenhaft, es wurde wieder gesund und zeigte ihm eine rührende Treue und Dankbarkeit.

Weil es aber häßlich war, wurde es oft geneckt von Kurts rohen Arbeitsgefährten.

Einer derselben, Benz, war sehr neidisch auf die fleißige, gutbezahlte Arbeit des braven Kurt, er selber war träg und leichtsinnig, bekam nur geringen Lohn. Am kräftigen, gewandten Kurt durfte er seine Bosheit nicht auslassen, darum plagte er den hilflosen Hund, und eines Tages so abscheulich, daß Kurts größter Fehler, der Jähzorn, erwachte. Er gab dem Beleidiger einen gewaltigen Faustschlag. Dieser stürzte zu Boden und zum Unglück mit dem Kopf gerade auf einen spitzigen Stein. Das Blut floß ihm aus einer tiefen Stirnwunde und er gab kein Lebenszeichen mehr. „Du bist ein Mörder, Kurt!“ schrienen jetzt die

andern, und Polizeisoldaten, welche in der Nähe standen, wollten den Unglücklichen festhalten. Aber er entfloß und eilte zurück zu seiner Mutter, welcher er alles treulich erzählte und um ihren Segen bat, falls er als Mörder auf immer aus der Heimat fliehen müßte.

Die alte, tieferschrockene Frau gab ihm all ihr Geldlein mit, um seine mühsame Reise zu erleichtern, und drängte ihn mit heißen Thränen selbst zur eiligen Flucht. Das Hündchen folgte seinem jungen Freunde, von Mutter und Sohn unbeachtet.

Nun gab's eine traurige Zeit, denn er merkte, daß die Polizeisoldaten ihn verfolgten, und hielt sich in Wirklichkeit für einen Mörder.

„O, meine arme Mutter, hast mich tausendmal gebeten, meinen unglückseligen Zähzorn abzulegen, ich habe dir nicht gehorcht und nun ist unser beider Leben zu Grunde gerichtet.“

Es gab einige kalte Wintertage, und Kurt war jetzt sehr übel dran; auf der Landstraße durfte er sich nicht zeigen und in Häusern auch nicht, also strich er gefrorenen Waldwegen nach mit bitterm Hunger, denn das von Hause mit-

genommene Brod reichte nicht lange aus, umso weniger, da er's mitleidig mit dem armen Hündchen teilte. Eines Abends erreichte er halb-erfroren und hungermatt einen einsamen Stall auf dem Felde. O, wie wohl that ihm die milde Stallwärme; er sank anfangs in den tiefen Schlaf der Müdigkeit und erwachte im Laufe der Nacht. Gewissensunruhen und Kummer um sein ferneres Schicksal ließen ihn nicht schlummern. „O, daß ich vielleicht ein Mörder bin, wie Cain, der irrte auch unftet und heimatlos über die Erde, von Gott verflucht, und sterben mußte er einsam in der Wüste. Aber ich wollte gern alles ertragen, wenn ich nur kein Mörder wäre.“

Totmüde sank er endlich in einen Halbschlummer und wurde durch die Morgenglocke eines nicht fernen Dorfes erweckt. „Nun ist Zeit, meine freundliche, warme Stallherberge zu verlassen, lebt wohl ihr guten Kühlein, die ihr's besser habt als ich. Komm, mein armes Hündchen, wir müssen wieder in die kalte Frühe hinaus ohne Frühstück, unser Brod ist zu Ende. Wie es winselt, das arme Geschöpf. Aber was ist das? Es läuft von mir fort, läuft ins Weite,

daß hat es sonst noch nie gethan. O, wie müde bin ich."

Er sank auf den gefrorenen Boden nieder und verlor das Bewußtsein, der arme Knabe, in so viel Elend, und erwachte wieder schwach und krank, als ein warmer Hauch, gleich einem Freundesfuß, sein Gesicht streifte. Als er die Augen öffnete, stand das Hündchen vor ihm und heulte laut vor Freude und zerrte an seinem Kleide und ließ nicht nach, bis er ihm mit müden Schritten folgte, durch Nebel und Schneegewirbel vor ein kleines Haus, am Ende eines ihm unbekanntes Dorfes.

Auf des Hündchens lautes, unermüdetes Bellen öffnete sich endlich die Thür der kleinen, freundlichen Wohnung und, o Freude, das wohlwollende Gesicht jenes alten Mannes, welcher ihm vor einigen Wochen den Hund übergeben, kam zum Vorschein.

Der gute alte Jakob war sehr froh, seinen Hund wieder zu sehen und zog das freundliche Tier in die warme Stube hinter den Ofen. Kurt mußte folgen, und beide müden Wanderer wurden bald mit einer nahrhaften Mehlsuppe und



einem großen Brode gespeist. Ein bequemes Nachtlager wurde für Kurt in der Nebenkammer bereitet und das Hündchen ruhte auf einer Strohmatte unter dem Bett. Aber was der alte Jakob erzählte, that Kurt noch wohler, als Speise und Bett.

Er war unlängst in des Knaben Heimat gewesen, um nach Verabredung den Hund zu holen, und hatte von der tiefbetäubten Mutter die ganze Geschichte vom Streit mit Benz erfahren.

Die Wunde des Letztern war gut verbunden worden und der starke junge Mensch konnte wieder arbeiten. Ein reichliches Schmerzensgeld hatte Kurts Mutter dem Quälgeist ihres Sohnes gezahlt, Uhr, Spiegel und alles Entbehrliche in ihrem armen Haushältlein deswegen verkauft.

Das Gericht hatte dieses Opfer der alten Mutter angenommen und sprach Kurt deswegen von Strafe frei, falls er noch einmal heimkehre.

Aber da mehrere Tage vergangen, ohne daß man etwas vom armen Flüchtling vernommen, hielten ihn die Leute für tot. Die Mutter weinte ihm heiße Thränen nach.

„Heute nun, schloß Jakob seine lange Erzählung, „kommt zuerst mein Hündchen, und wie

ich's freudig begrüßen will, läuft's wieder weg und bringt bald dich, du braver Kurt. Ist das nicht ein Wink vom lieben Gott, daß ich dich fortan bei mir behalten soll?"

„Ich habe ja in meinem hilflosen Alter niemand, niemand. Dieses Häuslein und ein kleines Feld ist mein. Du könntest mir arbeiten helfen, und wir würden einander lieb gewinnen. Auch habe ich so eine geringe Schreinerwerkstatt, und meist're und hoble etwas den Leuten fürs Geld. Dieses Handwerk könntest von mir lernen und dich später bei einem geschickten Meister besser ausbilden.“

„Jetzt wollen wir aber gleich deiner Mutter einen Brief schreiben, damit sie außer Sorgen ist, und sobald du kannst, holst du sie zu mir; wir haben eine Köchin und Kleiderflickerin nötig, und deine Mutter ist so gut.“

Kurt lebte von da an zufrieden und arbeitsam beim guten Jakob und wurde ein braver Mann, der seinen Zähzorn beherrschen gelernt hatte. Die Mutter genoß in des Sohnes Haus ein freundliches Alter und betete innig zu Gott, um ihm zu danken, daß er ihren drei Kindern eine goldene Seele gegeben hatte.

Nun schwieg das müde, vielerzählende Großmütterlein, der Atem war ihm enge und heiser geworden, ob dem langen Reden, und der Strickstrumpf entsank seinen schwachen Händen. Da nahnten die Schulmädchen Minni und Nini und nahmen Großmütterlein liebevoll in ihre jungen Arme und die Greisin schlummerte eine Stunde, von ihren freundlichen Enkelinnen eingewiegt.

Nun wurde es still in der Stube, Großvater, Vater und Knecht schliefen ebenfalls, Mutter und Magd spannen eifrig, die Töchter nähten und die Söhne studierten, aber die Schulbuben auf dem Ofen fanden das alles sehr langweilig, wollten Geschichten hören oder selber erzählen.

„Weiß eine Historie von einem Hans!“ rief der älteste, „der trug meinen Namen und glich mir ein wenig, paßt auf!“ Und Hans begann: Der Hans, von dem ich erzähle, war ein gar starker und braver Mann und lebte schon vor 200 Jahren. Es gab aber dazumal viel Krieg, und die Destrreicher fielen oft in unsere Berge. So ein Kriegsvolk kam eines Morgens zum Hans, der eben sein Vieh hütete, und sagte: „Hirt, zeig’ uns den Weg über den Berg, und

du sollst guten Lohn haben, einen Beutel mit Geld oder ein silbergesticktes Wams, oder ein Läger voll Wein; welches magst?"

Da antwortete ihnen Hans: „Ihr wollt über den Berg, um mein Land in dessen Mitte zu bekriegen? Zeig' euch den Weg nicht, behaltet eure drei Herrlichkeiten für euch selber.“

„Kerl!“ schnaubten die Krieger, „zeig' uns den Weg, oder wir hauen dich in Stücke!“

„Hä,“ meinte Hans, „da müßte ich mich ja wehren.“

„Mit was?“ höhnten die Krieger und wiesen auf Hansens Hirtenstecken und ihre blitzenden Waffen.

„Mit das!“ donnerte Hans gewaltigen Tones, rupft eine Tanne aus dem Wald, und schlug die Krieger tot, oder in die Flucht. Es war nicht zu spassen mit dem Manne, das sahen die Kaiserlichen gleich und haben's weiter erzählt.“

Stolz und fröhlich schaute Hans sich um, ob man seine Erzählung bewundere.

Nun begann der muntere Paul: „Ich weiß eine noch lustigere Geschichte.“

Es war einmal ein so hoher Schnee wie heute, die Kinder versanken fast auf dem Wege zur Schule und heulten und wollten nicht lernen. Die Frauen durften nicht mehr zu Kaffeewisiten aus und hatten einen erbärmlichen Jammer. Die Mägde mochten ganze Wochen lang nicht zum Brunnen waschen und plaudern geh'n.

Die Dächer krachten und altes Gerümpel rumpelte zusammen. In den Wäldern knickten die Tannen wie dünne Hölzlein, und Füchse und Hasen dachten ans Sterben. Hier und da sah man einen Menschenkopf im hohen Schneeweiß mühsam dahierudern, und zwei emporgehobene Hände zerteilten müde die Schneewellen. Es waren mutige Leute, welche verlaufene Ziegen suchten oder den ihrigen auf den Bergen Brot brachten, sie mußten ihrer eigenen Gesundheit Abse sagen, um andern zu helfen. Das war schön, fast so schön, wie wenn einer in den Krieg geht und ein Held ist. Auch im Dorf gab's viel Schönes, wenn die Armen kein Holz hatten, schenkten es ihnen die Reichen freigebig, mutige Knaben und Mädchen bahnten gangbare Wege zum Hause der Schwachen, Kinder streuten den



Bögelein Korn auf schneefreie Fenstersimse, alte Mütterlein beteten schöne Gebete für die ihrigen und alle schneebegrabenen Leute.

„Hast du Herr uns heimgesuchet  
Mit des Schnees hohem Wall,  
Wirst selbst im Lawinendonner  
Deinen helfen überall.“

Am erbärmlichsten daran waren aber die Männer, welche in Bergställen Vieh hatten. Da lernte mancher Hunger leiden, der das Ding vorher nie gekannt. Da schaute mancher wehmütig nach oben, weil über ihm der Stall frachte. Da bahnte sich mancher totmüde einen Weg ins eintönige, hoffnungslose Weiß der Erde und des Himmels; aber selten ließ einer sein Vieh tagelang auf Futter warten. Nur der Ammann Stoffel that solches, ein sonst starker, braver Mann, aber er war eigentlich angeführt worden, sonst hätte er schon selber nachgesehen. Als er nämlich im Herbst fütterte, zur kalten aber noch schneefreien Zeit, kam ein wunderliches Menschlein zu ihm und erwärmte sich im Stall, ein wildes Mannli, ein Fänggeli, wie es solche früher auf hohen Bergen gab, rauhhaarig mit Blitzäugelein und sagte:

„Gibst mir Mimmli (Milch) und Strau (Stroh)  
Fütt'r' ich dir wenn's Wetter rauh.“

Ammann Stoffel, ein lustiger Mann, fand Spaß am Fänggeli, ließ es füttern, zuerst unter seinen Augen, und war erstaunt, wie gut das Mannli das Geschäft verstand. Nach und nach, bei schlechtem Wetter, überließ er das Vieh ganz dem sonderbaren Anechtlein. Es ging immer gut und blieb unbesorgt manchen Tag bei Hause.

So machte er's auch im großen Schnee und stieg erst bei gebahntem Weg wieder in die Berge; hatte aber diesmal einen traurigen Anblick, sein schönes Vieh war beinahe verdurstet und lag kraftlos neben den vollen Krippen. Im höchsten Zorn rief er überall nach wild Mannli. Dieses kroch endlich unter einem Heuhaufen hervor und beantwortete die Vorwürfe trotzig: „es habe das Vieh zu tränken versprochen, aber nicht im Wind, und daß es gewindet, sehe man an der großen Masse zusammengeweheten Schnees, der Wassertrog sei darunter begraben.“

Halb lustig, halb wütend hüpfte es zum Stalle hinaus, tanzte draußen einen Wirbel und sang:

„Wenn alle Wetter — Wetter sind —  
Das allerärgste ist doch der Wind.“

Und verschwand für immer. Ammann Steffel hatte große Mühe, sein Vieh wieder gesund zu pflegen und überließ es von da ab keinem Fremden mehr, sagte auch oft:

„Lebt der Herr in träger Ruh,  
Geht's beim Knecht nicht besser zu.“

„Ja, das ist Wahrheit, meinte das rotwangige Mägdlein am Spinnrad, und wollte nichts böses sagen, aber der Knecht nahm's übel auf und rief zürnend:

„Was die Magd wieder zu spotten hat! sollte lieber eine Geschichte erzählen, wenn sie nicht zu dumm wäre!“

„Bin nicht zu dumm und weiß schon noch was!“ rief nun ihrerseits trotzig das Mägdlein.

„Es war einmal —“

„Ei,“ meinte hochmütig der Knecht, „das ist ein altmodiger Anfang, will vorher selber erzählen, aber muß zum Ofen gehen, damit mich der Großvater hören kann.“

Gesagt, gethan. Die Buben machten ihm Platz. „Er geht nur zum Ofen,“ murmelte die

Magd, „um seine nassen Schuhe und Strümpfe zu trocknen!“ Der also Getadelte war aber sehr vergnügt über die Ofenwärme und nahm wenig Notiz von dem, was in der Stube gesagt wurde, begann auch seine Geschichte:

„Als ich in den Prättigauer Alpen hütete, hat man mir was erzählt: Es sei einmal ein junger Bauernsohn gewesen, gar übermütig, und seine Knechte waren von gleicher Sorte. Alle drei besorgten das Vieh und die Käseerei auf der Alp. Unter den hundert tollen, übermütigen Spässen, die sie verübten, machten sie auch einmal eine Puppe aus alten Kleidern, wie kleine Mädchen sie machen, eine Puppe, wie eine Frau gekleidet, und malten mit Kohle Augen, Mund und Nase ins weiße Leinwandgesicht, und hatten ihren Jubel an diesem Ding. Das wäre nun nichts Böses gewesen, wenn sie zum kindlichen Spielzeug auch kindliche Unschuld gehabt hätten. Sie thaten aber roh, taufte die Puppe, wie man ein Christenkind tauft, schmierten ihr Rahm und anderes Essen ins Leinwandgesicht und machten noch andere schlimme Spässe. Als der Tag der Alpenheimfahrt kam, und sie schon alles eingepackt hatten,

um nach Hause zu ziehen, hob einer auch die Puppe aus dem Winkel. Aber, o weh — die Augen von Kohlen begannen sich zu drehen und zu funkeln — der Leinwandkopf wackelte — und der breite, schwarze, gemalte Mund öffnete sich und krächzte in gräßlichem Ton:

„Ich bin nicht tot —  
Boz schwere Not!  
Bin ein lebend Geschöpf!  
Und freß euch! ihr Tröpf!“

Und groß — groß — groß und schrecklich lebendig — wurde die kleine, unscheinbare Papppuppe — und versperrte den Unglücklichen die Alphüttenthür — daß sie nicht entfliehen konnten. Der häßlich bemalte Kopf warf den Zitternden wütend vor, sie hätten ihm Nidel und Mus ins Gesicht gestrichen und ihren Spott gehabt, daß es die schönen Gaben nicht essen könne. — Jetzt könne es destobesser essen — dabei lachte es häßlich — es war das grausigste Gespenst, das man sich denken kann.

„Einer muß bei mir bleiben! Die andern dürfen nach Hause gehen, sollen aber nicht zurückschauen. Einer! Einer! Einer!“ schrie es heiser.  
„Loset! Loset! Loset!“



Und sie mußten losen — es traf den jungen Bauernsohn . . . Die Knechte flohen, halb tot vor Angst, heimwärts.

Einer war klug und schaute nicht zurück. Der andere that es, und erblickte seines jungen Herren Haut auf dem Hüttendach ausgespannt, die blutige Seite nach der Sonne gefehrt. Die grausige Puppe hüpfte grinsend um dieselbe herum.

Der Hirt erstarrte vor Schrecken zum großen Felsenstein, der noch jetzt dort auf der Alp zu sehen ist. In der Hütte ungeheuerte es viele Jahre, so daß man eine neue bauen mußte, sonst wäre kein Senn noch Hirt mehr hinaufgezogen.“

„Jetzt habt ihr die Geschichte, die macht einem kalt,“ meinte selbst zufrieden der Erzähler, und setzte sich, nun mutiger geworden, gerade zum Großvater mitten auf den Ofen.

Die Schulbuben aber sagten: „Gespenstergeschichten pflanzen Aberglauben und haben keine Nutzenanwendung. Oder hat diese eine, Großvater?“

„Sie hat mehrere,“ erwiderte der Gefragte, „ich will euch aber nur zwei nennen: es hat zum Beispiel jemand einen Knecht, eine Magd oder ein Waisenkind angenommen und denkt:

„Diese Kreatur hat doch gar nichts zu bedeuten, die darf ich hudekn nach Herzenslust, wenn mich die böse Laune ankommt.“ Aber das Kind wird groß und ist nun Meister und rächt sich, je böser, desto schlimmer. Oder: man hat einen Freund oder eine Freundin, deren Charakter uns nicht gerade gefällt, die Person ist jedoch kurzweilig und wir schenken ihr nach und nach viel Vertrauen. Jetzt, bei näherer Bekanntschaft aber, kommt das böse Herz immer mehr und mehr zum Vorschein, und tyrannisiert uns, je länger, je mehr; wir können uns nicht wieder losmachen und gehen zu Grunde.“

Des Großvaters Nutzenwendungen erregten ernstes Nachdenken und Stille in der Stube, was den Kindern Langeweile machte; das lebhafteste Mini rief: „Ich will nun auch was erzählen.“

Es war einmal eine alte Burg auf hohem Felsen, die jedermann fürchtete, denn böse Leute hausten darin. Ein rauher Ritter, sieben Söhne und ein schönes Fräulein, die jüngste Tochter. Und das Fräulein war gut, niemand konnte begreifen, warum die so viel besser war, als ihre sieben Brüder. Es war allen ein Segen des Himmels, der zuweilen auch bei den Bösen ein-

kehrt. Der Ritter und seine Söhne lauerten vorbeiziehenden Reisenden auf, schleppten die Hilflosen in ihre tiefen Burgkeller und marterten sie dort so entsetzlich, daß ihr Jammergeschrei durch die dicken Mauern drang, und es allen grausete, die es hörten.

Die schöne, goldlockige Mathilde, in ihrem weißen Kleide, weinte dann heiße Thränen und bat um Schonung der Unglücklichen, aber immer vergebens.

Eines Nachts ertönte das Schmerzensgeschrei der Gefolterten noch viel schrecklicher als sonst. Mathilde wollte verzweifeln, aber was half's.

Da auf einmal dröhnte es schauerlich in der Tiefe der Burg, der Boden des Marterkellers öffnete sich, zwei große, schwarze Hände mit Krallen wurden sichtbar, ergriffen den ältesten und schlechtesten der Brüder und rissen ihn in die Tiefe hinunter, so daß nur noch ein dunkles Loch im Kellerboden zurückblieb. Die goldlockige Mathilde weinte und betete um den verschwundenen Bruder, aber er kam nicht mehr zum Vorschein.

Die anderen sechs Brüder verhärteten sich in rohem Trotz gegen dieses Gottesurteil, dinsten

die geschicktesten Maurer im Land, um das Gespensterloch zumauern zu lassen.

Aber es wurde nachts immer von unsichtbarer, geheimnisvoller Macht wieder aufgerissen. Die Brüder konnten ihr grausames Thun nicht lassen, sie waren zu sehr daran gewöhnt, und einer nach dem andern verschwand auf gleiche Weise, wie der Älteste. Nur der Vater und der Jüngste blieben zurück. Sie scheuten sich vor den schwarzen Krallenhänden, allein böß mußten sie bleiben, daran waren sie zu sehr gewöhnt. Die liebevolle Mathilde, treue Tochter und fromme Schwester, betete und weinte jetzt Tag und Nacht, um ein Mittel zu finden, das gräuliche Loch unschädlich zu machen. Da erschien dem müde geweinten Mägdelein einmal der Geist der Mutter nachts im Traume. Die Mutter war eine Gute gewesen im Leben und konnte drum jetzt schon ein Engel sein, sah auch so aus und sagte gütig zu Mathilde: „Liebevolle Tochter, treue Schwester, nimm die alte Eisenkiste, in der du deine Kleider, dein ganzes Eigentum verwahrst, laß sie von den Dienern in das böse Loch setzen, daß es dadurch verdeckt wird. Deinen Gold- und Perlenschmuck, dein

Spargeldlein, deine besten Kleider, leg sie in diese Kiste, verwende alles zum Trost und zur Pflege Kranker und Armer und brauche für dich möglichst wenig, mach das sparsame Hausmütterlein für die Unglücklichen viele Jahre lang, und lebe selber arm, fromm und geduldig. Dann darf der böse Geist niemals wieder durch das Loch herauf kommen und Vater und Bruder bleiben dir gerettet.“

Mathilde that also und blieb gesegnete Wohlthäterin aller Unglücklichen viele Jahre lang. Sie lebt noch jetzt, denn als ein durch Zauber geweihtes Fräulein wird sie lange, lange Jahre leben. Sie sei noch immer jungaussehend und wunderschön, schlank und edel gewachsen, in schneeweißem Kleide, wallendes Goldhaar schimmert um ihr liebliches Haupt und ihre blauen Augen lächeln mit himmlischem Blick.

Nur ein braver, unbescholtener Jüngling dürfe ihr nahen, einem solchen reiche sie himmlisch lächelnd den Schlüssel der Kiste und er dürfe sie erlösen, das Fräulein und das Geld behalten.“

Bei den letzten Worten sprang Nini vom Ofen herunter zu den erwachsenen, studierenden Brüdern.



„Hört, ihr Stöcke! probiert die Erlösung, so bekommt ihr Geld und eine schöne Frau.“

„Geh, du dummes Geschöpf, laß uns in Ruh!“ wurde ihr geantwortet.

Das beschämte Schwesterlein schlich wieder zur Großmutter zurück, und Schwesterlein Mieni hatte jetzt die Reihe des Erzählens.

Es war einmal, begann es, ein kleines, altes Holzhaus am Fuße einer Lawinenhalde. Darin wohnte ein schon bejahrter Mann, der seiner Armut dadurch abzuhelpen suchte, daß er als Tagelöhner bei den Bauern weitherum arbeitete und der Entfernung wegen oft lange nicht nach Hause kam. Den kleinen, dürstigen Haushalt daheim besorgte sein Töchterlein, nach der Lage des Hauses das Lawinen-Breni genannt. Also hieß es bei den Leuten und war viel bemitleidet wegen seiner Armut und der gefährlichen Lage seiner Wohnung. Man hatte es gern, denn es war gar gutmütig und freundlich, es lebte einsam und bekam wenig Besuch. Mangel an Schönheit und Reichthum haben wenig Verlockendes für lebensfröhliche Besucher und eine Plaudertasche war's auch keine, daß jemand deswegen hinauf

ging. So blieb Breni eben die meiste Zeit einsam und flickte des Vaters alte Kleider so gut es dies konnte. Weil es aber ein sehr liebebedürftiges Herzlein hatte, mußte es doch jemand lieben. Und dieses war die freundliche Kaze, Miauel oder Miaueli genannt.

Wie gern hatten sich die Beiden, wie freundlich schauten sie einander an mit Brenelis braunen und Miauels gelben Augen, wie saßen sie miteinander in der Sonne am Fenster Sims, Breneli Kleider flickend und Miauel nach Kazenart spinnend, furrend und sich glücklich drehend, worüber Breneli so herzlich lachen mußte, als ob es selbst das vergnügteste Mädchen gewesen wäre. Wie teilten sie miteinander so zufrieden die ärmliche Mittagssuppe, Breneli im Teller, Miauel im Nöpfli.

Auf diese Weise vergingen den Beiden viele gemütliche Tage, aber endlich kamen Stunden, wo sie sich sehr unglücklich fühlten.

Nach warmer Frühlingssonne des Morgens, donnerte nachts unheimlich auf der Bergeshöhe über dem Hause die Lawine! „Die Lawine!“ seufzte das arme Breneli, nahm Miaueli auf den

Arm und wollte mit ihm aus der Hütte fliehen, aber, o weh! zu spät! zu spät! ein betäubender, erderschütternder Donner erfolgte, so daß Breneli schreckenschreiend zu Boden fiel, und als es sich wieder emporrichtete, konnte es die Hausthüre nicht aufmachen. Sie war durch die Schneemassen von außen zugeedrückt. Nun gab's eine schreckliche Nacht für das arme Breneli in der erstickenden Luft der eingeschneiten Hütte.

Als die Morgensonne endlich blitzend durch die Dachlücken schaute, nahm Breneli unter heißen Thränen Miauel auf den Arm, kletterte mit ihr den Rüchekamin empor und sagte: „Schau, Miauel, durchs Kaminloch kannst du leicht ins Freie fliehen, ich aber kann nicht nach, ich bin zu dick, so fliehe denn und rette dein Leben, dieweil ich hier in der engen Luft ersticken muß.“ Gar bitterlich weinte Breneli und Miauel leckte ihm das Gesicht, als ob es traurigen Abschied nehmen wollte und schlüpfte dann durchs Kamin.

Breneli aber sank halb ohnmächtig auf sein ärmliches Bett.

Tiefer drunten im Thal spaltete Jakob, Brenelis Vater, Holz bei einem reichen Bauern.

Besorgt und angsterfüllt hörte er den Lawi-  
nendonner in hoher Ferne und dachte an sein  
verlassenes Kind auf der Lawinenhalde. Da  
kamen Kinder in den Holzhof und erzählten,  
droben am Berge sei eine Lawine losgegangen  
und habe Ställe verschüttet, vielleicht auch Häuser.  
Jakob wollte nun gleich heimwärts wandern,  
aber sein Arbeitgeber meinte, es sei nicht so böß,  
er solle bis morgen zuwarten. Jakob schickte  
sich drein und spaltete weiter Holz. Da hörte er  
in der Nähe ein flägliches Geschrei und eine  
Kaze sprang ihm auf den Rücken und zerrte an  
seinen Kleidern und schrie wie behert. „Meines  
Brenelß Kaze,“ rief der erschrockene Jakob aus,  
„es muß droben ein Unglück gegeben haben,  
hinauf! hinauf!“ Er bat jammernd viele Männer  
zusammen, die ihm mit Schneeschaufeln folgten.  
Die Kaze kletterte immer voraus, schnaubend und  
keuchend. Als Jakob sein Häuslein unter dem  
Lawinenschnee sah, jammerte er laut und rief  
den Namen seines Kindes. Die gutmütigen  
Männer schaufelten unermüdlich den durch die  
Frühlingssonne durchströmten Schnee fort und  
hatten bald das Hüttendach abgedeckt, den Kamin

frei gemacht, durch welches nun mit seltsamem Schreien, das wie Freude klang, die Kaze hineinschlüpfte. Die Männer schaufelten jetzt den Schnee vor der Hüttenthür weg und Jakob schritt, bebend vor Angst und Erwartung, in sein Häuslein, wo er sein Breneli todesmatt, jedoch noch lebend, von der Kaze umschmeichelt, vorfand.

Des armen Jakobs Vaterliebe war aber noch eine bessere Arznei für Breneli. Es wurde bald wieder gesund und fröhlich, wie zuvor. Der Vater blieb mehrere Tage bei ihm und sein verdienter Holzarbeiterlohn sicherte ihnen ein gemütliches Leben, bei welchem auch Miauel nicht vergessen wurde.

Die kleine Kazenfreundin Mieni war nun des Erzählens müde und schlüpfte unter den Ofen zu ihren Kazenliebblingen, wo sie bald einschlummerte.

Die immer muntern Schulknaben plagten jetzt Liesi, die spinnende Magd, sie müsse auch erzählen. Gutmütig entsprach sie dem Wunsch, obwohl sie früher abgewiesen worden war.

Es war einmal eine junge Magd, gerade wie ich, die mußte sterben und kam ins Paradies, denn sie war im Leben eine gar Gute gewesen.



Im Paradies muß es wunderschön sein unter den ewig blühenden Bäumen, den vielen Blumen und den guten Engeln. Letztere waren gar freundlich mit der armen Magd. Sie hätte es jetzt herrlich gehabt, aber eine stille Sehnsucht nach ihrem früheren Leben wollte nicht aus ihrem Herzen weichen. Es wurde ihr erlaubt, zur Belohnung für ihr gutes Gemüt, jede Woche einen Abend in ihrer alten Heimat zu verweilen. Da suchte das treue Mägdlein gerade den Ort seiner irdischen Berufsthätigkeit auf. In den Stall schwebte es nieder als unsichtbares Paradiesengelein, zu seinen lieben, ehemaligen Pfleglingen, den Haustieren, umgab sie aufs neue mit seiner Sorge und Liebe.

„In dunklem Stalle, der Armut Ort,  
Weil ich unsichtbar als Trösterin.  
Einst eure Pflegerin, jetzt euer Schutz,  
Will Rohheit wehren, die euch bedroht.

O du mein Lämmlein, hatt' dich so gern!  
Unschuld'ger Liebling! wie geht's dir jetzt?“

Erstes Schäflein:

„Ich bin ein armes Schäflein,  
O gutes Menschenherz,  
Hast du mit mir Erbarmen,

Verlang' ich gar nichts mehr!  
Du wirst mir alsdann geben,  
Was nötig meinem Leib,  
Und auch ein wenig Liebe,  
Das thut dem Schäflein wohl.“

Zweites Schäflein :

„Bin Schäflein dumm, bin Schäflein stumm,  
Nur „Bäh“ allein, das kann ich schrei'n!  
Drum Hirtin, sprich ein Wort für mich!“

Ruh und Ziege :

„Wohl uns're süße Milch trinkt gern der Mensch,  
Gib' er uns auch ein süßes, gütig Herz.“

Hühner und Schweinlein :

„Wir sind gering, wir wissen's wohl,  
Doch nützen und erfreuen wir  
Am meisten die, die nicht gering,  
Rein, weichen, milden Herzens sind.  
Das gute Kind das Hühnlein liebt,  
Die treue Magd das Schweinlein pflegt;  
Wir geben beiden stille Freud',  
Sag', Kind und Mägdlein, ist's nicht so?“

Pferd :

„Ich steh', ein Märtyrer der Arbeitslast,  
An öder Krippe und grüß' dich müd,  
War einst ein stolzer Königssohn!  
Voll Kraft und Schönheit, nun ist's dahin.“

Nun machte das Mägdelein eine Pause in seiner Erzählung und schaute ängstlich nach dem Ofen und in der Stube herum, ob jemand seine Geschichte auslache. Aber die meisten hatten wenig Acht gegeben, schliefen entweder, oder lagen ihrer Arbeit ob, so daß die arme Liesi stillbeschämt sagte: „Erzählt nun ihr etwas, Jungfer Kosi, etwa gerade von der Rosenberg, was gut zu euerem Namen paßt.“

Freundlich nickte die junge Tochter des Hauses Liesi zu und begann:

In einem hochgelegenen Alpenthal stand oder steht noch eine alte Burgruine, „Die Rosenberg“ genannt, scheinbar ein unpassender Name.

Die Gegend ist rauh und sieht nicht aus, als ob dort Rosen blühen könnten, höchstens Alpenrosen. Eine seltsame Begebenheit gab der Burg den Namen Rosenberg.

Ein finstrier Ritter lebte vor Zeiten dort. Ehrsucht trieb ihn in die Kriegerscharen der Kreuzfahrer. Er blieb lange der Heimat fern und ließ lieblos seine einzige, junge Tochter bei trägen Dienerinnen zurück, die sich wenig um das Fräulein kümmerten und nur ihrer Bequemlichkeit

nachlebten. Mildwida, so hieß die Burgherren Tochter, war gar jung, noch halb Kind, drum hüpfte sie, aufsichtslos, wie sie war, kindlich unbesorgen im Schlosse herum und am liebsten auf den Erker am Schloßthor, weil die wenigen hier Vorübergehenden ihre Neugier reizten. Der Bedeutendste war ein junger Hirt, welcher jeden Abend von der nahen Alp nach Hause ging, arm gekleidet, sonst aber ein bildschöner Bursch. Auch Mildwida war schöner, als alle jungen Mädchen, die man hier in dieser einsamen Gegend gesehen. Kein Wunder, daß die jungen Leute einander gefielen, daß aus diesem stillen Gefallen Liebe wurde, die sich zwar nie aussprach, dazu waren sie zu bescheiden und zart sinnig; aber jeden Abend, wenn der Hirt nach Hause ging, legte er einen prächtigen Alpenrosenstrauß auf den Erker, welchen er von den Gasse aus mit seinen Armen erreichen konnte und hoffte, das Fräulein habe seine Freude daran. Daran irrte er sich nicht. Mildwida hatte große Freude an den Blumen des schönen Hirten und wollte sie recht ehren. In der kindlichen Einfalt ihres Herzens band sie dieselben an Schnüre und zog diese ums Schloß herum,

so daß die sich mit jedem Tage mehrenden Blumen nach und nach einen roten Kranz um die graue Burg bildeten und das Schloß den Namen „Die Rosenburg“ erhielt. Weit und breit redete man viel von der Rosenburg im einsamen Alpenthal.

Plötzlich kam der Burgherr von seinem Kriegszug zurück und mit ihm ein wild aussehender Kerl vom Sarazenenland.

Die rosenbekränzte Burg fiel dem Herrn auf, er fragte die träge Wärterin und erhielt konfuse Antworten. Hierauf fragte er das Töchterlein, welches ihm alles beichtete, denn es hatte nie lügen gelernt.

Nun wurde großes Bärenjagen angesagt auf nächsten Tag, zu dem alle Thalbewohner geboten wurden. Sie gingen gern und wußten es dem Ritter dank, denn schon lange hatten Bären den Herden des Thales nachgestellt, denen man nur mangelhaft entgentreten konnte.

Schießgewehre gab es damals keine und die gewöhnlichen Bärenwaffen, Speere und Fangnetze, waren in die Burg eingeschlossen. Jetzt wurden sie herausgegeben. Die stärksten Landleute nahmen die Speere und eilten voran, um die Tiere auf-



zutreiben. Das Fangnetz aber hielt der Sarazene und der junge Hirt. Diesem war solches geboten worden; er hätte sonst nichts dagegen gehabt, denn jemand mußte das thun, jedoch gerade mit dem schwarzen Orientalen ging er nur mit heimlichem Schauder ans gefährliche Geschäft, sah dieser doch wie ein mordlustiger Teufel aus und fletschte grinsend die großen, gelben Zähne.

In einem Engpaß, zwischen Abgründen eingekleilt, mußten die beiden das große, an Stöcken befestigte Netz halten, in welchem sich der gehezte Bär verwickeln sollte. Hinter ihnen standen des Ritters Krieger mit Streitärten, wie zum Schutz der Netzhalter. Den Schluß bildete der Burgherr auf hohem Roß, das zwei Knechte mit Mühe durch den engen Wald und Felsenweg geleitet. Fern von der andern Seite her tönte das Halloh der Speerführer und kam immer näher.

Plötzlich brach ein gewaltiger Bär durch das Dickicht, blutend und wütend. Der einzige Weg zum Netz war ihm möglich, er schoß auf ihn zu. Der Sarazene schwang sich im bösen Augenblick, flink wie eine wilde Katze, an der nächsten Tanne empor, der Hirt stand allein und war im Nu vom rasenden Bären umarmt.

Niemand half ihm, im Gegenteil, der Schwarze lachte auf seinem Baume und der Ritter auf dem Roß. Die Kriegsknechte machten gleichgiltige Gesichter, sie hatten ja schon mehr Menschen sterben sehen.

Das Fräulein saß einsam und bang in seiner Stube, als der finstere Vater eintrat, gefolgt vom Sarazenen, welcher des Hirten blutiges Haupt dem erschrockenen Kinde zu Füßen legte und schweigend wieder hinausging.

Der Burgherr wollte der Armen jetzt zornige Vorwürfe machen, aber er sprach zu einem Steinbild. Starr und stumm blieb das Fräulein viele Tage, starr und stumm floh es durch die Wälder, man glaubte, es sei tot.

Später gab es im Kloster zu Ratis eine junge Nonne, welche gar schön, bleich und sanft war, jeden Abend am Zellengitter lehnte und sehnsüchtig nach Westen schaute, wo eben die Sonne hinter den grünen Alpenhöhen niedersank. Im Westen, das wußte sie, stand ihres Vaters Schloß, und sie hatte Heimweh nach der Zeit, wo sie dort glücklich war.

„Nun erzähle uns auch etwas, Julia,“ sagte Kosi, sich zur Spitzen klöppelnden Schwester wendend. Diese, ein poetisches Mädchen, gab zwei Gedichte zum Besten, da ihr das Geschichtenerzählen nicht so gewandt von statten ging, wie den anderen.

„Im tiefsten Waldesdunkel steht  
Ein hoher, hoher Tempel,  
Der Bäume Kronen sind sein Dach,  
Die rauschen majestätisch,  
Als wie ein mächtig Orgellied  
Von Windes Hand gespielt,  
Und wunderschöne Vögelein,  
Die singen süße Weisen,  
Sowie ein edler Menschenchor  
In einem Mauertempel.

Die Sonne zündet Lichter an,  
Die spielen durch die Zweige  
Wie heil'ge Kerzen am Altar,  
Vor dem sich Beter neigen.  
Die Priester, die hier auf und ab  
In hehrem Raume wallen,  
Sind menschliche Gedanken, ernst  
Dem Edlen zugewendet,  
Dem Schönen, Heil'gen, was das Herz,  
Das reine, führt zum Himmel.

Und in des Tempels Tiefe schreit  
Wohl manch' gequälte Seele  
Nach Ruh', Erlösung aus dem Weh.  
Wie nennst du dieses Schreien?  
Du nennst es Gulen-, Krähentön,  
Die tief im Dunkel nisten!  
Doch Allen wird Befreiung einst  
Im heil'gen Waldestempel.  
Schau hier des Menschenlebens Bild,  
Natur gibt dir's, die Höhe.

---

„Wenn ich ein Maler wäre,  
Würd' ich zur Alpe geh'n,  
Zur allerhöchsten Alpe,  
Wie ist es dort so schön!

Der Berge Silberhäupter  
Sie sind voll Majestät,  
Als wie ein Götterantlitz,  
Das hoher Geist umweht.

Die Ströme, die zur Tiefe  
Von dorten rauschen hin,  
Gibt's Schöneres und Größ'eres  
Für ernsten Menscheninn?

Und dann die Alpe selber  
Mit ihrem weichen Grün,  
Worin die schönsten Blumen  
Glührot und schneeweiß blühen.

Und mitten drin die Seen,  
So himmelblau und rein,  
Kann etwas wohl noch schöner  
Als eine Alpe sein?

Und dann das reiche Leben,  
Die Herde traut und gut,  
Die Hirten — treue Menschen,  
Voll ernster Kraft und Mut.

Dir winkt die Luft, die reine,  
Dir winkt die Milch, so frisch,  
Die Alpenweide blumig  
Ruft dich zum schönsten Tisch.

Und nicht die Erden Speise  
Ist, was dich hier erhebt,  
Du siehst den Himmel näher  
Und fühlst dich neu belebt."

„Jetzt, ihr gelehrten Herren Brüder dort hinter euren Karten und Büchern, seid auch ein wenig liebenswürdig und aufopfernd, wie wir andern, und erzählt etwas!“ riefen die Schwestern.

Rudolf und Ludwig machten erst finstere Gesichter ob der Störung, besannen sich aber bald eines Bessern, und der freundlichere Ludwig begann:

„Geschichten, wie ihr sie erzählt habt, sind uns nicht geläufig, aber da ihr euch um unsere



Bündnersagen interessiert, so wollen wir berichten, wie sie entstanden sind, nicht wahr, Rudolf?"

Der ernste Bruder nickte und begann nun selbst: „Unser Volk, rauh und kraftvoll, wie es war, hielt das kriegerische Leben für die höchste Ehre; darum erzählten sie sich in ihren Abendstunden von bestandenen Kämpfen mit Menschen, wilden Tieren, oder gar mit Geistern. Grausamkeit schreckte sie nicht, aber Weichlichkeit war ihnen verhaßt. Für das Schöne hatten sie wenig Sinn, desto mehr für die großen Kriege, Ritterkämpfe, Kreuzfahrererzählungen und Jagden auf Bären, Wölfe, fabelhafte Drachen und Schlangen, auch schauerliche Gespenstergeschichten waren die Lieblingsagen der adeligen Gesellschaft. Armere Leute, damals oft unterdrückt und übel behandelt, unterhielten sich in ihren wenigen Freistunden mit Erzählungen von Bekämpfung des Raubritter- und Zwingherrentums. Da gab es Sagen von erstürmten Schlössern und Kerken, mit Reulen des Waldes und Feldgeräten erobert, weil den Leuten andere Waffen fehlten. Männliche Kraft und Mut galten für die höchsten Tugenden. Erst nach und nach stellte sich milderer Sinn ein.

Du, Ludwig, kannst jetzt berichten, wie sich das rauhe, blutige Leben der Sagen im Laufe der Jahre besänftigte und verschönte."

Der freundliche Ludwig war den Schwestern gerne gefällig, er erzählte ihnen von den freundlichen Alpensagen, wo die Schönheit der Bergnatur einen romantischen Zauber über die Personen dieser Sagen goß, so daß sich verwünschte Sennen und untreue Hirten noch immer weniger blutdürstig ausnehmen, als die früheren Raubritter und Zwingherren. Auch von den wunderlichen, kleinen Menschenlein erzählte Ludwig, Fänggeli oder Wildmannli genannt, deren Wesen noch immer nicht aufgeklärt ist, ob sie wirklich existiert haben, oder nur Gestalten der Phantasie sind.

Auch die Burgfräulein kamen an die Reihe, schöne, junge Töchter böser Ritter, die das traurige Schicksal haben, den Raub ihrer Väter in eisernen Geldkisten zu hüten und einem jungen, würdigen Befreier auszuliefern.

Sie erscheinen meistens weiß gekleidet, mit goldenem Haarschmuck, nachts auf den Thürmen ihrer alten Burgen und bitten und singen um Erlösung.

„Es ist bald elf,“ sagte der Vater von der Ofenbank her mit schlaftrunkener Stimme, „wollt ihr noch nicht zu Bett.“

Mutter erhob sich, zog ihre halb schlummernden Kinder vom Ofen herunter, Rosi und Julia halfen die kleine Gesellschaft in der Kammer unterbringen.

Der Großvater erhob sich auch und sprach über alle sein gewöhnliches Nachtgebet:

„Vater, schütz' die Kinder dein!

Alle, alle groß und klein,

Unser Haus und unser Land

Legen wir in deine Hand.

Uns're Herde groß und klein

Mög' auch dir empfohlen sein.

Weihen dir ein treues Herz,

Stark im Glück und fromm im Schmerz.“

„Nun, gute Nacht miteinander,“ sagte der freundliche Greis, „und behüt' euch Gott,“ segnete die Großmutter.



# Die guten Geschwister.

Eine Graubündner Sage.

---

Zu den östlichen Alpen Graubündens konnte der Reisende vor vielen Jahren ein stilles Thälchen schauen, Sommers von wunderschönem Grün belebt; die herrlichsten Blumen blühten da in üppigem Moose, Alpenrosen, Edelweiß, goldgelbe Himmelfahrtsblümchen, liebe blaue Bergißmeinnicht.

„Warum sind die Blumen hier so schön?“ fragt der Reisende, und die Hirtin antwortet:

„Der Boden ist gar ein guter, von der Quelle bewässert, der prächtigsten Quelle, die so frisch und reich vom weißen Felsen sprudelt, der seltsam auszieht, gerade als ob er ein Grabmal wäre. Und ein Grabmal ist er auch,“ flüsterte die Berichterstatteerin leise und geheimnisvoll, „hier schlummern seit alten Zeiten zwei gute Geschwister, Bruder und Schwester, noch so jung, in schönster Lebensblüte begraben.“

Will's euch erzählen wie es kam, aber vorerst schaut da hinunter."

Die Sprecherin führte den Reisenden an einen Abhang, und zeigte in die Tiefe. Nun gewahrte er in großen Haufen Steine ohne Ende, wie man sie zum Bauen eines Hauses oder einer Burg gebraucht, jetzt liegen sie auseinandergefallen im weiten Abgrund und rollen immer mehr hinunter.

"Einst soll hier eine Burg gestanden haben," erzählte die freundliche Hirtin, „aber schon vor so langer Zeit, daß man nicht mehr weiß, was alles hier vorgegangen und welche Namen die Bewohner trugen.

Verarmt waren sie immer mehr, weil sie zu edel zum Raubrittertum, zu stolz zum Fürstendienste, und das weite, öde Alpenfeld um die Burg herum wenig landwirtschaftlichen Erwerb eintrug.

Der letzte Burgbesitzer, welcher hier lebte, war ein braver Mann von altadeligem Namen. Bauern- und Hirtenberuf paßten darum, wie er nach damaliger Lebensanschauung meinte, nicht für ihn. Um seine liebe Familie zu ernähren,



wurde er Führer des strengen, mühsamen Grenz-  
wächterdienstes, wo täglich gefährliche Ueberfälle  
des österreichischen und italienischen Kriegsvolkes  
zu bekämpfen waren. Mit wenig, aber tapfern  
Leuten mußte er ihnen entgegenstehen, sie nicht  
ins Land hinein lassen — das war schwer, oft  
unmöglich, und aus tausend Wunden blutete der  
Führer und seine mutige Schar.

Kam er aber einmal nach Hause, wie froh  
war da der Gute, im Kreise seiner lieben Familie,  
der Gattin, die in den jungen Tagen auch ein  
Burgfräulein gewesen, ihren adeligen Sinn dadurch  
bekundete, daß sie ein Ideal der Hausfrauen-  
tugend, der Liebe für die ihrigen, des Fleißes,  
der Reinlichkeit war. Wie glänzten die Gemächer  
der armen, bald zerfallenen Burg in Ordnung  
und Zierlichkeit, wie wußte sie die dürftigen  
Speisen so gut zu bereiten, daß die Wangen der  
Kinder wie Rosen blühten, wie besorgte sie die  
Ziegen und Hühner, daß Milch und Eier genug  
vorhanden waren. Wie spann sie die Wolle ihrer  
nicht zahlreichen Schafe, und pflanzte Flachß auf  
den wenigen Feldern, die ihr zur Verfügung standen.  
Das alles gab aber Kleider genug und Teppiche

für die Schlafstätten, so daß es gemütlich aussah in der Familie, und der Vater sich freuen konnte, wenn er selten einmal heimkehren durfte. Er sprach dann mit seinen Kindern, am liebsten mit dem ältesten Knaben von demjenigen, was seine Seele am tiefsten bewegte, dem Heldentum seiner Ahnen, welchem er sich jetzt nur selten weihen konnte, wenn gleich sein Leben als Führer der Grenzwacht täglich gefährdet war in Ausübung der strengen Pflicht. Er erzählte auch dem aufhorchenden Knaben von einem hohen Manne voll aufopfernden Heldenmuths, welcher sich, sein Vaterland zu retten, in die Speere der Feinde gestürzt, um den Mitstreitenden ein Beispiel der Tapferkeit zu geben. Der Name Arnold von Winkelried blieb leuchtendes Ideal des guten Knaben.

Der Vater erzählte ebenfalls von einem andern, der eigenen Heimat näher wohnenden Helden, Benedikt Fontana, welcher, nahe dem Tode, die schweren Schmerzen der Wunden vergessen, und seine jungen Mitstreiter erhobenen Geistes zum Siege führte.

Solche Reden des Vaters weckten Mannesmut und Tugendehre im Herzen des Sohnes.

Und als der edle Vater endlich wirklich einmal als Führer der Grenzwächter in pflichttreuem Kampfe starb, konnte der junge Sohn zwar seine Stelle nicht besetzen, niemand berief ihn dazu, aber der Mutter und den Schwestern wurde er trotz seiner 14 Jahre ein treuer, sorgender Vater, verrichtete drunten im Lande die schwersten Arbeiten, um den lieben Seinen Speise und andere Lebensbedürfnisse zuzutragen, kletterte die steilen Felsen hinunter und setzte über den breiten, trüben Strom in der Tiefe, um das andere Ufer zu gewinnen, wo es mehr lohnende Arbeit gab, half im Walde die ungeheuren Bäume fällen und ins passende Absatzgebiet leiten, trotz Sturm und Schnee, mit Manneskraft und Mut, so daß seine zarte, noch nicht ausgewachsene Gestalt oft zitternd zusammenzuckte ob der ungeheuren Anstrengung. Aber er war immer fröhlich und geduldig, so daß ihm niemand das Schwere ansah, und auch die Mutter sich die Sache leichter dachte, als sie war. Wie schmerzlich wurde sie aber enttäuscht, als diese überanstrengte Kraft endlich zusammenbrach und der geliebte Sohn in schwerer Krankheit auf dem Schmerzensbette lag, es war also gekommen:

Eines Abends wollte er einen schweren Bündel Mehl, zum Brot backen für die Seinen, von der Thalmühle den Berg hinauf tragen. Düstere Wolken ballten sich am dämmernden Himmel, die immer dunkler und dunkler und größer wurden, aus den Wolken pfiß es anfangs wie unheimliche Vogelstimmen, später donnerte es leise, dann immer lauter, lauter, furchtbar laut, als ob die Erde versten wolle und die Stunde des schrecklichen Weltgerichts erschienen sei, und ein Sturm raste rauschend und dröhnend durch den erschrockenen Wald, daß die mächtigen, hundertjährigen Tannen, Fichten und Eichen sich bogen, wie dünne Halme und manche dröhnend und schmetternd zur Erde stürzten. Kreischend und zitternd bargen sich die trauten Bewohner des Waldes, Vögel und größere Tiere. Nicht so bequem hatte es mit dem Fliehen ein Menschenkind, unser guter Knabe mit seinem Mehlsack. Aber er kämpfte sich als tapferer kleiner Mann durch das ungeheuerliche Wetter durch und erreichte endlich fast atemlos die Höhe, wo seine alte Burg gestanden, aber, o Schrecken, nur ein den Abhang herabrollender Steinhaufen war noch da. Das uralte, morsche, längst zerfallende Gebäude

war von der Gewalt des schrecklichen Sturmes auseinandergerissen, jetzt eben nur noch ein Steinhäufen.

„O, Mutter! Mutter! Geschwister!“ rief unser gute Knabe verzweiflungsvoll, lauschte in die Steine hinein, ob er nicht die lieben Stimmen der Seinen vernehme, und endlich, nach langer, langer Qual hörte er das leise Weinen seiner ältesten Schwester. Er konnte mit ihr reden, sie mit grenzenloser Mühe aus dem Schutt herausgraben, und später die Mutter und kleinern Geschwister auch.

Alle lebten, wohl verwundet, aber nicht tödtlich.

O, wie dankten sie dem Bruder, dem Retter. Dieser aber lag da, mit blutenden Händen und geschlossenen Augen; er hatte sich selber verwundet an den zahllosen spizigen Steinen, in denen er herumgrub. Die furchtbare Anstrengung machte ihn totkrank, und wie treu ihn auch die selber vom Unglück kranke Mutter und die Schwestern pflegten, er starb bald — — Die Mutter sank bewußtlos auf den geliebten toten Sohn.

Nun hatte die zarte, zwölfjährige Schwester, gegenwärtig die älteste der Kinder, eine gar zu



schwere Aufgabe. Erst den geliebten Bruder bis zum Tode gepflegt, und jetzt die franke Mutter in der rauhen Felsenhöhle; eine andere Wohnung besaßen sie seit Einsturz der Burg nicht.

Das lilienzarte, junge Fräulein spannte alle seine Kräfte an, Tag und Nacht in ungesügten Steinen die Feuerlein anzuzünden, welche die dürstige Krankensuppe kochten und abends als Lichtlein dienten. An diesem rauchigen Feuerlein wurden die lieben Augen immer trüber, und die vor Angst und Kummer beständig fließenden heißen Thränen machten das Uebel stets schlimmer. Zum großen Glück erholte sich die Mutter bald und die kleinen Töchterlein konnten ihr jetzt helfen. Ihre liebe Aelteste schaute sie mit den wunderbaren, jetzt so trüben Augen noch einmal herzinnig an und flüsterte:

„Lebt wohl, Geliebte,  
Kann nicht mehr schauen  
Und nicht mehr weinen,  
Mein Aug' ist blind.

Zu meinem Bruder  
Geh' ich so gerne,  
Die Engel singen  
Um mich und ihn.“

Da lagen nun beide Kinder, im seligen Lächeln eines unschuldigen Todes auf dem öden Steinboden, und die Mutter beugte sich in tiefem Kummer darüber und hüllte die schlummernden Lieben in schneeweißes Linnen, das einzige, was sie besaß.

Wie schmerzlich aber war ihr Gebet:

„Wer wird begraben  
Die Lieben, Lieben?  
Ich bin so müde  
Und kann es nicht.“

Und sie hielt Totenwache die ganze Nacht bei bleichem Sternenschimmer und wünschte sich, hoffnungslos selber, den Tod.

Aber im ersten Morgenschein, als die Berge in prächtigem Frührot leuchteten, da sandte der milde, erbarmende Berggeist seine himmlisch schönen Töchter, die gruben ein Grab für die guten Geschwister und pflanzten Alpenblumen darauf, in grünes Moos gebettet, und die silberhelle Quelle riefen sie aus der Tiefe herauf, damit sie die Blumen begieße und das weiche Rasengrün um sie herum frisch erhalte und den weißen Felsenstein, der wie ein Grabmal aussieht, setzten sie auch darauf, zum ewigen Angedenken.

Daß die Mutter und die jungen Kinder hinab ins Thal zu guten Menschen kamen, welche für sie sorgten, hatten sie wohl auch den Töchtern des Berggeistes zu danken. Jedes Jahr kamen Mutter und die jungen Geschwister hier herauf, um eine Totenfeier auf diesem lieben Grabe zu halten, und die Blumen blühten wunderschön, von den Töchtern des Berggeistes gepflegt.“



# Des Mädchens Traum vom Totenvolk.

Eine Bündner Sage.

---

„Ich spinne, spinne, spinne,  
Ich armes Mägdelein,  
An meinem Totenhemde,  
Und kann nur traurig sein.

Der Vater und die Mutter,  
Die liegen schon im Grab.  
Ich weine, weil ich niemand  
Zum lieben, lieben hab'.“

So klagt in öder Hütte,  
Umhraust vom Wintersturm,  
Das Mägdelein in der Stunde,  
Wo's Zwölfe schlägt vom Thurm.

Die müdgeweinten Augen  
Schließt bald ein Schlummer mild,  
Da lächelt ihr im Traume  
Ein wunderlieblich Bild.

Es sieht der Heimat Friedhof  
Im schönsten Sonnenglanz,  
Die Gräber schimmern grüne  
In weichem Blumenfranz.

Und auf den Gräbern sitzen  
Viel hundert Engelein,  
Es selber ist auch drunter  
Als Kindlein fromm und rein.

Und weiß gekleidet alle,  
Und fröhlich, wunderbar,  
Sie schau'n das Dorf hinunter,  
Und plaudern süß und klar:

„Wir Engel und wir Kinder,  
Wie haben wir's so gut!  
Im weichen Bett der Erde  
Es sich so freundlich ruht.

Wir haben keine Sorgen,  
Und haben keinen Schmerz,  
Nicht Frost und Hitze quälen  
Ein kindlich glücklich Herz.

Und scheint die Sonne prächtig,  
Und ist die Welt dann schön,  
So dürfen wir auf Stunden  
Aus unserm Grabe geh'n.

Und können uns erzählen  
In weicher Sonnenruh',  
Was einstmals ist gewesen,  
Und wie es jetzt geht zu.

Doch dürfen wir nicht lachen,  
Daß uns ein Menschlein hört,



Die sind von unserm Glücke  
Noch nicht genug belehrt.

Und würden abergläubisch,  
Das aber soll nicht sein.  
Heut' sind wir weiße Geister,  
Und künftig Engelein!"

Die Maid erwacht vom Traume,  
„Wie macht er mich so froh!  
Ja, einst in meiner Kindheit,  
Da war es freilich so!"

Nun kommt das zweite Traumbild,  
Als bald der Morgen graut.  
Sie, als erwach'sne Jungfrau,  
Der Heimat Kirche schaut.

Viel Männer, Frauen sitzen  
In ernstem Feierkleid  
Andächtig in den Bänken,  
So ruhig eingereicht.

Ein majestät'scher Priester  
Verkündet Gottes Wort,  
Die Rede, hoch und milde,  
Reißt alle Hörer fort.

Er kündet euch die Heimat,  
Die Heimat lieb und gut,  
Er führt euch in den Himmel;  
Der seelig auf sich thut.

Und wie das Mädchen hinsieht  
Zum hohen Gottesmann,  
Schaut sie die leere Kanzel  
Mit stillem Staunen an.

Unsichtbar ist der Redner,  
Sein Wort allein ist hehr;  
Die alte Heimatkirche  
Begreift sie jetzt nicht mehr.

Dann blickt sie in den Bänken  
Die ernstesten Hörer an,  
Bis sie die allermeisten  
Aufs neu erkennen kann.

Ja, das sind die Gestorb'nen  
Wohl in der Jahre Reih'n,  
Einst schlicht im Alltagskleide,  
Jetzt edel, ernst und rein.

Der Vater und die Mutter,  
Die schauen jetzt sie an,  
So gut, wie nur die Liebe,  
Die wärmste schauen kann.

„Mein Kind, bist bei den Toten,  
Drum fürchte nicht den Tod,  
Er ist ein himmlisch Leben,  
Und endet jede Not!“



# Zufriedenheit.

Eine Sage aus dem Bündner Oberland.

---

Die Edelfrau auf hohem Schloß  
Weint um entschwund'nen Glanz,  
Seit ihr Gemahl im Kriege fiel,  
Dünkt sie verarmt sich ganz.

„Mein Sohn, der ist ein Junker schön,  
Und soll nicht Bauer sein,  
Was bleibt ihm bei der Armut drum?  
Als nur der Krieg allein?“

Die Tochter ist ein Fräulein hold,  
Die Lieblichste im Land;  
Doch weil sie arm ist, fragt kein Herr  
Das Kind um seine Hand.

Sie muß da wohl ins Kloster geh'n,  
'ne Nonne, schmerzenreich.“  
So denkt die Mutter Tag und Nacht,  
Wird trauervoll und bleich.

Die lieben Kinder trösten sie,  
Spazieren viel mit ihr,  
Am besten thut ihr Waldesluft,  
Dort weilt sie für und für.

Vier Diener ihrer Jugendzeit,  
Die wohnen tief im Grün,  
Sie sucht jetzt auf die Hütten flein,  
Sieht stilles Glück erblüh'n.

Zwei Elternpaare, brav und alt,  
Die haben's heut' so traut,  
Des einen Sohn ist Bräutigam,  
Des andern Tochter Braut.

Die Schloßfrau und die Kinder sind  
Beladen herzlich warm,  
Sie kommen zögernd nur zum Fest,  
Zum Hochzeitspärtlein arm.

Und treffen helle Freuden an  
Am Hochzeitstisch, so schlicht,  
Der trübe Sinn der Edelfrau,  
Er widersteht ihr nicht.

Sie spricht sich wieder heiter aus  
Mit früh'rer Magd und Knecht:  
„Ihr habt vereint der Kinder Hand,  
Ich find' es schön und recht.

Sie sind fürwahr ein schönes Paar,  
Doch kommen sie auch aus?  
Es ist so schwer durchs Leben geh'n,  
Wenn wenig ist im Haus.“

Da lacht des Bräutigams Vater laut:  
„Mein Bub hat fleiß'ge Hand,

Er pflügt schon seit der Kinderzeit  
Mit starkem Arm das Land.

Das gibt uns Brot, mehr braucht es nicht,  
Das Wasser gibt uns Gott,  
Mein Weib, das kocht ein Krautgericht,  
So hat es keine Not."

Des Bräutleins Mutter legt nun auch  
Viel Weisheit an den Tag:  
„Mein Maidlein ist ein sparsam Kind,  
Von echtem Bauernschlag.

Spinnt Strümpf' und Kleidlein spät und früh,  
Und näht sie selber aus,  
So braucht's kein Geld, was nötig ist,  
Das haben wir im Haus."

D'rauf fängt des Bräutleins Vater an:  
„Zwei Ziegen geb' ich gleich,  
So ist das liebe, junge Paar  
Mit einem Male reich."

Des Jünglings Mutter freudig spricht:  
„Bring' Krug und Pfanne dar,  
Damit das Schwiegertöchterlein  
Kann kochen Jahr um Jahr."

Und Bruder, Schwester rufen aus:  
„Zwei Löffel geben wir!  
So haben sie schon Hausrat viel,  
Fast, wie die Reichen schier."



Und alles jubelt, alles lacht  
Mit Waldes Vögelein,  
Die Dame denkt: ihr armen Leut',  
Ihr habt ein glücklich Sein.

Die Greise zwei, die Frauen alt,  
Sie fragen nun auch leis,  
Wie es der guten Schloßfrau geh'  
In ihrer Kinder Kreis?

Die Dame lispelt: „Wir sind arm,  
D'rum wird der Sohn Soldat,  
Ins Kloster geht das Töchterlein,  
Wir wissen keinen Rat.“

Die Greise vier, sie jammern jetzt:  
„O, Mutterherz gequält!  
Behaltet Euern Sohn bei Euch!  
Er bau' des Schlosses Feld!

Das gibt euch Brot! das macht ihn froh!  
Die Arbeit segnet Gott!  
Sie ist das Beste auf der Welt,  
Und leidet keine Not.

Und euer liebes Töchterlein  
Laßt nicht ins Kloster geh'n!  
Sie werde ein Hausmütterlein,  
Fromm, sorgend, freundlich, schön.“

Der Junker lacht, das Fräulein blickt  
Die Leute freundlich an,

„In Mutters Namen dank' ich euch,  
Ihr habt ihr wohl gethan!“

„Ja, ja, das habt ihr, segn' euch Gott!  
Ich geh' getröstet heim,  
Und will versuchen, so wie ihr,  
Mit wenig froh zu sein!“



# Freundschaft.

Eine Bündner Sage.

---

Sorgend schaut die Edeldame  
Auf den Sohn, den stillen, bleichen:  
„Du bist krank, mein einz'ger Liebling,  
Will dich d'rum zur Alpe senden.

Wo die reinen Lüfte wehen,  
Wo die Berge golden leuchten,  
Und die blauen Seen winken  
Kings im Kranz von Alpenrosen.

Ruhe dort auf grünen Weiden,  
Wenn die Sonne lieblich lächelt,  
Träume bei den Herdenglocken,  
Trink' die frische Milch der Alpen.“

Und sie sendet zwei der Diener  
Mit dem Kranken auf die Höhe,  
Die bereiten ihm ein Lager  
In der trauten Alpenhütte.

Senn und Hirten sind beflissen,  
Treu der Herrin Sohn zu dienen,  
Doch vor allen ist ein Knabe  
Seines Alters ihm ergeben.

Jüngster Hirte ist der Bursche,  
Festen Blickes, braven Herzens,  
Ist er schon ein Mann, ein kleiner,  
In den zarten Knabenjahren.

Und sie wachsen auf zusammen  
Rittersohn und Hirtentnabe,  
Werden Jüngling, werden Männer,  
Halten immer treue Freundschaft.

Hirte blüht bei harter Arbeit  
Sorglos heiter, Ritterjüngling,  
Schön und edel, wird beneidet  
Von des Landes rauhem Adel.

Und sie schleifen seine Burgen, —  
In der Räuber Kerker schmachtet  
Junger Held seit manchem Jahre.  
Seine Mutter ruht im Grabe.

Junger Held, du bist vergessen.  
In dem krieg'rischen Getümmel,  
Denkt man auch der Besten nimmer,  
Otto's Name ist erloschen.

Und man glaubt, er sei gestorben,  
Nur Leonz, der brave Hirte,  
Denkt des Schönsten, treu in Freundschaft,  
Sucht ihn unter schweren Mühen.

In des Waldes tiefsten Gründen  
Wandelt er in bangen Sorgen

Manche Nacht, und kann nicht schlafen,  
Denkt des Freundes immer, immer.

Wenn die hohen Eichen rauschen,  
Wenn die Fichten seufzend klagen,  
Füchs und Wölfe jammernd bellen,  
Und die Geier kreischend flattern.

Sieht er seltsam falbe Lichtlein  
Durch die dichten Zweige huschen,  
Und es dünkt ihn Geisterstimmen  
Aechzen: muß den Freund befreien.

Und ein Schmied ist er geworden,  
Schmiedet mit den starken Armen  
Eisenwaffen ohne Ende  
Zur Befreiung seines Freundes.

Wird ein Maurer, Steine klopfend,  
Hoffend leise, Kerkersteine  
Müßten seiner Kraft einst weichen,  
Wenn er finde den Geliebten.

Als ein Feger von Kaminen  
Zieht er mit der schwarzen Leiter  
Ringsum in des Landes Burgen,  
Hört gespannt in Küch' und Keller.

Singt mit still gedämpfter Stimme  
Alpenlieder, die als Knaben  
Fröhlich sie zusammen sangen  
Einst bei ihrem Freundschaftsbunde.



Vine müde, tiefe Stimme  
Singt ihm Antwort in der Erden,  
Unter Schlosses Kerkerhöhle,  
Und er kennt die Stimme wieder.

Und er gibt ein Freundeszeichen,  
Und der lange Gingesperrte  
Bietet Antwort, und sie reden  
Ihnen beiden nur verständlich.

Tage d'rauf der Schmied, der starke,  
Bietet seine Eisentwaffen  
Heldenmüt'gen Thalesöhnen,  
Ruft sie auf mit mächt'gen Worten:

„Rettet aus dem langen Kerker  
Edelsten der jungen Helden!  
Opfer grausam feigen Sinnes,  
Rettet ihn, ihr tapfern Männer!“

Und er schwingt den Eisenhammer,  
Der gewalt'ge Steinbrechmaurer,  
Klopft und klopft, die Steine wanken,  
Klopft und klopft, die Funken stieben!

Spalten gibt's in Schlosses Mauern,  
Und der Steinmann, der gewalt'ge,  
Und der Eisenschmied, der starke,  
Sieger ist er mit den Seinen.

Und es heult die Schloßbesatzung,  
Und der rohe Räuberritter

Bittert unter Eisensäusten,  
Donnernd faust der Steinehammer.

Und der Schönste aller Edlen  
Liegt befreit in Freundesarmen!  
Und des Thales Söhne jauchzen:  
„Braver Maurer, Schmied, du Sieger!“



# Romanische Volkslieder.

In deutscher Uebersetzung.

---

Wir haben keinen Herrn!  
Der Ritter war nicht gut,  
Drum machten wir uns frei,  
Ob's auch gekostet Blut.

Sind uns're eig'nen Herr'n,  
Und wollen brave sein,  
Mit unserm starken Arm,  
Da schlagen wir darein.

Wenn jemand Freiheit kränkt,  
Wenn jemand Unschuld plagt,  
Wir sind ein Schirm, ein Trost,  
Wo bange Schwäche klagt.

Ist Armut unser Los,  
Bekämpfen wir auch die  
Mit uns'rer Arbeitskraft!  
Wir schaffen spät und früh.

Für uns'rer Lieben Heil,  
Für uns'rer Freunde Glück,  
Und wo die Armut fleht,  
Wir treten nicht zurück.

---

---

Ich Alpenbüblein hab's so gut,  
Wenn ich im weichen Grase ruh',  
Auf lieber Alpenweide.

Dann singe ich, dann jauchze ich,  
Und meine Herde tanzt um mich,  
O, Freude, Freude! Freude!

Sie geben Milch, die trink' ich gern,  
Und tauschte nicht mit reichem Herrn,  
Pflück' Alpenrosen, holde,  
Und spiele mit dem blauen See,  
Und thut mir nie ein Finger weh,  
Mein Berg, der strahlt von Golde.

---

O Alpenhöh'! wie bist du mir  
Das liebste auf der Welt!  
Von der ich träume Tag und Nacht,  
Wenn mich die Tiefe hält.

Dann habe ich ein Sehnen nur  
Nach dir, nach dir allein,  
Du hohe, heilige Natur,  
Wo weht die Luft so rein.

Wo froh und klar das Auge schaut,  
Weil es das Schönste sieht:  
Die Alp in ihrem Morgenglanz,  
Ein heilig Schöpfungslied.

---

In Waldesrauschen, in Waldesgrün,  
Möcht' meine Seele zur Höhe zieh'n,  
Sich laben in den Sonnenstrahlen,  
Die dort so himmlisch die Zweige malen;  
Ein Wogen und Flimmern von herrlichem Schein,  
So kann es nur einzig im Himmel sein.

---

Tiroler! bist ein fester Mann!  
Doch dieses bin ich auch!  
Du gehst im Schnee auf hohen Berg,  
Doch dieses kann ich auch.

Du fürchtest nicht den Wettersturm,  
Sein donnerndes Gebraus,  
Du fürchtest nicht die finst're Klust,  
Des wilden Bären Haus.

Ich hab's wie du, ich fürcht' mich nicht  
Vor Sturm und wildem Tier.  
Auch etwas and'res fürcht' ich nicht,  
Das imponierend — dir.

Dein Kaiser ist's, ihm fließt dein Blut  
In Unterthanentreu.  
Ich aber hab' ihn oft bekämpft  
Als Bergmann, stolz und frei.













